

A54



Herrenkirche oder Volkskirche?

1.24

138.



[Hsm. A-0209]
d. ad A-34



K. Kerem

Herrenkirche

Handwritten scribble

oder

Volkskirche?

49702

1.24.

Eine estnische Stimme im baltischen Chor

von

A. Grenzstein

„Mich jammert des Volkes.“



Jurjew 1899

Druck von A. Grenzstein

#158

Дозволено цензурою. — Ревель, 14 октября 1898 г.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
9718

I. Geschichte und Lehre.

1. Volkstümliche Grundlage des Christentums.

Volkreligionen sind in der Volksseele für die Volksseele entstanden. Das ist das Ursprüngliche und Eigentliche. Die Herren kamen später, um auszubauen und um dabei an sich zu denken. „Religiöser Glaube und religiöse Gebräuche entstehen wie Mundarten“¹ in breiten Volksmassen nach dem Herzschlage von Millionen.

Ist das richtig, so ist es psychologisch auch richtig, daß eine Volksreligion nicht die Tendenz haben kann, in den Händen der Herren als Werkzeug der Unterdrückung des Volkes zu dienen. Wo diese Tendenz sich zeigt, ist sie später durch fremde Hände in die Religion hineingetragen worden und widerspricht also dem innersten Wesen dieser Religion.

Die Naturanbetung ist von keinem Einzelnen erfunden und als Religion gepredigt worden. Millionen standen an ihrer Wiege und schaukelten sie wunderbar zwischen Himmel und Erde. Die chinesische Religion des Confucius stammt nicht von diesem. Ihre ersten Anfänge sind älter als die chinesische Kultur, also über 5 tausend Jahre. Confucius hat das Vorhandene nur gesammelt und gelehrt. Indien, das klassische Land für die Geschichte der Religion, kennt nur allmählig entstandene Religionen, durch Einzelne, wie Buddha, in größerem Maßstabe geläutert, entwickelt, vertieft; aber von keinem Einzelnen spontan erschaffen. Dasselbe gilt von der Religion der Israeliten. Confucius, obgleich selbst königlichen Geblüts, wendet sich an das Volk, an die Niedrigen. Auch Buddha entstammt einem königlichen Hause; doch seine Lehre gilt den Armen. In selbstgewählter Armut zieht er unter dem Volk umher und lehrt laut und offen, daß die Armen und Niedrigen die am ersten zum Heile Berufenen sind. Ja noch mehr: Buddha bekämpft das herrschsüchtige Brahmanentum und ist bestrebt, das Volk der sozialen Fesseln zu entledigen. Das ganze Kastenwesen

¹ Max Müller, „Die Zukunft“, 1896 № 14, p. 13.

mit seinen Gesetzen wird verworfen und der elende Paria als Mensch mit dem Hochstehenden gleichgestellt. Wenn sich heute ein Viertel der ganzen Menschheit zum Buddhismus bekennt, so mag das zum Teil an dieser Tendenz liegen. Hätte die Lehre Buddhas das Herrschaftsideal vertreten, hätte man sie wohl nur Wenigen durch Feuer und Schwert aufzudrängen können. Die Religion der Israeliten hat Hoch und Niedrig zugleich erhoben, aber nicht dazu gedient, den einen zum Besten des andern zu knechten. Der Mohammedanismus hat sich mit fast beispielloser Schnelligkeit verbreitet, aber nicht etwa, weil die Gewaltthaber für ihn eintraten, sondern weil er dem Herzschlage der Masse entgegen kam und dieser sogar das Schwert in die Hand drückte, um sich einen Weg zu bahnen.

Und das Christentum? Wendet sich sein göttlicher Stifter etwa an Kaiser Augustus, damit dieser seine weltbeherrschende Fahne auf dem Siegeszuge der Religion der Liebe vorantrage? Nein! Dieser ließ sich selbst göttliche Ehre erweisen und später sah das römische Weltreich auf das Christentum als auf eine gefährliche Revolution von unten. Das römische Reich war herrlich und ewig, und nun kamen die Christen und lehrten, ihr Reich sei herrlich und ewig. Das war Hochverrat.

Aber, da es sich um eine Lehre handelte, so wandte sich Christus vielleicht an die Weisen dieser Welt, etwa an die genialen griechischen Philosophen, die die geistige Welt beherrschten und formten? Auch nicht. Diese hatten das Herrlichste der griechischen Nation, die großartige Götterwelt, zu Grabe getragen und waren kaum fähig, die Gottesjohnschaft Christi gläubig zu fassen.

„Kommt her zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Mit diesem Ruf trat der Herr Heiland unter das arme und gedrückte Volk und begann seine Lehre mit Seligpreisungen: Selig sind, die geistlich arm sind; selig sind, die da Leid tragen; selig sind die Sanftmütigen; Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; selig sind die Barmherzigen; selig sind, die reines Herzens sind; selig sind die Friedfertigen; selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden. Wie gewaltig klang diese Predigt zu den Herzen der Verlassenen! Sie bedeutet eine Erlösung der Enterbten und Verachteten, die Jesus an sein Herz schließt. Dagegen müssen die Hohen und Weisen dieser Welt häufig den bittersten Tadel über sich ergehen lassen. Wie Christus selbst sich an das arme Volk wandte und sich von demselben umgeben sah, trat später das Christentum, eine neue Weltanschauung in seinem Schoße bergend, auf den Markt und auf die Gasse unter das schlichte Volk, um dessen Vorstellungsweise maßgebend zu bestimmen. Kein Hoch und Niedrig, alle gleich vor dem Haupt der Gemeinde, vor Christus.

Die weltlichen Fürsten herrschen; so soll es unter euch nicht sein. Will jemand unter euch herrschen, der sei euer Diener. (Matth. 20, 26.) „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ Doch, die christliche Kirche mußte in einen schweren Kampf treten. Diesen übernahm das Episkopat, und dafür fiel ihm die Kirche als Siegespalme, um nicht zu sagen, Siegesbeute zu, um später unter einem Innocenz III. grenzenlose weltliche Herrschgelüste zu zeitigen. Die Herrlichkeiten dieser Welt üben eben auf jedes Menschenherz ihre Macht. Mit dem Glanz äußerer Macht ist aber je und je der innere Verfall des Christentums Hand in Hand gegangen. „Wieviel bloßes Namenchristentum, wieviel Lüge, wieviel Haß und Feindschaft, wieviel Neid und Ehrgeiz, wieviel weltliche Begier schon im III. Jahrhundert unter den Besten der Gläubigen!“¹ Die Kirche besaß ihre Pfründen, ihre Reichtümer, Fürstentümer, Hoheitsrechte und andere Herrlichkeiten, lauter sehr begehrliche Dinge, durch die sie selbst aber verweltlicht wurde und nach und nach eine ungeheure Umwälzung ihres innern Wesens vollzog. Christliche Liebe, wie sie etwa in Franz von Assisi erquickend zu Tage trat, kam abhanden, Gering wurde für Gering, Hoch für Hoch gehalten, an den Spruch kehrte sich niemand, nach welchem eher ein Kamel durchs Nadelöhr geht, denn als ein Reicher ins Himmelreich kommt. Die christliche Kirche ist in die weite Welt gedrungen, die weite Welt hat sich aber auch in der Kirche ein warmes Plätzchen gesichert. Aus der Volkskirche wurde eine Herrenkirche.

Wie steht Luther zu der Frage? Hat er etwa eine Herrenkirche gründen wollen? Keineswegs. Auch Luther hatte die notleidende Volksmenge im Sinn. Die Herren waren „arge Buben“ in seinen Augen. „Wenn der Papst der Ablassprediger Schinderei femete, er würde lieber haben, daß St. Peters Kirche zu Asche werde, als daß sie mit seiner Schafe Haut und Wein aufgebauet werden sollte!“ Der evangelisch-soziale Kongreß verhandelte am 2. Juni 1898 in Berlin über Luthers soziale Stellung und stellte als historisches Ergebnis fest, daß Luther „das Ideal des dienenden Herrschentums aufgestellt und von der weltlichen wie kirchlichen Obrigkeit verlangt habe, daß sie in den Schranken ihres Berufes das Volksleben mit den Kräften der Billigkeit, der Zucht, des Rechtes und der Bruderliebe“² zu durchdringen habe. Luther hat sogar, ohne es selbst zu wissen, „dem mittelalterlichen Staat den Boden unter den Füßen weggezogen“ und „die feudalen Machthaber zu Unterthanen gemacht“. Der Geistliche sollte das Volk gegen die Bedrückung

¹ Sohm, Kirchengeschichte, pag. 17.

² Ebese 50.

durch die Herren vertreten, sogar gegen zu hohe Pachten kämpfen, verlange sie, wer da wolle, und die Herren sollten bei vollständigen Mizernten auf die Pacht verzichten. Indem Luther Hoch und Niedrig als Kinder Gottes im Gotteshause in brüderlicher Liebe beisammen sehen wollte, hat er im eminenten Sinn das Ideal einer Volkskirche vertreten.

Der Tempel Gottes hat also mitten im Volke zu stehen. Er steht freilich einem jeden offen, auch den Herren; aber wenn diese kommen, sollen sie eintreten, um zu beten, nicht, um zu herrschen.

2. Die Herrenkirche Livlands.

Trotzdem ist die baltische „Landeskirche“ ev.-luth. Confession eine Herrenkirche par excellences geworden. Wie kam das?

Zu einer Volkskirche gehört zweierlei, ein Volk und eine Kirche. Livland hat aber bis in die allerjüngste Zeit weder *de jure* noch *de facto* ein Volk gekannt. Es kannte, besonders in früheren Zeiten, nur schrankenlose Herren und rechtlose Sklaven. Diese Herren gründeten und verwalteten eine Kirche, wie sie grade ihnen paßte. Diese Herren und nur die Herren waren das Land, waren das Volk, waren alles, die sich ein „Gottesländchen“ schufen und alles, was nur immer in ihrer Macht stand, in den Dienst ihrer Leiden-schaften stellten. Das Faktum, daß unsere „Landeskirche“ eine Herrenkirche ist, wird wohl von keiner Seite in Abrede gestellt. Wir können uns daher der Frage zuwenden, in welcher Weise unsere Herrenkirche entstand und in welchem Maße sie den Charakter einer solchen zeigt.

Soweit ich im Stande bin, den Geist der Geschichte Livlands¹ aus verbürgten Thatsachen heraus zu fassen, bin ich der Meinung, daß man nach Ankunft der Deutschen einige Jahrhunderte hindurch von einer ernstern Christianisirung des Landvolkes lieber gar nicht reden, sondern ehrlich bekennen sollte, daß so etwas nicht da war. Die äußere Zeremonie der Taufe macht niemand innerlich zum Christen, worauf es doch wohl ankommt. „Wasser macht es freilich nicht!“ sondern das Wort Gottes, das erfäßt sein will. Das war aber völlig ausgeschlossen, weil man die Sprache der Eingeborenen nicht verstand und vor allem, weil häufig Massentaufen stattfanden, wobei zuweilen die Heiden die Zeremonie sogar selbst mit dem ihnen übergebenen Wasser vollzogen, von Dorf zu Dorf wandernd. Nur eins wußten sie dabei, nämlich, daß sie mit der Taufe ihre Freiheit einbüßten und ein schweres Joch auf sich nahmen. Wenn bei ruhigen

¹ Mit Livland bezeichne ich der Kürze wegen Liv-, Est- und Kurland zusammen, wie das oft üblich ist.

Zeiten bei der Taufe einige Kenntniss verlangt wurde, so bestand sie darin, daß der Täufling einige Sätze hersagen mußte, und zwar in lateinischer Sprache. Ärger kann man eine Mission kaum karikiren. Da können wir es sehr wohl verstehen, ja wir müssen es billigen, daß das Volk seine religiösen Bedürfnisse auf seine alte Weise zu befriedigen suchte, um nicht völlig religionslos zu werden. Freilich hat es unerhört lange gedauert. Runde 700 Jahre! 1159 erschienen die Deutschen in Livland, und 1859 wurde Pastor Körber zu Jemmeru bei Pernau emeritirt, der erzählt, „daß die Esten in seinem Kirchspiel an jedem ersten Freitag nach Neimond auf einem großen Stein im Walde einen schwarzen Hahn opferten, um mit dem Opferblute die Schwellen der Häuser und der Viehställe zu bestreichen, wodurch alle Gefahr und alles Böse von Menschen und Vieh abgewandt werden sollte“¹. An den Früchten soll man den Baum erkennen. Wenn die christliche Kirche thatsächlich nicht im Stande sein sollte, in einer ununterbrochenen Thätigkeit durch sieben Jahrhunderte hindurch inmitten eines Volkes, über welches sie eine unumschränkte Macht besaß, das heidnische Tieropfer durch das Christentum zu verdrängen, so dürfte die Frage wohl erlaubt erscheinen, ob es nicht richtiger gewesen wäre, aus christlicher Menschenliebe von einer solchen Mission überhaupt Abstand zu nehmen, wenn diese soviel Massenelend bringt, wie es bei uns der Fall gewesen. Aber die Schuld liegt durchaus nicht an der Kirche, sondern an ihren Vertretern. Diese stellten das Kreuz in den Dienst selbstgemachter Götzen, nicht der christlichen Religion. Die Kirche war in ihren Augen nur ein Werkzeug, das Volk diesen Götzen dienstbar zu machen. Livland hatte, wie wir später sehen wollen, andere Zwecke als den der Christianisirung der Eingeborenen. Diesen hätte man am liebsten das Lebenslicht ausgeblasen, um große Ziele leichter erreichen zu können.

Demnach kann man nicht einmal von einer Kirche für die Eingeborenen reden, noch weniger von einer Volkskirche. An die hat niemand gedacht, wenigstens diejenigen nicht, die dabei das entscheidende Wort zu sagen hatten.

Es war kein anderer als Papst Innocenz III., der die „Christianisirung“ Livlands ins Werk setzte und durch seinen kongenialen Bischof Albert 1200—1229 auch so ziemlich vollendete. Sie beide waren von glühender Herrschbegier erfüllt und beiden galt beim Aufbau ihrer großartigen, durchaus weltlichen Lustschlösser Menschenleben und Menschenblut als das allerbilligste Baumaterial. In wahnwitziger Weise opferte ersterer Tausende von Kinderleben in den berühmtesten Kinderkreuzzügen und letzterer fand es für gut, daß hundert Älteste

¹ Vergl. Sitzungsberichte der Gelehrten estnischen Gesellschaft 1883 p. 171.

der Eingeborenen „ohne Wissen“, d. h. versehentlich, hingemordet wurden.

Bischof Alberts 30 jährige Wirksamkeit in unserer Heimat ist ein ununterbrochener Vernichtungskampf gegen die Eingeborenen, der mit deren Ruin endete. Jahrein jahraus durchzog er deutsche Gauen, holte beutegierige Scharen nach Livland mit, ließ dasselbe nach allen Regellosigkeiten wilder Banden brandschatzen, behielt einen Beuteteil für sich und segnete dann ihren Heimgang. In Asche gelegte Dörfer und frisch aufgeworfene Hügel von Massenbegräbnissen bezeichneten die Landschaften, die sein Fuß betreten. Um den Vernichtungskrieg in Permanenz erklären zu können, gründete er sich einen Schwertorden, der ein so zügelloses Leben führte, daß er und seine Nachfolger mit dem Bischof selbst bei der Teilung der Beute in endlose Kämpfe gerieten, die nur dann Unterbrechungen erfuhren, als es galt, den Eingeborenen neue Beute abzujagen und sie gemeinsam zu knebeln. Der Bischof, das Haupt der jungen Kirche, war vor allem ein weltlicher Machtthaber, ausgestattet mit allen Rechten und Befugnissen eines Landesherrn, mit der Regierungsgewalt, mit dem Münzrecht, ja mit dem Majestätsiegel. Das ganze Land wurde den Eingeborenen durch nackte Gewalt genommen und der „Kirche“ zur Verfügung gestellt. Selbst die ganze Hinterlassenschaft Kaupos, des reichen Livenhäuptlings, fiel der Kathedrale zu. Die „christliche“ Kirche erntete, wo sie nicht gefäet, ja, sie raubte, wo sie sich nicht einmal ernstlich etabliren wollte.

Die Kirche, die daraus hervorging, konnte alles andere in der Welt sein, nur keine Volkskirche.

Überspringen wir den kirchlichen Entwicklungsgang mit seinem tiefen Elend einige Jahrhunderte und halten an der letzten Jahrhundertwende ein wenig, so sehen wir, daß das Herrrentum sich in der Kirche so breit gemacht hatte, daß die machtlose Kirche zur dienenden Magd der Herren erniedrigt worden war.

„Kein protestantisches Land, schreibt Garlieb Merkel¹, vielleicht überhaupt keines, gibt ein solches Beispiel von einer so allgemeinen Verschrobenheit des geistlichen Standes, als mein armes Vaterland . . . Wo sieht der Seelsorger mit erklärter Verachtung auf seine Anvertrauten herab? Wo verbindet er sich mit dem Adel, sie zu tyrannisiren? Das ist ein Vorrecht Livlands. Das konnte mir in einem Lande geschehen, wo der Adel seine Existenz der Geistlichkeit verdankte.“ Der Seelsorger ist im ganzen Lande bis auf den heutigen Tag Großgrundbesitzer und heißt auch Kirchenherr. Er besitzt den persönlichen Adel und fühlt sich mit dem Landesadel solidarisch.

¹ Die Letten, Leipzig, 1800, pag. 350.

Sie setzten seiner Zeit alles dran, um in den adligen Stand zu treten. „Wahrlich! nur der alte Adam, den alles Wassertaufen nicht erlöst, treibt die Prediger zur Adelswuth,“ schreibt Merkel (a. a. O. p. 365). Nach Mertels Zeugnis haben die Prediger sich soweit in den Dienst der Großherren gestellt, daß sie Verordnungen der Regierung, die den Bauern Erleichterungen brachten, von den Kanzeln so unverständlich hergesagt haben, daß der Bauer davon nichts hat begreifen können (a. a. O. p. 204). „Viele Prediger, berichtet Merkel (p. 359), verüben an ihren Bauern alle die Bedrückungen und Grausamkeiten, von den sie die Edelleute zurückhalten sollten. Es giebt sogar mehrere Pastorate, wie z. B. Sunzel und Acheraden, die halb oder ganz wüste sind, weil die harte Behandlung der Bauern sie zum Entlaufen gezwungen hat.“ Die Prediger „erpressen ihren Wohlstand von den Bauern“.

Daß die Gemeinde von der Kanzel aus zur Unterwürfigkeit ermahnt wurde, ist selbstverständlich. Es existiren auch Kirchenlieder, baltische Originale, die diesem Zweck dienen. In dem werroestmischen Gesangbuch v. 1816, das bis in die jüngste Zeit noch von Kirchengängern benutzt wurde, ist das Lied № 374 Ke om pantu orjama für diesen Zweck bestimmt, aus dem ich ein paar Proben in wörtlicher Übersetzung hierher setze. Da heißt es in einer fast unmöglichen Sprache u. A.: „Wen man zum Knecht gemacht, diene gern auch, und bedenke, daß das Herrschen nicht allen taugt. Der eine bekam eine große Ehre, der andere eine kleinere. Dessen Zweck, der alles so teilte, ist voller Weisheit wahrhaftig. Scháme dich auch nicht, daß du fröhnen mußt. Wenn du machst, was man dir befiehlt, hast du daran Ehre genug. Damit alle leben können, sei du immer auch unterthänig dem Gesetz, als Beispiel dem Nächsten. Beachte den Jesus, der recht gehorchte, der immer das Gesetz erfüllte, sich erniedrigte bis zum Tod. Verachte nicht die Höheren, wenn sie irren; denke, die sind auch Menschen wie du. Ihre, Frohne, Abgaben auch gib ihnen gern“ . . .

In Estland soll ein Pastor, wie man mir berichtet, seine Gemeindeglieder mit dem Gruß empfangen: Mis ja palud? was bittest du?

Die Leitung der ev.-luth. Kirche Livlands steht ja ausschließlich in adligen Händen. Ritterschaft, Geistlichkeit und die theologische Fakultät der Landeshochschule sind in Landesfragen vollständig einig. Die Geistlichkeit bildet eine so eifrige Avantgarde, daß die Ritterschaft sich zuweilen gemüßigt sieht, ihr einen kleinen Dämpfer aufzulegen¹). Die Aufrechterhaltung, resp. Wiederherstellung der im Nystädter Frieden (1721) bestätigten adligen Privilegien, bei uns

¹ Vergl. über baltische Landespolitik, Leipzig, 1878 p. 57 ff.

„Landesrechte“ genannt, bildet die Operationsgrundlage auch für die Geistlichkeit.¹

Wenn alle Anzeichen nicht trügen, so geht unsere Geistlichkeit an die Lösung einer augenscheinlich von Außen ihr gestellte Aufgabe, wo sie der schlimmsten Erfahrungen sicher sein kann. Unsere Gutsbesitzer leiden ernstlich an Arbeitermangel. Die Arbeiter suchen lieber in Städten ihr Brot oder verlassen die Heimat, als daß sie auf Hofsfelder arbeiten, wogegen sie eine traditionelle Abneigung haben. Wer soll hier Wandel schaffen? Pastor Kaspar in Schujen trat mit einer längeren Arbeit in einem kirchlichen Blatt² mit einem sozialpolitischen Programm für die Prediger auf und erklärte, nachdem er von einer „erweiterten Folge des christlichen Glaubens- und Liebeslebens“ gesprochen, „Religion und Politik“ seien „im Grunde von einander gar nicht zu trennen“. Der Prediger müsse in allen Tonarten durch die Lande rufen, daß Glück und Freude des Herzens nicht direkt von leiblichem Wohlstande und materiellem Glück abhängig sei: „Die Reichen sind nicht stets die Glücklichen und die Armen nicht stets die Unglücklichen.“ „Des Leibes Bedürfnisse zu befriedigen, dazu gehört nicht viel.“ „Auskömmliche Nahrung und Kleidung,“ das ist alles. Geistige Bedürfnisse werden nicht erwähnt. „Die niedrigsten Triebe der Begehrlichkeit, der Genußsucht, der Unzufriedenheit der unselbständigen Masse müssen niedergekämpft und klar gemacht werden, daß „Arbeit keine Schande“ sei. Diese „erweiterte Folge des Liebeslebens“ wird nun ohne Frage eine erweiterte Folge des Hasses in gewissen Kreisen nach sich ziehen. Das hat ein Pastor bereits bitter genug erfahren müssen. Er trat mit einer „neuen“ Theorie im April 1898 in Jurjew in einer adligen Versammlung auf, indem er in völliger Verkennung der Sachlage den Wunsch aussprach, die Güter mögen unsre Arbeiter zur Arbeit erst erziehen. Natürlich wurde er in der estnischen Presse, und zwar mit Recht, so hart mitgenommen, daß er sich wohl hüten wird, in diesen Dingen noch mitzureden.

Ich könnte noch so viele Beispiele anführen, um zu zeigen, wie unsre luth. Landesgeistlichkeit bestrebt ist, sich dem Adel nützlich zu erweisen; allein es dürfte kaum nöthig erscheinen. Doch will ich ein Urteil eines konservativen Edelmannes in Preußen mitteilen. Er urtheilt zwar über preussische Verhältnisse, die aber den unsrigen ähnlich sind. Der skandinavische Junker ist ja ein Ableger von dem preussischen. Dieses Gesamturtheil, mit v. S. unterzeichnet, steht in den

¹ Vergl. Harleß, *Geschichtsbilder*, Leipzig 1869, p. 215.

² *Mittheilungen und Nachrichten f. d. ev. Kirche in Rußland*, Februarheft 1898.

„Preussischen Jahrbüchern“ Septemberheft 1897 und charakterisirt die Herren wie folgt:

„Geistige Bewegungen, aus der Volksseele entspringend und sie mächtig erregend, müssen, ihrer Ansicht nach, mit Gewalt unterdrückt werden. Sie halten das Christentum hoch, aber es muß ihr Christentum sein, mit den von ihnen gebilligten Formen und Außerlichkeiten; ob es evangelisch, d. h. vom freien, lebendigen Hauch des Geistes Christi durchweht ist, oder ob ihr „Christentum“ vielmehr die auf der Unwissenheit aufgebaute confessionelle Unbuddsamkeit ist, kümmert sie nicht. Ihr Christentum ist ihnen nicht die freie Religion, die soziale That — ich bin weder christlich-sozial noch national-sozial — sondern es ist ihnen das ererbte, mächtige Mittel, das Volk im altgewohnten Geleise zu halten. Ihr Haß gegen die „liberale Theologie“, der recht eigentlich ein blinder ist, da die Herren wegen Bildungsmangel gar nichts davon verstehen, entspringt nicht der Sorge, diese Theologie möchte der religiösen Innerlichkeit, dem christlichen Leben schaden — wie kläglich sieht es oft in adligen Kreisen mit dem christlichen Leben aus — sondern es ist die instinktive Verteidigung des Althergebrachten, die Furcht: jede Beseitigung der ererbten religiösen Formen und Außerlichkeiten legt Bresche in unseren sozialen und wirtschaftlichen Besitzstand.“

Unsere Kirche ist nun schon 700 Jahre alt. Was alles hat das Land, das arme Volk in dieser Zeit nicht durchkosten müssen! Krieg und Brandschatzung, Hungerjahre und Pest haben es sehr oft fast gänzlich vernichtet. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war das Massenelend hier so unerhört groß, so entsetzlich, wie nach W. H. Niehls Meinung die Weltgeschichte es anderweitig nirgends verzeichnet hat. Zum allergrößten Teil hatten das die Herren des Landes verschuldet. Doch weiß die Geschichte Livlands nicht von einem einzigen Fall zu berichten, wo die Geistlichkeit für das Volk und gegen die Herren Partei ergriffen hätte, ja auch nur ernstlich die letzteren ermahnt hätte. In Vertretung ihrer Interessen sind Geistlichkeit und Adel 700 Jahre lang ohne Unterbrechung gegen das Volk einig gewesen und sie sind noch heute gesonnen, es für und für zu bleiben. Das nennt man eine Herrenkirche, eine Baronkirche Livlands.



II. Ein historisches Verdienst der Ostern.

3. Römisch-deutsche Pläne.

Die Aufsegehung Livlands im Jahre 1159 durch Bremer Kaufleute, die durch einen Sturm zufällig in die Mündung der Düna verschlagen wurden und dort mit den Einwohnern Beziehungen anknüpften, ist dazu angethan, unser Auge von dem großen Ernst, den die Geschichte in ihrem Schoße barg, abzulenken auf ein Idyll, das uns anfänglich gar nicht so schlecht anmutet und erst später durch verschiedene Umstände garstig wird. Freilich war ein Sturm da, und zwar ein gewaltiger, und die Wellen waren aufgeregter und gingen hoch; allein dieser Sturm brauste nicht über das baltische Meer hin, sondern über eine gigantisch aufstrebende Nation und erzeugte in deren Blut einen mächtigen Wellenschlag, und dieser Wellengang war es, der den Deutschen unseren heimatlichen Gestaden zutrug. Es ging um die Wende des Jahrtausends eine große Bewegung durch deutsche Gaue, emporgetragen von kommerziellen, staatlichen und religiösen Ideen, vor allem durch eine schwellende Expansionskraft des Volkes. Die an die Scholle bindende Flurverfassung ward gesprengt, und ein Menschenstrom ergoß sich über die benachbarten Lande, zellenartig Gehöft an Gehöft bauend und den Undeutschen vor sich hertreibend, nieder tretend, assimiltrend. Die fruchtbare Tiefebene zwischen der Elbe und der jetzigen russischen Grenze wurde slavischen Völkern entrissen und in der Folge zum Mittelpunkt deutschen Lebens gemacht. Weder Polen noch Tschechen waren vor den Deutschen sicher und die Donau hat sie bis zum Schwarzen Meere hinuntergetragen. Das deutsche Mittelalter schuf sein letztes Werk — es besiedelte den Osten und legte sich in Livland einen festen Waffenplatz an, um von hier aus seine Herrschaft womöglich über den ganzen Norden auszudehnen und das baltische Meer zu einem deutschen Mittelmeer zu machen. Wie das Mittelmeer seinerzeit, sollte nun das baltische Meer ein Mittelpunkt werden, um den sich eine nordische Kultur erheben sollte, um so mächtiger, da ihre Träger nur einer Nation, der Deutschen, angehörten oder angehören sollten. Eine gewaltige Idee, der das Mittelalter kaum

etwas Ebenbürtiges zur Seite zu stellen im Stande war, die großer Opfer würdig war und sie auch heischte. Alle hofften dabei ihre Rechnung zu finden, der Kaufmann, der Kolonist, der Staat und nicht zuletzt die Kirche, die sich anschickte, die ganze Welt zu regieren.

Vor allem waren es deutsche Fürsten, die nach Vergrößerung ihrer Länder und ihrer Macht strebten und dieselbe auf das im mächtigen Aufschwung befindliche Deutschland gründeten. Schon nach Karl dem Großen kam der Zug nach Osten in Bewegung, den viele Landesfürsten nachdrücklichst förderten, so die Ottonenkaiser, die Staufer, selbst der Begründer des brandenburgisch-preussischen Staates, Markgraf Albrecht (1134—1170), Herzog Heinrich, Graf Heinrich II. Bischof Albert wurde 1207 zum deutschen Fürsten erhoben und dadurch Livland politisch zu Deutschland gezogen. Kaiser Rudolf stellte 1273 den Orden in Livland unter seinen besonderen Schutz, weil er in demselben den Träger deutscher Herrschaft sah. Die in unserer Heimat erbaute deutsche Burg hatte ihre Aufgabe, nämlich „Vorposten deutscher Macht am baltischen Meere“ zu sein, „die Bewahrung des Ostseebeckens für die deutschen Interessen“.¹

Gradezu phantastisch waren die Pläne, welche deutsche Fürsten geistlichen Standes für den Norden hegten. Diese träumten von einem nordischen Papsttum, ebenso groß und herrlich wie jenes in Rom, ebenso unabhängig und selbständig wie Rom. Wie das römische Papsttum den ganzen Süden erobern und beherrschen sollte, wollte das nordische Papsttum all die slavischen und finnischen Völkerschaften in seinem Schoße zu einer großen Kirche vereinigen. Die Herrlichkeit des römischen Papstes muß auf die deutschen Kirchenfürsten herauschend gewirkt haben, so daß sie dieselbe bei sich zu Hause sehen wollten. Erzbischof Adalbert war der erste, der diesen Gedanken klarer als andere zum Ausdruck brachte. Als er, eine glänzende, geistig wie körperlich hervorragende Erscheinung, 1045 in Gegenwart vieler Fürstlichkeiten in Aachen zum Erzbischof geweiht wurde, rief er drohend aus: „Nie wird irgend jemand es wagen, mir zu fluchen, da ich von so vielen Patriarchen der Kirche und so feierlich gesegnet bin!“ Die Spitze deutete nach Rom. In seinen Augen war der römische Papst sogar weniger würdig als er selbst, „denn ich habe meinen Herrn noch nie verleugnet“, während Petrus das gethan hatte. Obgleich es seiner eifrigen Thätigkeit nicht gelang, ein nordisches Patriarchat ins Leben zu rufen, so war der Gedanke doch da, der immer und wieder von anderen aufgegriffen und verfolgt wurde. Hoch über alle andere ragt hier die Gestalt Bischof Alberts, dessen Auftreten den Eindruck macht, als ob er selber den nordischen Papststuhl besetzen sollte, nachdem er

¹ Siememann, *Aus baltischer Vorzeit*, Leipzig, 1870 p. 33 und 6.

ihn selbst erst errichtet. Hätte er in Bremen gewirkt, wo der Boden dazu schon vorhanden war, hätte er vielleicht den Versuch gewagt. In Livland mußte er sich den Boden erst bereiten, und dazu war ein Menschenleben doch zu kurz.

Dem römischen Stuhl war es wohl nicht lange unbekannt geblieben, was die frommen Herren im Norden planten. Dem Papst fiel die schwierige Aufgabe zu, die Christianisirung des Nordens zu fördern, aber doch alles unter seiner Botmäßigkeit zu erhalten. Das ist gelungen. Innocenz III. wußte die Gefahr dadurch zu beschwören, daß er den Hader unter den livländischen Herren schürte und sie dadurch für große Unternehmungen unfähig machte. Rom richtete sein Auge über Livland hinweg auf russische Länder, die katholisirt werden sollten. Schon lange früher hatten die Deutschen in Nowgorod ihre eigene Kirche besessen. Jetzt zogen sie von Livland aus ab und zu hin, um dortige russische Kirchen zu plündern. Wilh. von Modena, der unsere Heimat bereiste, trug sich ernstlich mit dem Gedanken, die Russen zur römischen Kirche zu bekehren. Die eigentliche Aufgabe des Deutschen Ordens war nicht das heilige Land, sondern Livland. Hier sollte er den deutschen Waffenplatz anlegen, um dann von hier aus die Macht des Deuththums und Papstthums nach Norden vorzuschieben. Der katholische Angriff auf die griechische Kirche wurde organisirt und mit allem Nachdruck verfolgt. Und als doch alles scheiterte, blieb die Idee noch Jahrhunderte lang bestehen, so daß noch 1453 ein Versuch durch die Prinzessin Sophia von Moskau aus gemacht wurde.

All diese römisch-deutschen Pläne, so phantastisch sie uns auch erscheinen mögen, lagen seinerzeit durchaus in den Grenzen der Möglichkeit. Das Mongolenjoch hemmte ja jede freie Bewegung der Russen und half den nordwestlichen Teil noch mehr absondern, und dieser, „in stetem lebendigen Kontakt mit dem Abendlande, wäre aller Wahrscheinlichkeit nach ein Glied des mittelalterlich-europäischen Systems geworden, so gut wie Polen und Schweden, denn auch die Union mit der lateinischen Kirche konnte dann nicht gut ausbleiben.“¹ Wie große estnisch-finnische Landesstrecken durch den Einfluß der Kirche, besonders der russischen Kirchensprache russificirt wurden, hätte das Germanentum sich hier festgesetzt und dem nordwestlichen Europa eine wesentlich andere ethnographische, wohl auch politische Karte gegeben.

4. Dem Tode geweiht.

Der Erste war dem Tode geweiht. Mit der Ankunft des Deutschen auf seinem Boden ward sein Todesurteil gesprochen. Daß es nicht voll-

¹ E. Seraphim, Geschichte Liv-, Est- u. Rußlands I, pag. 105.

streckt wurde, verdankt er vor allem seiner eignen Tapferkeit und Widerstandsfähigkeit, dann aber auch in großem Maße seinem russischen Nachbarvolke, das mit ihm tapfer gegen den gemeinsamen Feind kämpfte. Unsere Geschichtsschreibung schweigt darüber. Unsere Geschichte redet um so lauter. Keine christliche Civilisation. Die wusch man in bitterer Ironie in der Düna ab. Mit Mord und Raub hat der Fremde sein Auftreten in diesem Lande für immer gebrandmarkt. Der Gott, der die Geschicke der Menschen lenkt, lenkte und leitete auch die stillen Bewohner unserer teuren Heimat schon von Anbeginn an, einerlei, welche dunkle Vorstellung sie auch von ihm haben mochten. Die Art und Weise, wie man den Eingebornen angeblich zu Gott leiten wollte, war ein unerhörter Hohn auf die Güte Gottes, auf die Menschenliebe unseres Herrn Heilands.

Papst Innocenz III. weihte Livland der heiligen Jungfrau Maria. Palästina war das Land des Sohnes, Livland das Land der Mutter. Ein Kreuzzug nach Livland galt ebensoviel wie ein Kreuzzug nach Palästina zur Befreiung des heiligen Grabes. Wie kam doch Livland zu einer so großen heilsgeschichtlichen Ehre? In was für einer Beziehung stand dieses, damals noch unentdecktes Ländchen zu der Mutter des Heilands? Mußte diese Erhöhung des weltfremden Landes nicht eine Erniedrigung der heiligen Mutter Gottes bedeuten? Freilich! Das fühlte der heilige Vater selbst lebhaft und er wollte nicht leichten Herzens dran. Wenn ers trotzdem that, so können wir daran den Ernst der Situation ermessen. Livland mußte bezwungen werden, koste es, was es nur immer wolle! Weit angelegte Pläne erheischten große Mittel und ein energisches, um nicht zu sagen, rücksichtsloses Auftreten. Die Existenz oder die Vernichtung eines kleinen unbekanntes heidnischen Völkchens, das sich hemmend in den Weg legte, kam gar nicht in Betracht bei einem Innocenz III., der Tausende von unschuldigen Kindern hinopferte, nur um große Volksmassen für eine große Idee zu animiren. Der Zweck heiligte die Mittel.

Bischof Albert, der die Idee beim Papste persönlich vertrat und keine geringen Schwierigkeiten zu überwinden hatte, übernahm selbst die Exekution des über Livlands Einwohner gesprochenen Todesurtheils. Beide, Innocenz III. wie Bischof Albert, huldigten skrupellosen Grundsätzen schrankenlosester Willkür und souveräner Verachtung von Menschenrecht und Menschenleben, um so mehr, da alle Sündenvergebung in ihren eigenen Händen stand. Unermüdllich durchzog Albert Deutschland und scharte alle um sich, die auf Abenteuer auszugehen, die sich durch Feuer und Schwert bereichern wollten; nicht minder auch alle die, welche begangene Verbrechen schlimmster Art durch einen Kreuzzug zu sühnen hatten. Alte Sünden wurden durch neue gut gemacht. Hast du dich in deinem Vaterlande etwa durch einen Mord befleckt,

so nimm das Kreuz, ziehe in die Fremde, schlage da Duzende tot und reinige dich durch deren Blut von deiner Sünde. Blutvergießen galt unter Umständen als Verdienst. So weit hatte es Menschenwahn und Menschenwitz in der Religion der Liebe gebracht.

Es handelte sich aber hier fast gar nicht um irgend eine Religion, sondern um ganz andere Dinge. Es handelte sich um Befriedigung roher Instinkte, verwerflicher Selbstsucht, die so leicht in ein rüchloses Treiben ausartete. Wie prächtig, eine Lehre zu haben, die dieses Treiben in Schutz nimmt! Im Handumdrehen wird aus dem Auswurf der Gesellschaft die Elite derselben.

Man hatte sich an Menschenblut so sehr gewöhnt, daß es kaum auffiel, wenn ganze Völkerschaften vertilgt wurden. Man nannte das ja auch nicht mit dem richtigen Namen Massenmord, sondern gab ihm anständige Bezeichnungen, wie etwa Heldenkämpfe auf dem Felde der Ehre für Vaterland und Christentum oder dergleichen. Trieb Einer es zu arg, nun so war er ein „wilber Gesell“ oder gar ein „echtes Kind seiner Zeit“. Auf ihn fiel persönlich kein Schatten. Wenn die deutschen Ritter, anfänglich kirchliche Streiter, in ihrem eigenen Vaterland zu Begelegern und Raubrittern ausarteten, was sollte erst in dem weltvergessenen Pivland werden, wo sie nur das Gebot ihrer Selbstsucht kannten, wo sie ein Volk vorfanden, an dem ihre Kriegskunst zu Schanden zu werden drohte, auf dessen Boden sie wie auf einem furchtbaren Vulkan standen! Tod, Vernichtung, Ausrottung, das wurde die Parole, das wurde Tradition, die ihre Vertreter bis in die letzte Zeit gefunden. Noch unsere jungen Historiker machen mitunter den Eindruck, als ob sie ihre verherrlichten Vorfahren, die längst zu Staub und Asche geworden, zu einem noch größeren Vernichtungskriege gegen die Eingebornen anspornen wollten.

Und doch waren die Herren in ihrem blutigen Handwerk gar nicht so ungeübt mehr. Sie hatten in slavischen Landen schon ganze Völkerschaften ausgerottet. Östlich von der Elbe hatten sie Millionen Menschenleben vernichtet; sie hatten mit den alten Preußen, wie der salonmäßige Ausdruck lautet, tapfer aufgeräumt, bis keiner mehr da war. In der Grafschaft Schwerin wurde 1170 amtlich befohlen, jeden Wenden am nächsten Baum aufzuknüpfen, sobald man ihn im Walde antreffe und er sich nicht „ausweisen“ könne.¹ Der wilde Vernichtungskampf gegen die alten Preußen endete 1283 mit der Ausrottung der Sudauer, deren Reste nach Litauen auswanderten. Wenige Jahre später (1290) ging das semgallische Volkstum unter. In Kurland allein waren 200 Ritter im Kampf gegen dieselben gefallen. Dann kam die Reihe an die Liven,

¹ Seraphim, Gesch. I, pag. 7.

die bis auf wenige Reste „aufgerieben“ wurden. Mögen mitunter auch andere Ursachen, wie offener Krieg, Hunger und Seuchen, an der Vernichtung der Livon mitgewirkt haben, „jedemfalls tilgte, was jenen entging, der Deutsche, wie im alten Preußen, im Lauf der Zeit dahin, daß nur die Sprache bis auf wenige hinterlassene Denkmale und dem Lande der Name zum Gedächtnis an das verschwundene Volk verblieb“. Hier gibt also Cröger¹, ein Deutscher, der durchaus den deutschen Standpunkt in unserer Geschichte vertritt, unumwunden zu, daß auch deutscher Privatfleiß an der Vernichtung der Eingeborenen nach Kräften thätig war. Es wurde sozusagen Neuland gemacht. Der Eingeborene besaß so manches, was begehrenswert war, was man an Ort und Stelle brauchen, was man nach Deutschland mitnehmen konnte. Der gefährliche Besitzer wurde ausgeräuchert, in die stille Erde gebettet und dann sein Vermögen, Land, Heerden, Wachs, Honig, Korn christlich geteilt.

Aber halten wir noch einen Augenblick bei den Scharen der Kreuzfahrer und lassen wir uns noch nähere Auskunft geben darüber, wer es waren, was sie hierher trieb und vor allem, ob sie wohl die Disposition besaßen, Livlands Einwohner ebenso ausrotten zu wollen wie jene preussischer Lande.

Wir haben oben schon angedeutet, aus was für Kreisen sich die Kreuzfahrerscharen rekrutirten, die uns mit ihrem werten Besuch beglückten. Die Besten, die Deutschland besaß, wandten sich fraglos nach dem heiligen Lande, schon um die südliche Wunderwelt mit eigenen Augen anzuschauen und um den Ruhm zu besitzen, am heiligen Grabe gebetet zu haben. Aber auch minder ideale Sachen, wie Gold und Silber, versprach der Sünden denen, die dafür Sinn hatten. Die frommen Scharen plünderten unterwegs die eine oder andere Stadt, auch wenn sie christlich war, und fanden an dem irdischen Gut anderer eine gar nicht so verächtliche Tröstung für ihre irdischen Mühsale. Was bot ihnen Livland? Nur Profanes, nur etwas für den lieben Magen, den Säckel und dann die äußerst unangenehme Zugabe — Keulenschläge für den Schädel. Die hagelte es ohne Zahl. Wer sich also nach Livland wandte, rechnete nur mit diesen Dingen; und setzte er seinen Schädel ein, so durfte seine Tasche nicht leer ausgehen. Bischof Albert hat ihnen Schätze in Aussicht gestellt. Das gab der ganzen Bewegung den Charakter eines reinen Geschäftes oder vielmehr eines sehr unreinen Geschäftes, das das ganze Land dermaßen ausbeutete, daß nicht einmal ein Jude hier

¹ Carl Cröger, *Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands*, Petersburg 1867, I. pag. 5.

noch etwas vorband, um sein Geschäftchen zu machen. Der ist uns fern geblieben. Wir haben es also bei den Kreuzfahrerscharen, die herüberkamen, mit einer Auslese von einem bestimmten Gepräge zu thun. Will man sich von demselben eine nähere Vorstellung machen, so denke man sich nur eine Schar, die man bekäme, wenn man heute in unserem Embach-Athen mit einem amtlichen Aufruf an die Öffentlichkeit träte: Auf in ein fremdes Land, wo es 'was zu holen gibt! All' die Insassen von Gefängnissen oder die es noch werden sollen, kommt mit und kehrt nach einem abenteuerlichen Sommer reich beladen zurück, so sollt ihr Ehrenmänner sein; ja, ihr sollt das ewige Leben dafür haben! — Passen Sie nur auf, was da für Gestalten herbeigerannt kommen. Wir wollen ihnen ein Zeichen in Kreuzesform anheften und sie Kulturträger nennen. Dabei bitte ich aber eines nicht zu übersehen: Der Aufruf ist vom Ende des 19. Jahrhunderts datirt, inmitten eines christlichen Landes, das sich deutschgebildete Ostseeprovinz nennt. Da dürfen wir doch billigerweise uns nicht einbilden, wir könnten, was die Wildheit der Scharen anbelangt, mit Bischof Albert konkurriren.

Jene Aufrufe ließen in Bezug auf Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Papst Alexander IV. befahl am 16. Sept. 1256, daß Brandstifter und andere Übelthäter, wenn sie das Kreuz für Preußen oder Livland nehmen wollten, von ihrem Bann zu lösen seien. Später sicherte er auch denen, die Raub verübt, Straßlosigkeit zu, wenn sie in den Orden traten und zu uns zogen. (Vogt, III. 124). „Der Orden wurde in kürzester Zeit in eine Verbrecherkolonie umgestaltet, zu welcher die Bagabunden und Mißethäter aus ganz Deutschland ihre Zuflucht nahmen.“

So urteilt ein kurländischer Edelmann, D. v. Rutenberg¹, der durchaus die Deutschen, aber auch die Wahrheit vertritt. Ein anderer Deutscher, C. Cröger², meint, daß unter den Rittern sich „auch Glücksjäger und rohe Gesellen, Kaufleute und Begüterte und wegen Schandthaten aus Sachsen Ausgewiesene fanden, die dem Waffendienst in Livland zueilten, das sie nie als Vaterland lieben konnten, sondern nur zum Tummelplatz kriegerischen Ruhmes und ungezügelter Leidenschaften wählten, in Hoffnung auf reichen Gewinn“. „Sich zu bereichern und wohlzuleben, dazu kamen sie her, und mit dem in rußlosem Treiben Zusammengebrachten gingen sie heim.“ Das schreibt ein noch lebender livl. Edelmann³. Wir werden übrigens weiter unten noch nähere Bekanntschaft machen mit den sog. livl. Hofleuten. Das

¹ Geschichte der Ostseeprovinzen, Spag. 1859, I. p. 157.

² Geschichte Liv-, Est- u. Kurlands, Petersburg 1867, I. p. 87.

³ Bivl. Rückblicke, Dorpat 1878 p. 22.

waren hiesige Reinkulturen, die mit ihren Schandthaten eine allgemeine Landplage wurden. Unter den Esten lebt noch jetzt eine Tradition, nach welcher ein Baron Ungern-Sternberg, Schloßherr von Dagoe, Strandräuberei getrieben habe. Durch Voffener habe er die Schiffe an den Strand gerufen und sie dort ausgeplündert. Dieser Stoff ist im Ungarischen von M. Vokai, im Deutschen von Franz Hoffmann und Felix Villa und im Russischen von einem E. B. litterarisch bearbeitet worden und die Gelehrte estnische Gesellschaft hat wiederholentlich von dem Gegenstande Notiz genommen, ohne näheres Licht in das Dunkel bringen zu können¹. Der Schloßherr von Rängen im Surjewischen Kreise, v. Tödwen, lud den Sohn seines Nachbarn v. Tiefenhausen-Randen (1558) zur Jagd, schlug ihn tot und setzte sein Fleisch seinen Eltern vor. Nach dem Mahl zeigte er ihnen den Kopf des Ermordeten.²

Was das wohl für Grundsätze gewesen sein mögen, die solche Schaudermärchen möglich machten? Darüber haben die Herren uns selbst aufgeklärt. Die Geistlichkeit hielt 1428 in Riga eine Zusammenkunft und sandte eine Abordnung, 16 Personen stark, nach Rom. Der Revaler Dekan Faulhofer führte die Legation. Der Ordensmeister wollte es verhindern, daß die Geschickten nach Rom kommen, wo sie wohl auch über die Ritter Schlechtes berichten würden. Er traf Vorkehrungen. In Kurland bei Grobin überfiel sie der Ordensritter Goswin von Necheberg, nahm ihnen alles ab, band sie an Händen und Füßen und schob sie unter das Eis. Selbst war er über diese Bluttthat so stolz, daß er dem Bischof darüber berichtete: „Ihr sollt wissen, daß ich jüngst etliche Verräter des Landes aus eurer geistlichen Zunft ergriffen, und ihres Gutes und Blutes beraubt habe“³ u. s. w. Als darüber später doch viel geredet wurde, wollte man künftighin solche Angelegenheiten gewandter erledigen. Wie namentlich, dazu gab der Procurator des Ordens in einem Briefe an den Hochmeister Anleitung. Er schrieb:⁴ „Ehrwürdiger, gnädiger, lieber Herr Hochmeister, da, wie berichtet, der Bischof von Dsel sich aus dem Lande Livland erhoben hat, kommen, soviel ich weiß, höchstens drei Wege in Betracht, die aus Livland gehen, andere giebt es weder zu Wasser noch zu Lande. Wollte man Fleiß dabei haben, so könnte niemand hinaus kommen, man möchte sie hindern, nämlich Kuband und die anderen Pfaffen, die dem Orden feind sind. Hätte man Kuband

¹ Sitzungsberichte 1880 p. 172, 1881 p. 126, 1885 p. 29.

² Scriptorum rerum Livonicarum, Riga, 1848, II. p. 372. Russow, Bibl. Chronik, p. 218 [Fasß]. C. Russwurm, Sagen o. Dapsal, Reval, 1856 p. 3.

³ Tielemann, Dyonas Blumenkranz, Riga, 1818, p. 150.

⁴ Zitiert nach Th. Schlemann, Rußland, Polen und Livl. I. p. 188.

unterwegs auf der See . . . aus dem Schiffe fallen lassen, es wäre hier in Ordnung gebracht worden. Wer da tot ist, der thut seinem Widersacher keinen Verdruss an, daß ist allhier ein Sprichwort. Wer im Kriege die Oberhand behält, der wird gerecht, ob er gleich ungerecht wäre . . . Hätte Ascheberg seine That gelehnet und wäre er auf sein Schloß zurückgeritten, da hätten viele Jahre dazu gehört, ihm etwas zu beweisen . . . Aber haben wir denn keine andern Mittel, als nur Schwert und Wasser? Wer einen bösen Menschen mit den Seinen töten will, dem soll es gleich sein, welchen Tod er ihm anlegt. Man sollte solchen Leuten zu essen und zu trinken geben, daß sie nimmermehr danach hungerte oder dürstete und auf andere Weise die Bösen aussäen.“

Leute von solchen moralischen Grundsätzen, die außerdem nur dem Kriegshandwerk leben und so mit frivoler Stirn Giftmorde empfehlen, sind wohl disponirt, ganze Völker vom Erdboden zu vertilgen und in dem weit abgelegenen Livland *tabula rasa* zu machen.

Unter unsäglichen Leiden hat der Erste seine letzte Kraft brangesezt, das zu verhindern. Es drängt sich Einem dabei die Frage auf, was wohl geschehen wäre, wenn der Erste sich nach dem Beispiele des Letten dem Deutschen freiwillig unterworfen hätte. Vielleicht hat der Erste sein schweres Schicksal durch seine Opposition heraufbeschworen. Hätte er sich dem Deutschen angeschlossen und mit ihm gleiche Sache gemacht, Livland wäre vielleicht glücklichen Zeiten entgegengegangen? Nimmermehr! Damit hätte er fraglos seinen Untergang besiegelt und mit sich auch die Letten in die offene Gruft hinabgezogen. Die Deutschen hätten in diesem Falle sicherlich und ungesäumt ihre Kriegszüge nach Osten und Norden ausgedehnt und hätten die Eingebornen Baltiens gegen die Russen geführt, wo sie vielleicht in kurzer Zeit völlig aufgerieben worden wären, ganz wie das mit den Liven geschah. Livland hätte dann den deutschen Ackerbauer aufgenommen und wäre deutsches Land geworden. Die römisch-deutschen Pläne wären um einen großen Schritt ihrer Verwirklichung näher gerückt.

Indem sich der Erste zu einem verzweifelten Kampf gegen einen Feind gürdete, hat er instinktiv das Richtige für sich und für sein späteres großes Vaterland getroffen. Unter fast unmenschlichen körperlichen und seelischen Leiden hat er Jahrhundert um Jahrhundert auf dem Posten ausgeharrt und ein Beispiel von Lebensfähigkeit gegeben, wie die Geschichte sie nicht allzuoft kennen dürfte.

Interessant ist übrigens die Thatsache, daß das Volkstum in einem großen Theile des Estenlandes schon zu Ende des vorigen Jahrtausends vor eine große Entscheidung gestellt war. Kurik und seine Brüder Truvor und Sineus waren bekanntlich keine Slaven und ihre Sitze standen in ganz oder gemischt finnisch-estnischen Ländern.

Noch um die Mitte dieses Jahrhunderts war die Gegend von Petersburg von finnischen Völkerschaften bewohnt. Nurik nahm mit seiner Umgebung die russische Sprache an, und als die slavische Sprache zur Kirchensprache im russischen Reiche wurde, war die Entscheidung zu Gunsten der Russen und zu Ungunsten der finnischen Völkerschaften gefallen. Kein-finnische Länderstrecken im Norden des heutigen Rußland wurden nach und nach russificirt, so daß wir heute nur noch einige kleine Überreste vorfinden, deren Verschwinden nur eine Frage der allernächsten Zukunft sein kann. Der Este hat sich dieser Unnationalisirung nicht angeschlossen, obgleich ein bedeutender Theil seines Landes jenseits des Peipus russisch wurde.

5. Der Esten Kriegstüchtigkeit.

Was konnten die Esten dem deutschen Eroberer entgegensetzen? Jedenfalls mehr, als unsere Geschichtsschreiber es wahr haben wollen. Die Esten allein waren im Stande, ihre Freiheit zu verteidigen, ja, sie sogar in jedem Jahrhundert von neuem sich zu erkämpfen, nur wenn der volklose Deutsche auf sich allein angewiesen gewesen wäre. Der hätte bekennen müssen: „Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren.“ Sie komplettirten sich beständig durch Eingeborene, und als das nicht mehr ging, stellten sie ihre Sache unter fremde Fahnen. Die Esten haben sich nach den furchtbarsten Verheerungen in kurzer Zeit wieder schlagfertig gezeigt.

Die große ugrofinnische Völkerfamilie bewohnte in alten Zeiten unermessliche Gebiete des Nordens und die Esten bildeten den am weitest vorgeschobenen Posten am baltischen Meer, das für ihre Entwicklung unverkennbare Vorteile darbot. Der Peipus war rundum von Esten bewohnt und südlich schlossen sich ihnen die stammverwandten Liven an.¹ Auch die „wilden“ Kuren in Kurland sind ein Mischvolk von Liven und Letten gewesen und trotz der grundlegenden Arbeit Dr. Bielensteins scheint es doch nicht endgiltig ausgemacht zu sein, daß die Semgallen kein finnisch-estnisches Volk waren. J. Döring² will sie durchaus nicht zu den Letten rechnen und E. Schmidt³ tritt noch 1898 dieser Ansicht bei. Nach ihrem Auftreten den Fremden gegenüber sind die Semgallen den Esten, Liven und Kuren an die Seite zu stellen, nicht den Letten.

Die Esten haben neben anderen Anfechtungen des Lebens auch das Unglück, daß man nur selten unbefangen an ihre Beurteilung

¹ Vergl. Berghaus, *Physikalischer Atlas*, Gotha, 1892, N^o 66.

² *Sitzungs-Berichte der ausländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst*, 1880 p. 116.

³ *Riga'sche Rundschau* N^o 175 1898.

herantritt. Auch ernste Forscher, die sonst den Esten durchaus sympathisch berühren, treten so oft von Haus aus mit der Frage an sie heran: Von wem hat der Est die und das entlehnt, von Gothen oder Woten, von Deutschen oder Russen? Sein eigen darf er fast nichts nennen als nur eine wilde Barbarei. Dieser Standpunkt hat freilich seine gute Seite. Wenn das ein „barbarisches Räubergesindel“ war, mit dem der Deutsche hier gründlich aufräumte, dann braucht man sich über die dabei verübten Grausamkeiten nicht lange aufzuhalten. Die Herren haben eine dunkle Ecke Europas geäubert. Und dann das Beste: Seht doch, was sie aus diesen Wilden gemacht haben! Hoch die Kulturträger!

Unter diesen zählen die Esten aber auch einige wirkliche Freunde. Hören wir von diesen nur zwei, die über den Charakter der Esten sich äußern. v. Zannan, Pastor zu Laas bei Dorpat, sagt unter anderem, nachdem er der schlechten Seiten gedacht: „Dennoch hat der Est Stolz, ja zuweilen wahre Ehre, zeigt öfters Ehrlichkeit in dem eigentlichen Sinn des Wortes; kann zwar leider! nicht seine Geisteskräfte bilden, aber hat doch Witz und Raffinement, und wenn seine Lage glücklich ist, auch Verstand.“¹ G. Merkel² schreibt u. A. Folgendes: „Der energische Charakter des Esten zeichnet sich sehr vor der Letten aus; und diese sowohl, als die Deutschen, fürchten sie noch immer: denn wo der Lette sich vor Verzweiflung berauscht, summt der Est kalt und besonnen auf Rache; wo jener bebzt, drohet dieser. Der Lette weicht mit seinem schweren Juder dem Edelmann aus, dem Esten läßt man den Weg, weil er, wenn ihm Unrecht geschieht, mit dem Krummholz Billigkeit docirt.“ „Einmal steckten sie einem Edelmann die Unterkleider voll Schnee und ließen ihn fahren.“ (p. 16 und 17) . . . „Seine körperliche Stärke entsprach der Härte seines Himmelstriches, und sein Muth war unererschütterlich, wie seine Felsen. Regner Lodbrok erklärt im Saxo, daß er stolzer d a r a u f sey, die halbnackten Finnen endlich besiegt zu haben, als auf die Niederlage der geharnischten Kriegsscharen des Kaisers Karl, die er in Sachsen schlug (217, 218). Mit dem Schwert in der Faust begegnete der Est den einbrechenden Räubern, setzte ihrer Hinterlist raube, gerade Stätigkeit entgegen, und so oft sich eine günstige Gelegenheit darbot, bäumte er sich kraftvoll unter dem auferlegten Joch empor, und zersplitterte es. Als die Letten es schon längst nicht wagten, ihrer verlorenen Rechte zu gedenken, rächte er noch oft seine Leiden durch allgemeine Bluthäder. Noch jetzt waltet der Geist seiner Väter über ihm, und macht ihn seinem Tyrannen fürchtbar. Er ist so dürftig als der Lette, in

¹ Geschichte der Sallberei, 1786, p. 118.

² Die Vorzeit Livlands, Berlin, 1798, I.

manchen Gegenden noch mehr, er wird eben so tyrannisch behandelt; aber man hütet sich, ihn zu beschimpfen: denn wo er für Beschimpfung nicht offene Gemüthung erlangen kann, verschafft er sich desto blutigere Rache durch heimliche Nachstellung. Der Fall ist nicht selten, daß ein Este den teutschen Verführer seines Weibes, oder den Gewalthaber, der ihn mißhandelte, erschlug, und dann mit kalter Gleichgültigkeit die gesetzliche Strafe erlitt. Das ist vorzüglich in den dürftigen Gegenden um Dorpat am häufigsten der Fall... Die hervorstechendste Eigenschaft des Esten war männlicher Muth: daher ist er jähzornig, boshaft, rachgierig. Er hatte von der Natur Festigkeit bekommen: daher ist er in seiner gegenwärtigen Lage heimtlich und hartnäckig. Vergebens wendet man Bitten und Drohungen an, ihn von einem gefaßten Entschluß abzubringen; vergebens Beredsamkeit und Gründe, ihm eine irrige Überzeugung zu nehmen. Er hört bald auf zu antworten, und nimmt stumm und ruhig hin, was man ihm sagt. Aber redet eine Stunde zu ihm, redet zehn: wenn ihr aufgehört habt, geht er hin und thut, was er vorher beschloß; denn er findet ein angenehmes Gefühl von Selbstständigkeit darin, sich nicht rühren oder überzeugen zu lassen. Er ist scharfsinnig, er ist reizbar, äußerst empfänglich für angenehme Empfindungen aller Art... Die Esten sind arbeitsam, und man behauptet gewöhnlich, daß einer von ihnen so viel leiste, als zwei Letten... Sie sind treue und standhafte Freunde. Schon in den Zeiten ihrer Freiheit herrschte ein rührender Bruderinn unter ihnen, der jedem Einzelnen die Theilnahme, die Unterstützung Aller zusicherte... Man kann sich keine innigere, treuere Verbrüderung denken, als die ist, welche unter den Esten herrscht, ohne daß es vielleicht je einem eingefallen ist, dergleichen zu verabreden... Daß sie einander den Deutschen verriethen, ist in den meisten Gegenden unerhört. Es ist, wie mich Gutsbesitzer versichert haben, oft der Fall gewesen, daß Esten lieber harte Strafen erlitten, als den wahren Thäter eines Vergehens bekennen, dessen man sie beschuldigte. „Welche Verstocktheit!“ rief der Erzähler. „Welch' ein Edelmuth! dachte ich und freute mich der Aussichten, welche diese noch übrige Seelenstärke für bessere Zeiten gewährt. (259—264) „Sein tiefer Verstand durchschaut wohl den harten Druck seines Volkes, doch weiß er seinen Unterdrückten bei freundlichem Entgegenkommen Treue und Redlichkeit zu bewahren.“¹

Wehr vielleicht noch als diese Charakterzüge kam den Esten ihre gute Organisation in den Kämpfen zu statten. Sie lebten in Dörfern zusammen und diese waren in Riekonden und Landschaften zusammengezogen, die von Ältesten und Häuptlingen republikanisch

¹ G. Erdger, I. p. 9.

verwaltet wurden. Durch häufige Kriege gewöhnt, hielten sie das ganze Volk kriegsbereit. Die Alarmierung und Zusammenziehung des Kriegsheeres (malewa) war überraschend gut eingerichtet. Noch 1343 wurde der große Estenaufstand so plötzlich ins Werk gesetzt, daß die Deutschen ganz verblüfft dastanden.

Was ihre faktische Kriegsmacht, wenn man von einem solchen reden kann, anlangt, so war sie, da das Land reich war, nicht gering. Von dem großen Reichtum zeugt die Beute, welche die Feinde machten. Wie Heinrich der Letzte berichtet, erbeuteten die Deutschen 1212 in der Wick etwa 4000 Rinder und 2000 Pferde. 1214 erbeuteten die Letten von den Esten drei Riespfund (60 Pfund) Silber. Die Bauernburg Warbola kauften sie 1211 von den Russen frei und zahlten dafür 700 Mark (etwa 350 Pfund Silber). Wegen seines Bernsteins ist das Land von Alters her berühmt gewesen. Die deutschen Kreuzfahrer kehrten fast immer mit „unermesslicher Beute“ heim. 1211 sind die Oselaner und die Strandesten mit etwa 300 Schiffen, 19000 Mann Fußvolk und 400 Reitern gegen Loreida gezogen. Nach Berichten der Chronisten ist das Wasser des baltischen Meeres an der Dinamündung oft von estnischen Schiffen wie von einer „düsteren Wolke“ bedeckt gewesen. Das ganze Land war durch Burgen gegen den Feind geschützt.

Seit der Deutsche im Lande war, war der Este an die Heimat gebunden. Vor dieser Zeit hat er keineswegs hinter dem Ofen gefessen. Er kannte die weite Welt und diese wußte auch von ihm zu erzählen. Nach alledem, was Geschichtschreiber und Chronisten berichten und was insbesondere skandinavische Sagas uns erzählen, scheint es, daß die Esten in alten Zeiten im Mittelpunkt eines eigenartigen nordischen Lebens standen, in welchem sie keine unwichtige Stellung einnahmen. Die Schwedenstadt Sigtuna am Mälarsee haben sie seinerzeit in Asche gelegt. Wladimir zog 980 und 988 zur Beschützung seiner Städte Nowgorod und Kiew Esten heran. Als Wilhelm von Modena die Esten mit großer Beute aus Schweden heimkehren sah, forderte er die Gotländer auf, Vergeltung zu üben; aber vergebens. Niemand wollte es mit ihnen verderben. 493 waren estnische Gesandte sogar beim Kaiser Theodorich in Rom, überbrachten ihm Geschenke an Bernstein und wurden, nachdem sie mit großen Ehren empfangen worden, reichbeschenkt entlassen.

Diese Bekanntschaft mit der Welt setzte den Esten auch in den Stand, den deutschen Eindringling sofort richtig zu erkennen und die Tragweite seiner Ansiedlung zu überblicken. Daher nahm er auch ihm gegenüber von Haus aus eine so feste und korrekte Stellung ein, wie man es von seinem Standpunkt aus nur wünschen konnte. Sehr möglich, daß der Este gut kannte, was derselbe Deutsche mit

den slavischen Völkerschaften in Preußen schon gemacht hatte. Er trat mit vollem Bewußtsein in den Kampf auf Leben und Tod.

Aber auch der Deutsche scheint keineswegs unorientirt gewesen zu sein. Auch er wußte offenbar, mit wem er es zu thun hat. Selbst der Papst, wahrscheinlich durch Bischof Albert aufgeklärt, setzte an Stelle von Bekehrung des Landes Unterjochung, nötigenfalls Vernichtung.

6. Der Kampf ums Dasein.

Die ersten deutschen Einfälle in Livland wurden von Seiten der Liven zurückgeschlagen, und zwar so vollständig, daß nach 40 jährigen Bemühungen die Kolonie aufhörte zu existiren. Der erste Bischof Meinhard starb eigentlich in heidnischer Gefangenschaft und der zweite, Berthold, fiel bei seinem ersten Betreten livländischen Bodens bei einem Ueberfall, den er auf die Liven machte. Seine Getreuen verwüsteten und plünderten die ganze Umgebung und machten sich mit der Beute zur schleunigen Rückkehr auf. Die ansässigen Deutschen wurden gezwungen, ihnen zu folgen.

Nach einer kurzen Ruhepause erschien im Frühling 1200 Bischof Albert mit einem großen Kreuzesheer, das er auf 23 Schiffen an der Düna landete, um einen regelrechten Vernichtungskampf aufzunehmen. Rektor Budilowitsch hat die treffende Bemerkung gemacht¹, daß die Herren, welche in Preußen das Vernichtungswert vollbrachten, einer Nation angehörten, die den Meineke Fuchs geschaffen hat. Albert hat dem Meister Meineke alle Ehre gemacht, nur daß er bei der Wahl der Mittel viel skrupelloser zu Werke ging. Das Erste, womit er sich den Eingebornen in seinem ganzen Charakter vorstellte, war ein Treubruch und Kinderraub, also etwas, wodurch er sein frommes Leben eigentlich verwirkt hatte. Wie machte er das? Er ließ gleich bei seiner Ankunft durch seine vielleicht hungrigen Scharen Livendörfer plündern und sinnloser Weise auch deren Saatzfelder vernichten. Erschrocken über diese Rohheit, baten die Liven um Frieden, die ihnen auch gewährt wurde. Darauf lud er alle Livenältesten zu sich auf die Burg Holm zu einem Gastmahle und bewirtete sie sehr freundlich. Nach dem Essen saßen sich die Gäste aber von bewaffneten Leuten umzingelt: Entweder ihr gebt uns eure Söhne zur Geiseln oder ihr bleibt selbst hier! Die Treuen gaben ihre Söhne hin, um nicht das Volk ohne Führer zu lassen in dieser ersten Zeit. 30 Livenkinder wurden ausgeliefert und angeb-

¹ Schriften (Сборникъ) des Litt. Vereins bei der Universität Jurjew, 1898 I, pag. 153.

lich nach Deutschland zur Ausbildung gebracht. Unsinn! Die Deutschen sollten sich selbst gebildete Feinde schaffen. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß man sie über Bord „ins Wasser fallen ließ“, wenn sie überhaupt noch aus der Burg herauskamen. Da die Herren sich das Vermögen verstorbenen oder gefallener Häuptlinge aneigneten, so war es erwünscht, daß diese keine Erben hatten. Zu dem Treubruch und dem Kinderraub kommt also noch ein sehr wahrscheinlicher Mord. Manche meinen, Heinrich der Letzte sei einer von den Geiseln gewesen. Wie aber aus einem Livknaben ein Letzte werden sollte und warum dieser Chronist darüber keine Bemerkung macht, bleibt unerfindlich.

Und dieser Mann, dieser Bischof, hat das Vernichtungswerk organisiert, eigenhändig geleitet und zu einem gewissen Abschluß gebracht. Die Esten haben seine Taufe wiederholentlich abgewaschen. Schade, daß die christliche Kirche nicht auch diesen Täufer von ihrer Geschichte abwaschen kann. Manche deutsche Geschichtsschreiber freilich wollen ihn Albert den Großen nennen. Er gründete den Schwertbrüderorden, dessen erster Meister Wenno von Mörderhand fiel, und dieser Mörder war nicht allein ein Schwertbruder, sondern dazu noch ein Schützling Alberts. Mitunter das Schändlichste, was man ihm nachsagen muß, ist, daß er die Eingebornen selbst gegen einander zu Raubzügen organisierte. Die Letten waren ihm hier willige Werkzeuge, die Liven hat er dazu gezwungen, die Esten waren dazu nicht zu haben.

So zogen in einem Winter die Litauer nach Estland und kehrten mit einem ungeheuren Raub zurück. Es ist nicht unmöglich, daß die Deutschen dahinter steckten, die ihnen einen freien Durchgang durch Livland gewährten. Als die Räuberschar aber zurückkehrte, lauerten die Deutschen mit den Semgallen gemeinsam auf, ermordeten sie alle, auch die gefangenen Esten und nahmen ihnen die ganze ungeheure Beute ab. Als die Litauer von diesem grauenvollen Drama hörten, waren sie so trostlos, daß die unglücklichen Frauen der Erschlagenen sich freiwillig den Tod gaben. In einem einzigen Dorfe sollen sich 50 Frauen erhängt haben.

Nun hatte die Kulturstunde für die Liven geschlagen. Es fand ein Massenmorden statt, das man gar nicht zu schildern vermag. Feuer und Schwert und in ihrer Folge Epidemien und Hunger verwandelten den blühenden Küstenstrich Livlands in einen traurigen Friedhof, unter dessen Hügeln ein ganzes Volk frißw begraben lag und auf dem der Henker desselben stolz sein Haupt emporhob, um daraus für sich ein „Gottesländchen“ zu machen. Und die am Leben gebliebenen Anverwandten sollen diese Herren dafür heute segnen.

Sowohl, denn Fluchen ist unchristlich. 1206 war der Hauptsache nach alles vollendet.

Nun kamen die Esten an die Reihe. Deren Land wurde vor der Eroberung unter der Geistlichkeit und dem Orden geteilt, damit man im eigensten Interesse an das blutige Geschäft gehe. Mit den Letten gemeinsam fielen sie in die Sakala (Jellin) ein „und mordeten auf grauenerregende Weise“¹, „bis ihre Hände und Arme vom Morden ersahnten“ (Heinrich der Letzte). Um Weihnachten 1210 zog ein starkes christliches Heer längs der Meeresküste an den Bernaufluß, „stürzte mit wilder Wuth auf die überraschten Esten und ermordete alle Männer, die erreicht werden konnten, während die Fliehenden wegen grimmiger Kälte in Sümpfen und Wäldern erfroren. Frauen und Kinder wurden als Sklaven fortgeschleppt, eine ungeheure Beute gemacht, darunter 4000 Kühe mitgenommen.“ (v. Rutenberg.) Als die Burgen Jellin, Dorpat und Odenpä gefallen waren, wurden die umliegenden Länder furchtbar verwüstet. In einem einzigen Sommer machten die Deutschen mit den Letten ganze neun große Raubzüge ins Land der Esten und hausten so entsetzlich, daß auch der Schönfärber Dr. Seraphim nicht umhin kam, das als einen „Vernichtungskampf“ zu bezeichnen. „Sie drangen, erzählt H. der Letzte, in Ugaunien ein, plünderten die Dörfer alle aus und übergaben sie alle den Flammen und die Männer alle, die sie aufgreifen konnten, haben sie lebendig zur Rache für Thalhald verbrannt und all ihre Burgen angezündet, daß sie darin keine Zuflucht hätten, und suchten die auf in den düstersten Verstecken der Gehölze, und nirgends konnten sie sich vor ihnen verbergen. Und so zogen sie aus den Wäldern heraus und töteten sie und ihre Weiber und Kinder führten sie gefangen mit sich fort und jagten Pferde und Vieh davon, machten viel Beute und kehrten zurück in ihr Land. Als sie aber heim zogen des Wegs, begegneten ihnen wiederum andere Letten und rückten vor nach Ugaunien und was die anderen unterlassen, haben diese nachgeholt. Denn die da kamen von den Wäldern zu den Aekern und zu den Dörfern, um Nahrung zu holen, griffen sie auf und haben die Einen mit Feuer verbrannt, Andere mit den Schwertern erwürgt und ihnen unterschiedliche Qualen angethan, bis sie alle ihre Schätze ihnen entdeckten, und sie zu den Verstecken in den Wäldern hinführten und die Weiber und Kinder ihnen überlieferten. Aber nicht einmal so war das Gemüth der Letten beschwichtigt, nein, sie haben nach Wegnahme der Schätze und aller Habe, der Weiber und Kinder ihnen schließlich auch den Kopf, der allein noch übrig war, genommen.“ Wir besitzen leider keine

¹ v. Rutenberg, I, p. 69.



Angaben darüber, in welcher Stärke die Letten und die Deutschen in diesen graufigen Raubzügen vertreten waren. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die nöthige Stärke von den Deutschen kam. Denn so etwas Unerhörtes haben die Esten von keiner Seite erfahren, am wenigsten von der lettischen. Auch Seraphim, der die Deutschen immer zu schützen sucht, spricht unmittelbar nach Wiedergabe obiger Schilderung von der „Wuth der Deutschen“. Die waren jedenfalls die Regisseure. Heinrich der Letzte hatte ja auch an Albert einen strengen Censor, auf dessen Geheiß vielleicht alles in einem bestimmten Licht dargestellt wurde. Hat doch Heinrich nach dessen Tode die Feder sofort weggeworfen, obgleich er noch lange lebte. „Man wendet sich, sagt v. Rutenberg zu dieser Verheerung, mit gleichem Grauen von der mordgierigen Frömmigkeit dieser christlichen Ritter, wie von der kannibalischen Grausamkeit der Heiden (Letten) weg.“ Es waren also reine Heiden, mit denen die Deutschen das Vernichtungswerk gemeinsam betrieben. An das Christentum zu denken war eben gar nicht ihre Sache. Bischof Albert brauchte ja nur Land, um Landesfürst zu werden, und thatsächlich wurde ihm von Innocenz III. 1213 eine Fürstenrolle zugewiesen, indem seine Rigasche Kirche für unabhängig von allen anderen Erzbischöfen erklärt wurde. Seit 1217 durfte er sogar Kathedralkirchen gründen und Bischöfe einsetzen; doch in Livland eine Metropole zu gründen wurde ihm 1219 verweigert. Da wäre ja wohl ein zweiter Papst bald da gewesen und das Schisma vereewigt.

Die Kämpfe dauerten fast ununterbrochen fort. Immer und wieder erhoben sich die Esten und verübten Vergeltung, um darauf selbst in Massen hingeschlachtet zu werden. 1222 war der estnische Ansturm so gewaltig, das der deutsche Bau in seinen Grundfesten erschüttert wurde. In Fellin fielen so ziemlich alle Fremdlinge, Brüder und Knechte, Priester und Kaufleute. Die Erbitterung der Esten machte sich in unmenschlicher Gestalt Luft: man warf die Leiber der erschlagenen Feinde vor die Hunde, ja ihre Herzen soll man gebraten und gegessen haben, damit man gegen sie stark werde. Die tapferen Sakalaner schworen, nie mehr die Taufe zu nehmen, „so lange noch ein Knabe, ein Jahr alt und eine Elle hoch, am Leben ist.“ Die Dselaner hatten in acht Jahren nicht weniger als 14 bedeutende Kriege mit den Deutschen geführt. Und doch waren sie so großmüthig, daß sie 1222 die Deutschen frei abziehen ließen, wo sie über ihr Leben gebieten konnten. 1227 wurde der Hauptschlag gegen die Inzulauer geführt. Bischof Albert zog mit 20 tausend Mann übers Eis und zerstörte das Eiland. Hinein in die Burg drangen die Deutschen und machten alles nieder. „Dsilens Heiden-volk kann Schonung nicht erlangen, ein Teil wird hingestreckt, der

andere Teil gefangen. Was selbst die Könige bisher nicht gekonnt, das hat die heilige Jungfrau durch ihre Knechte, die Rigaschen, in kurzer Zeit mit Leichtigkeit zu ihres Namens Ehre ausgerichtet."

Bald erstreckten sich die Grenzen des Friedhofes von der Düna bis zum estländischen Glint. Die Menschen, die noch nachgeblieben, gruben sich Löcher in die Erde, um Unterkunft zu finden. Aber auch hier waren sie vor den Deutschen nicht sicher. Diese entdeckten einmal unweit Reval eine solche Höhle, wo einige tausende in ihrem Elend hausten. Die Deutschen machten vor dem Ausgange ein großes Feuer an, ließen den Rauch in die Höhle und erstickten die Menschen darin. Als sie später hineindrangen, fanden sie mehr als tausend Tote und Sterbende. Letztere wurden nun umgebracht und die „sehr reiche Beute christlich geteilt“. Wie jede Erzählung einer deutschen Greuelthat, so schließt Heinrich auch diese mit einer Verherrlichung der Bestialität: „Die Liven und die Deutschen kehrten heim und lobeten Gott, daß er die stolzen Herzen der Harrienser zur christlichen Demut erniedrigt hatte.“ Das soll ein Christengott sein!

Wir können hier die Greuelthaten weder vollständig herzfählen noch ausführlich schildern. Wir haben sie nur kurz charakterisiren wollen, wie sie zu Alberts Zeiten verübt wurden. Wie die Esten in der Folgezeit den Deutschen zu schaffen machten, daraus nur einige Beispiele.

Die Vernichtung des Schwertbrüderordens im J. 1236 ist größtenteils ein estnisches Werk. Die Deutschen machten einen Raubzug nach Litauen und zwangen die Esten mitzuziehen. Als es zum Kampfe kam, sah der Anführer den Ernst der Situation und wandte sich an die Esten mit der Bitte, sie mögen tapfer streiten, bekam aber eine abschlägige Antwort. „Hier wollen wir nicht streiten, sprachen die Helden wert,“ ließen das Kreuzesheer mit den Rittern im Stich, und diese wurden fast ganz aufgerieben, so daß der Schwertorden aufhörte zu existiren und an dessen Stelle der Deutsche Orden trat. Dieser erlebte 1260 in Schamaiten unter ganz ähnlichen Umständen ein ähnliches Blutbad. Damals standen die Esten mit den Schamaiten im heimlichen Einvernehmen. Ein Jahr darauf brachten die Esten den Orden durch einen allgemeinen Aufstand „an den Rand des Grabes,“ worauf natürlich wieder ein jahrlanges Blutvergießen folgte. 1271 griffen die Esten zur Wehr und erschlugen Otto von Lutterberge mit 52 Rittern. 1287 ließen die Esten die Deutschen, 500 Mann, darunter 40 Ritter, auf einem Raubzuge in Semgallen wiederum im Stich, worauf diese fast alle ums Leben kamen. Zur Abwechslung floß deutsches Blut auch durch deutsche Hände. Die Herren hatten sich eben auch unter ihren eignen Stammesgenossen verhaßt gemacht. Deutsche Bürger Rigas überfielen sie, schleppten den

Kontur am Barte unter Schmähreden und Spottworten zum Gerüst, und 60 Ritter wurden teils erschlagen, teils zum Galgen geschleift, die Ordenskapelle bis auf den Grund zerstört. Der furchtbarste Estenaufstand, den die Heimat je gesehen, kam 1343 in Harrien, in der Wick und in Esel zum Ausbruch, dem alle Deutschen dieser Gegenden zu Opfer fielen. „Alles, was von den Deutschen da war, mußte sterben.“ „Noch einmal war die deutsche Herrschaft im Lande in Frage gestellt. (Seraphim, p. 139). Die Deutschen nahmen furchtbare Rache. Die Djelaner ergaben sich aber erst, als ganze 9000 von ihnen gefallen waren. In Fellin ließen die Esten sich in Kornfäcken in die Burg führen, wo sie aber, durch ein Weib verraten, erdolcht wurden.

Best und entseßliche Hungerjahre thaten ein übriges, so daß Baltien schließlich ein allgemeiner Friedhof wurde, freilich ein Friedhof, der keinen Frieden fand. Der Tanz um das goldne Kalb wurde fortgesetzt, obgleich man auf allen Bieren hinkte. Und als es im Tanzlager zu wüßt wurde, so daß niemand, vor allem der Deutsche, seines Lebens mehr sicher war, hauptsächlich, weil der innere estnische Feind nicht zu bändigen war, rief man nach fremder Polizei und ging dann in der Folge, als diese auch nicht gefiel, bei den benachbarten Staaten mit Livland hausen, wobei man alles feilbot, wenn man nur seine Reisebagage unter der Marke privilegia unrevidirt über die Grenze bekam.

Nicht ein Umstand, eine Begebenheit, eine Entscheidungsschlacht hat das Schicksal der Deutschen in Livland besiegelt. Die Geschichte kennt eine lange Reihe von Thatfachen, die mitwirkten. Selbst die veränderten Heringszüge im Meere sind von Bedeutung gewesen, und wenn sie als Omen für livl. Geschichte gelten können, so deuten ihre jetzigen Veränderungen wiederum auf geschichtliche Dinge. Zu den schicksalshwangeren Thataschen, die die livl. Geschichte wirklich gemacht haben, dürfte man wohl vor Allem das tapfere Estenvolk rechnen, das wie ein schwerer Bleiklotz dem Deutschen an den Füßen hing, ihm keinen Augenblick eine freie Bewegung gestattete und ihm oft das Bein brach. Darin dürfte man vom russisch-staatlichen Standpunkt aus ein historisches Verdienst des kleinen finnisch-estnischen Volksstammes unserer Heimat finden. Da die baltischen Deutschen unaufhörlich von ihren historischen Verdiensten singen und sagen, sei es gestattet, an dieser Stelle von diesem Verdienst zu reden, worauf die Geschichte meines Wissens bis hiezu mit keinem Worte hingewiesen hat. Der Erste hat seinen Teil dazu beigetragen, daß man von den großen römisch-deutschen Plänen sagen kann:

„Nicht länger sei es mehr vertuscht:
Das Werk ist hoffnungslos verpöcht.“

III. Die Klust.

7. Ein thörichtes Märchen.

In Not und Gefahr werden Freundschaften geschlossen. Die letzten Jahre haben die baltische Welt aus den historischen Angeln gehoben und ihr völlig neue Wege gewiesen. Der historische Bau ist in seinen Grundfesten erschüttert und droht mit Einsturz. In dieser Stunde der Gefahr reichen Deutsche, Esten und Letten einander die Freundeshand zum gemeinsamen Bunde, damit jeder im Stande sei, sein Haus zu bestellen und zu beschützen. Wir sind einig. Wir alle sind Kinder einer Heimat und Glieder einer Kirche und sind, durch der Zeiten Lauf gewitzigt, entschlossen, Freud und Leid miteinander zu teilen. Die deutsch-estnische Freundschaft ist da und wir können auf der Basis der westlichen Kultur, die uns über den Osten hoch erhebt, mit vereinten Kräften fortbauen. Wir bleiben, was wir von je her waren, etwas Separates.

Ich kenne kein so thörichtes Märchen wie dieses. Wenn es einmal ein Opfer fordern sollte, so ist es der Deutsche, der es erdichtet. Ich will ihm klaren Wein einschenken, um ihn zu retten.

Wir können von einer gemeinsamen Gefahr überhaupt nicht reden, weil keine da ist. Die „Not“ des einen ist das Glück des anderen. Die Reformen sollen uns die Gefahr gebracht haben. Das ist ein Irrtum. Die Reformen der letzten Jahre haben dem Esten viel Gutes gebracht, mehr als die Freiheit von 1819. Seit der Freilassung begann erst eine regelrechte Exploitation des vogelfreien Menschen, ein wahres Kesseltreiben auf den armen Esten, der nur die freie Wahl des Jägers hatte, der ihn erlegen sollte. Das befehlen uns die Greuel von Heiligensee und Machters, die etwa 20 Jahre nach der Freilassung stattfanden und bewiesen, was das Landvolk an seiner Freiheit eigentlich hatte. Daß die jüngste Reform den Esten von seinem Großherrs in Schule und Gericht frei machte, bedeutet für den Esten eine Erlösung „von dem Übel“. Den Vären von der gemeinsamen Not hat man freilich so vielen aufgebunden; aber wir wissen, daß man jetzt für diesen Varentanz nur noch ein Lächeln

hat. Der Erste kennt in seinem Lande jetzt keine Parteipolizei mehr, er steht mit seinem Großherrs in vor einem parteilosen Richter und kann erst jetzt klar sehen, wie der Deutsche ganz offen gegen seine höhere Schulbildung auftritt. Im Hinblick auf die Reformen wünscht der Erste nichts sehnlicher als die Einführung der Semstwo und eine zeitgemäße Neugestaltung der durchaus veralteten Kirchengesetze. Eine gewisse gemeinsame Not ist freilich da, aber auf einem andern Gebiete, nämlich im wirtschaftlichen Leben. Die verarmte Bauerschaft muß für das Bauerland bei dessen Loskaufung Preise zahlen, die nicht zu erschwingen sind, im kisl. Gouvernement allein etwa hundert Millionen Rubel. Der Adel hat etwa die Hälfte davon schon eingestekt, ohne reich geworden zu sein. Viele wissen nicht, wie weiter zu kommen. Hätte der Staat seiner Zeit die Preise normirt, der Großgrundbesitzer hätte in nüchternem Erkenntnis seiner Lage ökonomischer gelebt, die Bauerschaft wäre wohlhabend geworden und das ganze Land würde uns ein ganz anderes Gesicht zeigen. Das ist ja in Baltien traditionell, daß der Adel, wenn er nur die Möglichkeit hat, das ganze Land und mit ihm auch sich selbst an den Bettelstab bringt. Die Reformen wollen das Land vor dieser Gefahr beschützen und sind daher im letzten Grunde auch für die Herren gut.

Und dann die praktische Seite der estnisch-deutschen Freundschaft? Soll das etwa für den Ersten erbaulich sein, wenn der Herr in estnischen landwirtschaftlichen Vereinen gegen eine mittlere Ackerbauschule agitirt und uns nur eine niedere gönnen will, die uns nichts lehrt, was wir bereits schon kennen? Über diese Art von Freundesdienste machen sich die Ersten nur lustig. Die Herren sind nur nicht in der Lage, hinter die Coulissen zu gucken, um zu sehen, wie man sie in ihrer neuen und eigenartigen Rolle kritisiert.

Ich glaube, daß nicht einmal der Dichter an sein Märchen glaubt. Es hat nur einen Zweck, den nämlich, an der Nawa einen bestimmten Eindruck zu machen. *Noli me tangeris!* oder „das Land verliert das Zutrauen zu der Regierung“ usw. Nun, auch die Zeiten sind dahin, wo man unser Land aus Ammenmärchen kennen lernte. Neben wir also lieber ganz ernst und ehrlich von unseren Landesangelegenheiten.

8. Die Grundstimmung.

Die Situation leidet freilich an Verwirrung. Es machen sich so verschiedene Strömungen bemerkbar, daß viele in den Strudel geraten und nicht wissen, wo hinaus. Doch der Erste findet sich vermöge seiner historischen Disposition leichter zurecht als der Deutsche, der systematisch in falschen Ansichten über heimatische Dinge erzogen wird. Hat mal irgend ein Deutscher sich Rechenschaft abgelegt über

die Unsumme von Unrecht und Unbill, die er Jahrhunderte hindurch dem Esten zugesügt? Man weiß es sehr wohl, daß der Est nicht einmal eine Kleinigkeit so leicht verzeiht. Hier scheint man jedoch anzunehmen, daß all die Beschimpfung und Erniedrigung, die ihm wiederfahren, an ihm vorüber gegangen sei, ohne eine Spur zu hinterlassen. „Ich verzeihe dir, aber ich vergesse es nicht!“ ist eine Lebensart, mit der die Esten sich selbst ironisiren. Sein jonn und kius verleiten ihn, auch da sein Recht zu suchen, wo er selber über dasselbe zweifelt. Dieser unschöne Charakterzug hängt mit seiner Zähigkeit zusammen und hat ihm seinerzeit, da seine Existenz in Frage stand, gute Dienste geleistet. Die psychologische Thatsache ist bekannt, daß eine Aussprache das Gemüt erleichtert. Wenn man nichts anders kann, so sagt man wenigstens gründlich „die Wahrheit“. Wann hat der Est das sagen können, was sein Herz bewegte? Sein Mund ist ihm gebunden gewesen, aber innen hat's gekocht. Daß die Verbitterung sich nach außen hin nicht zeigen konnte, hat sie vergrößert, nicht verkleinert. 700 Jahre lang einem wüsten Tanz um das goldene Kalb stumm zuschauen, die Tanzenden dabei ernähren und selbst oft an ein Futter, das nur für das liebe Vorstenvieh gut genug ist, angewiesen zu sein, seine besten Männer ihnen opfern und selbst die Bande des Familienlebens entheiligt sehen, das dürfte denn doch einen gewissen Eindruck auf eine Menschenseele machen. Und eine Sühne steht noch aus und wird aller Wahrscheinlichkeit ausbleiben.

Aber vielleicht hat die „gütige“ Natur sich des armen Unglücklichen erbarmt und hat ihm das Gedächtnis geschwächt, das ja jahrhundertlang nur mit blutigen Greueln beladen und belastet ward? Im Gegenteil! Der Est hat ein Riesengedächtnis. Dr. Hurt hat 8 Jahre (1888—1896) aus dem estnischen Volksmunde folkloristische Materialien gesammelt und ca. 40500 alte Volkslieder, 8500 Märchen, Sagen . . ., 45 000 Sprichwörter, 37 000 Volksrätsel, 52000 Punkte Volksglauben usw. zusammengebracht, die Varianten mitgezählt. Die Aufzeichnungen füllen fast 20 Ries Schreibpapier und über 5 500 Bogen Postpapier.¹ Eine estnische Bäuerin Epp Wasar diktirte Dr. Weske etwa 12 000 Zeilen altestnische Volkslieder,² H. Kallas hat eine ganze Reihe von Esten zusammengestellt, die ein außerwöhnliches Gedächtnis hatten.³ Der Kalewipoeg-Recitator Hans Rips konnte die ganze Bibel fast Wort für Wort auswendig herjagen.⁴

¹ Kongreßbericht, Petersburg, 1896.

² Sitzungsberichte d. Gel. estn. Gesellsch. 1875, p. 19.

³ System der Gedächtnislehre, Turjew, 1897, p. 102.

⁴ Vergl. Sitzungsber. d. Gel. estn. Gesellsch. 1884, p. 203.

Die Schloßburg von Tarwast ist wohl bald nach der Eroberung von Sakala erbaut worden. Noch heute weiß jedes Tarwastische Kind zu erzählen, wie die Ziegelsteine zum Bau herbeigeschafft wurden. Diese wurden nämlich aus Diu herbeigeschafft und dieser Ort liegt am Nordende von Wörtsjärm, etwa 25 Werst von Tarwast entfernt. Zwischen Tarwast und Diu wurde nun eine Arbeiterkette aufgestellt und die Ziegel flogen von Hand zu Hand die ganze Strecke von Diu bis Tarwast. Die Mütter, die ihre Brustkinder zu stillen hatten, haben das bei Knaben täglich drei, bei Mädchen nur zwei mal vornehmen dürfen. Verfasser sammelt historische und andere Erinnerungen, die im Volksgedächtnis noch fortleben, und hat dabei Gelegenheit gehabt, ein vorzügliches Gedächtnis so vieler zu bewundern. Viele können ihren Stammbaum bis in die schwedische Zeit zurück verfolgen und an den Fingern alle mit ihren Namen und Geschwistern her zählen. Wie z. B. vor mehr als 100 Jahren Rappinsche Bauern sich durch einen „Krieg“ vor schwerer Mißhandlung retteten, das wird haarklein erzählt. Nicht unbemerkt möchte ich lassen, daß die Esten eine eigene ungedruckte Litteratur kolportiren. Eine ganze Reihe von höchst charakteristischen Spottliedern auf die Deutschen und genaue Beschreibungen von Grenethaten seitens der Herren finden sich in unzähligen geschriebenen Exemplaren unter dem Volk. Dieser Unmut und glühender Haß spricht in diesen Flugblättern. Der Kirchenherr kommt nicht viel besser weg als der Gutsherr. Doch Gewalt wird, soviel meine Sammlung sie besitzt, nur in einer einzigen Zeile empföhlen in der Form einer „blauen Bohne“, was offenbar auf Blei deutet. Der Name Alexander hat einen überaus guten Klang. Auch an die schwedische Regierung denkt das Volk mit warmer Sympathie.

Ein Este, der sich zu den Deutschen bekennt, gilt bei seinen Stammesgenossen als ein moralisch Beklagenswerter, den man unter dem Spottnamen kadakasaks, d. h. Wachholderdeutscher, verachtet. Ein höchst düsteres Licht werfen auf die seelischen Zustände mancher Kreise unter dem Volke jene Konspirationen, die vor etwa einem Vierteljahrhundert in Estland und unter den nach Ingermanland Ausgewanderten stattfanden, die aber den damaligen Landesbehörden wahrscheinlich völlig unbekannt geblieben gewesen waren. Schreiber dieser Zeilen ist in der Lage gewesen, der Sache eine gute Wendung gegeben zu haben.

Die Estenbrust birgt eben in ihrem Innersten einen tiefen Groll gegen seinen herzlosen Unterdrücker. „Gott sei Dank, daß man doch einmal anfängt, diesen Herren auf die Finger zu sehen!“ rief ein Greis, als er hörte, daß ein adliges Stadthaupt von Riga nicht bestätigt wurde. Und dieser Greis stand sein Leben lang mit seinem

Gutsherrn wie mit dem Pastor in einem guten Verhältnis, von denen er als ein ernster, tüchtiger und frommer Mann geachtet wurde. Erst in seinem hohen Alter, wo er längst mehr nichts mit den Herren zu thun hatte, gewann er Muße, seine Eindrücke zu sammeln und sie in ein Urtheil zusammenzufassen. Früher hatte er nie darüber gesprochen, so daß ich nicht wenig überrascht war, aus seinem Munde plötzlich einen solchen Ausruf zu hören.

Das ist die Grundstimmung in der estnischen Volksseele den Deutschen gegenüber: Gott sei Dank, daß ihre Macht einmal endlich beschränkt wird!

9. Gegenätze.

Diese düstere Grundstimmung basirt auf unverjöhnlichen Gegenätzen, die zwischen den Deutschen und den Esten bestehen, von welchen ich einige kurz charakterisiren will.

„Mit Stolz und Freude, sagt der Deutsche (Seraphim I, p. 60), ruht unser Auge auf jenen Tagen, da das Schwert und Kreuz abendländischer Kultur im Estenlande eine Stätte bereiteten.“... Fluch jenen Tagen, die Raub und Mord und namenloses Elend über unser Vaterland verhängten! ruft der Este. — Wir richten uns auf an den herrlichen Männergestalten, die in die Geschichte Livlands mit kräftiger Hand eingegriffen. ... Nennt welche, die nicht vor das Bezirksgericht und nach Sachalin gehören. — Wir kamen, das Kreuz in der Hand. ... Ja, eure Mordpläne habt ihr immer in große Geheimnisse einzuhüllen gewußt. — Wir sind stolz darauf, Nachkommen eines tapferen Geschlechts zu sein, das Großes vollbracht. ... Für diese Krankheit empfehlen wir euch die photochromatische Therapie. — Wir sind die Vermittler der westlichen Kultur nach Osten. ... Euer Dasein ist uns allen mehr denn je ein Rätsel geworden. Ihr seid heutigestags selber kulturbedürftig. — Wenn ihr nicht im stande seid, vor unsrer deutschen Dichtung mit ihren Heldengestalten den Hut zu ziefen, so seid ihr eben Barbaren. ... Eure Dichtung? Winkelsachsen und Pseudogermanen. Wenn ihr glaubt, das Grollen des Donners zu vernehmen und in die Knie fällt, so rufen wir Esten: Terwijeks! zur Gesundheit! denn Kalewipoeg niest. — Kauft dann wenigstens eine Photographie von Bismarck! ... Soll geschehen, denn er hat einen interessanten Brief an die richtige Adresse gelangen lassen, worauf sich ein Herr auf mehrere Jahre tot stellte. — Wir Deutsche sind ein Volk von Dichtern und Denkern und wir werden es noch zu Etwas bringen. Freut euch, uns unter euch zu haben. ... Der Mann, der euch erlösen soll, schläft im Kyffhäuser. Für euch rührt er sich nimmermehr. — Bedenkt, mit uns verliert



ihr die westliche Kultur!... Mit euch verlieren wir Esten nichts als die Kerkermauer, die uns von aller Kultur abschließt. — Wären wir nicht gekommen, ihr wäret doch ganz sicher in andere Schlingen geraten. . . . Ja, und um uns von allen Schlingen für immer zu retten, habt ihr uns den Kopf hübsch abgenommen. — „Großes hat der Orden unserer Heimat geleistet und mit Freude wird unser Auge immer auf jenen Tagen ruhen, da in feuriger Begeisterung und christlichem Enthusiasmus die Ritter ihr Schwert gegen die Heiden zogen.“ (Seraphim I. p. 174). . . . Über das verruchte Treiben vergangner Tage so reden, heißt das nicht, das Kainszeichen an der Stirn zur Schau tragen? — Wieder ein herrlicher Sieg des Christentums (!?) über die verstockten Heiden! . . . Nein! Wieder eine Befleckung des heiligen Kreuzes durch entmenshtes Räubergesindel, das Menschen in Erdhöhlen treibt und sie dort tausendweise durch Rauch erstickt. — Wiederum ein großer Sieg über die verstockten Estenheiden, große Beute, große Freude! . . . Und wir mußten zuschauen, wie wir mit unsern erschöpften Kräften unsere Toten unter die heimatliche Erde bekamen, damit wir Überlebenden nicht der Pestilenz verfallen. All euer Reichtum von heute würde nicht ausreichen, um die halben Beerdigungskosten jener Tage zu ersetzen. — „Wir haben eine reine politische Erbschaft übernommen.“ (Fr. Bienemann). . . . Weil ihr eben farbenblind seid und die Farbe des Blutes nicht seht. Schmach! — „Der jungen Kolonie wurde sittliche Ernst als Patengeschenk in die Wiege gelegt.“ (Bienemann). . . . Sagen Sie mal freundlichst, können Sie auch bis über die Ohren schamrot werden? Kennen Sie den „Henker am eigenen Lande“? — Der Deutsche schrieb an den Thorbogen, unter dem er in Livland einzog: Hier ist gut sein, hier laßt uns ein Gottesländchen einrichten. . . . Der Erste setzte darunter die Überschrift von Dantes Höllenthor: „Laßt alle Hoffnung fahren!“ — Wir haben einst „Herrliches erreicht“. . . . Und euer Erbe „mit Blutschulden belastet“. (Kückblicke 118). — Wir haben „gewaltige Kulturarbeit verrichtet“ (Seraphim 35). . . . Und deren Frucht war ein völliger Ruin des Landes und ein namenloses Massenelend des Volkes. — „Der livl. Staat war in die Barbarei hineingewachsen.“ (Bienemann, p. 5). . . . Viel mehr! Er bildete selbst den Mittelpunkt einer unerhörten Barbarei unter Christenmenschen. — Das war die „herrliche Heroenzeit des Deutschen Ordens in Livland“ (Seraphim) . . . Nun, eigentlich war es die Schreckenszeit der zuchtlosen Brandschatzung durch Banden, die ausgezogen waren, ganze Länder und Völkerschaften zu vernichten und mit dem „in ruchlosem Treiben Zusammengebrachten wieder heimzukehren.“ — Wir haben eine Kulturmission und wir harren auf unserm Posten aus. . . . Sawohl, neben Polen eine zweite zu-

wartende Nation, nur in Duodezformat und antiquarisch. — Wir standen und wir stehen auf der Wache, die Stirn nach Osten gewandt. . . . Und wir sorgten fleißig dafür, daß das Gegenteil von der Stirn seinen Teil bekam in Form von kräftigen Naturgaben, die wir uns aus dem Busch zurechtschnitten. — Wir sind das bewährte Kulturelement des Landes. . . . Ja, jedes Land hat seine Tuden, die das Schickal ihm aufgehast. — Fromme Bischöfe haben für euer Seelenheil gesorgt. . . . Ach was! In einem Lande, wo das Räubergeschäft blüht, soll man von solchen Dingen überhaupt nicht reden. Es ist hart genug, daß der Himmel einen Bischof Albert über uns verhängt hat, der jene Scharen des Schreckens selbst anführte. — Wir haben euch mit neuen Kulturelementen befruchtet. . . . Wobei wir so dünn wurden, daß wir 700 Jahre lang kaum einen sichtbaren Schatten werfen konnten. — Menschen, unser Herz hat für euch warm geschlagen, und diese Wärme habt ihr nicht verspürt?! . . . Niemals, weil der Rauch uns gleich erstickte, bevor die Wärme zu uns gelangen konnte. — Wir haben euch auf eine höhere Kulturstufe gehoben. . . . Nur keine Athernheiten! Gegen Hunde habt ihr uns ausgetauscht. — Die Schulbildung habt ihr von uns. . . . Gestohlen? Da habt ihr in dem baltischen Zammerthal die Rolle des Wurmeltieres gespielt. „Das 1×1 macht den Esten frech.“ — Seht doch auf die Kirchen, auf die Schulhäuser — die haben wir euch errichtet. . . . Nein, mein Zuckerpüppchen, alles unsere Arbeit. — Mit uns ist Livland in die Geschichte eingetreten. . . . In die Geschichten müssen Sie sagen, anfänglich in Ränbergeschichten. — Wir haben euch zum öffentlichen Leben erzogen. . . . Das fehlt euch selbst, und uns habt ihr geradezu mit einer hermetischen Mundsperrre beglückt. — Es war das Menschenliebe, die uns hierher in heidnische Wildnis trieb. . . . Menschenliebe? Was ist das? Wahrscheinlich ein Gesellschaftsspiel, bei dem ihr nach Belieben Pfänder nehmt, aber sie nicht zurückgibt. — Wir haben euch streng erzogen und euch sogar Deutsch gelehrt. . . . Und so das Unangenehme mit dem Schädlichen verbunden, uns Wachholderdeutsche aufgehast. — An euch ist jede Kulturarbeit vergeblich! . . . Freilich, weil wir eure Kulturarbeit wie ein Ballett ohne Programm nicht recht verstehen können. — Nun, die Geschichte hat uns eine kulturelle Rolle zugewiesen und wir werden bei ihr treu verharren. . . . Wir raten euch das nicht. Wozu sich lächerlich machen wollen? Die Heimat bekommt ihre Kultur jetzt durch das Medium der russischen Sprache, und die versteht ihr nicht. — Ach ja, die Zeiten sind sehr böse! . . . Freilich, heutzutage will schon jeder Este Mensch sein. — O die Esten, die wir aus heidnischer Finsternis ans Licht gerettet! . . . Mäßigen Sie sich, meine Herren. Der Carlylesche Schweinetrog ist nicht unter finnisch-estni-

sehen Völkern entstanden. Wir waren solid. — Aber wir kamen in der besten Absicht zu den heidnischen Wilden, zu den Gottverlassenen, den Schwachtenden. . . Also noch ärger! Wenn ihr wirklich glaubtet, Ichtiosaurier vor euch zu haben, so glaubten diese wiederum, mit Mastodonten zu thun zu haben, die auf Wästen ausgingen. Also ein vorsintflutliches Mißverständnis. — Auf einer höheren sittlichen Stufe stehend, kamen wir . . . ohne Feigenblatt, also eine Art Sansculotten auf sozial-politischem Gebiete in Livland. — Ihr habt euch frevelhaft gegen eure Herren und Wohlthäter aufgelehnt und harte Strafen verdient! . . . Aber wie sollten wir denn 1343 unsere Meinung zum Ausdruck bringen und euren Kulturfigel besänftigen? — Nun, jetzt aber wollen wir gut Freunde werden und einander die Hand reichen. . . Bedenken Sie, Sie haben Frau und Kind und Privilegia! — Doch die Thatfachen, die Thatfachen! Wir gehen bereits in den estnischen landwirtschaftlichen Vereinen mit dem Volke Hand in Hand. . . Diese Strafe haben wir Esten wirklich nicht verdient. Übrigens, ihr glaubt in eurer schmucklosen Unkenntnis des Volks so manches, was uns höchst lustig macht. — Die Masse des Volkes geht mit uns! . . . Könnt ihr euch nicht durch irgend welche Denktettel ausweisen? Sonst ist's nichts. — Es soll uns auch an der Freundschaft von Barbaren nichts gelegen sein! Wir haben ein historisches Recht an unserm Gottesländchen, und das genügt. . . Vollständig, zumal wir von jeher dafür gesorgt haben, daß in Gottesländchen das Fegefeuer nicht ausgeht. — Ihr Undankbaren! Wir brachten euch alles, Christentum, Kultur, Licht. . . Nahmt uns dagegen aber auch verteufelt alles, Land, Gut, Leib und Leben. — Wir haben euch den Weg zum Himmel gewiesen. . . Und dafür die Erde zur Hölle gemacht. — Wir haben euch das reine Evangelium verkündet. . . Aber ein sehr unreines vorgelebt. — Der Deutsche hat sich unsterbliche Verdienste um die Bewohner des Landes erworben. . . Etwa dadurch, daß er nicht im stande war, sie auszurotten? „Die Herren muß man mit Keulen erschlagen!“ erklärte noch vor hundert Jahren ein Pette ganz offen. (Werkel, die Vorzeit Livlands, p. 246). „Deutsche Sittlichkeit geht über alles!“ . . . Bei uns auch, nur in früheren Zeiten mit einem Un- voran. — Ich weiß meine Autorität zu wahren. . . Er weiß seinen Hochmut und seinen Eigendünkel zur Schau zu tragen. — „Das Räubergefindel von Dsel“ (Seraphim) . . . Heldenhafte Verteidiger von Vaterland und Freiheit. — Etablierung eines lohnenden Ackerbaues. . . Rauber Raub am Grundeigentum und dadurch Verhinderung jeder natürlichen Entwicklung. — Feine diplomatische List. . . Grober Treubruch. — Geordnete Verwaltung des Landes. . . Geordnete Ausbeutung desselben. — Wir sind alle Kinder einer Heimat, Glieder einer Kirche, ein Land und ein Volk! . . Livland kennt kein Volk, Liv-

land kennt nur Sieger und Besiegte, Ausbeuter und Ausgebeutete. — Die Güterreduktion seitens der schwedischen Krone war ein „ungeheurer Raub“ (Bienemann) . . . Und der Raub, den die Herren seinerzeit am ganzen Lande den Eingeborenen gegenüber begingen? O, das war eine „allmähliche Ausgestaltung der Besitzverhältnisse im Lande!“ — In enthaltsamem Leben haben die geistlichen Herren sich um das Seelenheil des Volkes gekümmert . . . Nur waren die Bischöfe die größten Kornspekulanten der Zeit, z. B. Bischof Johann von Münchenhausen in Peal (1541), der den Kornhandel monopolisirte, die Ernte den Bauern für Spottpreise abnahm und etwa 500% machte (Mückbische 119). — Der Deutsche spricht von seiner Opferfreudigkeit, . . . der estnische Seegerunge macht daraus ganz richtig Opferfreudigkeit (Zur Verständigung p. 57). — Wir haben euch die Freiheit von 1819 gegeben . . . Ihr habt sie trotz eurer heftigsten Opposition nicht verhindern können. Alexander I. hat sie „durchgesetzt“. Ihr wolltet „aus Menschen wiederum Vieh machen“ (Schoulz von Ascheraden). — Wir haben eure Bauernhöfe streu gelegt, damit eine rationelle Landwirtschaft möglich werde . . . Ihr habt unsre Dörfer zerstört, damit wir uns nicht hinter eurem Rücken beratschlagen können. Das ist die Geschichte Josephs und seiner Brüder. — Nun ja, es war eine „verruichte Zeit“. . . Und ihr waret deren würdige Vertreter. — Wir haben euch ein neues Gesetz gegeben . . . Und wir antworten mit einer Revolte. — Wir warten auf eure Dankbarkeit . . . Und wir auf Sühne. — Geht nun in die Kirche, wir haben euch einen neuen Pastor gewählt, der heute eingeführt werden wird . . . Den schlagen wir an der Kirchenthür zurück. — Aber was fällt euch denn ein?! . . . Die Vergangenheit! Wir werden für unsere religiösen Bedürfnisse selbst sorgen, und zwar besser als ihr es je gekonnt. Seid also so gut und stört uns wenigstens im Gotteshause nicht. Wir brauchen euch durchaus nicht. — Ihr Skandalmacher! Ihr habt es verschuldet, daß wir mit Reformen heimgesucht werden! . . . Jawohl, und die schrecklichen Tage von Livland sind nun vorüber. — O, wir haben eine blühende deutsche Kolonie in Livland errichtet! . . . Eine Zammerfiliale von Irland. Schreibt es nur hübsch auf euer Verlustkonto, verlastet euren Kulturschmollwinkel und bessert euch. — Paßt mal auf, „Asien greift in riesigem Maße nach Rußland hinein“ (Bienemann, p. 79) . . . Und bricht in Livland das 700 jährige Mongolenjoch. — „Wir stehen unter der Zuchtrute Rußlands“ (Schirren Livl. Antwort, p. 161) . . . Und wir unter seinem sicheren Schutz. — „Das russische Volk ist nicht reif und nicht wert, über uns zu herrschen“ . . . Lieber Herr Schirren, bei uns herrscht der Zar, nicht das Volk, nicht einmal die Großherren des Landes. — Das russische Volk ist „fahrlässig bis zur Barbarei“ . . . Und läßt daher den Herrn

Schirren, der es beschimpft, ruhig seine Irrwege laufen. Es fühlt eben seine Riesenkraft und kümmert sich daraus nicht um Schirren und Konjorten. Es steht im Jünglingsalter einer hoffnungsvollen Großnation, an deren Schicksal auch das unsrige für immer geknüpft ist und das uns besonders auch deshalb sympathisch berührt, daß es die mittelalterliche Barbarei aus Völand fortwünscht, ganz wie wir Esen. Und wer hat schließlich den entarteten Kolonisten gebändigt, ihn zu civilisirten Sitten, zu Gesetz und Ordnung angehalten und erzogen? Das habt ihr ausschließlich der russischen Staatsregierung zu verdanken. — „Ein Schuß Pulver mehr hätte uns vermutlich ein Ende gemacht.“ (Schirren, p. 115). . . . Gott sei Dank! Endlich einmal etwas, worin wir übereinstimmen.

10, Erweiterung der Kluft.*

Es fragt sich, ob diese Kluft, die uns mitunter nicht unbedenklich entgegengähnt, in ihrer Breite und Tiefe zu- oder abnimmt. Darüber Gewißheit zu verlangen ist nicht schwer. Die Kluft erweitert sich zusehends.

In früheren Zeiten konnte man in Baltien von einer Kluft nicht gut reden. Da kannte man nur einen hohen Berg und ein tiefes Thal. Erst als in unsrer Zeit der Boden des Thales sich erhob, bildete sich zwischen ihm und dem Berge eine Kluft. Früher war der Deutsche alles, der Este nichts. Darin bestand der baltische Nihilismus, der besonders klar in den Korporationen der Hochschule zum Ausdruck kam. Jeder Großherr, und das war jeder Gutsherr, besaß über seine Leibeigenen, seine Sklaven, monarchische Gewalt, selbst über deren „hals und hant,“ d. h. Leben und Tod. Die Frage seines menschlichen Verhältnisses zu seinem Herrn war überhaupt kein Gegenstand von Erwägung. Erst als 1819 durch die Bauernemanzipation die Leibeigenen zu Staatsbürgern erhoben wurden, machte sich eine Kluft auf. Der alte Berg, der durch seine frühere Höhe noch heute imponiren und die Gegend beherrschen möchte, sieht mit großem Unmut auf das steigende Thal, das ihm, wenn auch nicht durch seine Höhe, so aber um so mehr durch seine breite Masse Bedenken einflößt. Fußtritte ihm austeilen, scheint ihm ganz natürlich, ihn zurückhalten, notwendig. Der Wunsch, das Leben zu erhalten, tritt in Lebensgefahr am intensivsten hervor.

Auf der Thalseite dasselbe psychologische Spiel. Die Verbitterung des Gemüths erreicht ihren Höhepunkt nicht in dem Augenblick, wo das Unrecht am größten ist, sondern wann man das erlittene Unrecht überschaut. Dann bäumt sich das niedergedretene Gerechtigkeitsgefühl gigantisch auf und verlangt Sühne, koste es, was es wolle.

Die Aufklärung der Gegenwart ist beschäftigt, den Schutt von der Klust hinwegzuräumen, damit man sie ganz erkenne. Keine Saite der estnischen Volksseele vibriert so lebhaft als die Saite der tiefsten Melancholie über erlittene unmenschliche Vergewaltigung. Das Verlangen nach Gerechtigkeit ist so intensiv und die Hoffnung, sie zu erhalten, so innig, daß man häufig rettende Engel sieht, wo keine sind. Als 1878 die „Sakala“ Jakobsens erschien, schwur man allenthalben darauf, daß sie Rettung bringen werde; aber so ziemlich das Gegenteil stand darin, die deutsch-estnische Freundschaft mit Aufrechthaltung aller Privilegien der Herren. Und auf deutscher Seite? Da galt das Blatt mit seinem Redakteuren als der wahre Gott sei bei uns. Warum? Der Berg verlangte es, daß im Thal überhaupt nichts gehe, daß da weder von Freundschaft noch von Feindschaft gesprochen werde. Thatsächlich täuschte sich keiner von beiden. Es kam Bewegung ins Thal und die führte nach oben.

Die deutsche Jugend wird bei uns in alten Traditionen erzogen, nach welchen man auf die Esten als auf eine „Hefe des Volkes“ herabsieht. „Wir werden meist herzlich schlecht erzogen, in träumerischen Ideen, die abgestorbener Vergangenheit angehören,“ schreibt ein livl. Edelmann noch 1878¹. Die Herren schwärmen thatsächlich für das, was sie „einst besaßen“, und übersehen die Gegenwart mit ihren Forderungen und Neugestaltungen. Sie sind immer noch in dem Wahn befangen, sie seien das Land, das Volk, alles.

Unsere deutsche Presse interessirt sich für Bismarcks Tyras I. und II. mindestens ebenso lebhaft wie für die Frage unsrer Volkslitteratur. Die Herren von der deutschen Presse verstehen meist schlecht oder gar nicht die Volkssprache und sind in Folge dessen meist völlig unorientirt über estnische Dinge. Es herrscht zwischen der deutschen und estnischen Presse eine feindselige Stimmung, die zuweilen ganz eigenartige Formen annimmt. Ein deutsches Blatt hatte z. B. noch 1898 eine Thatsache zu Ungunsten eines estnischen Redakteurs auf den Kopf gestellt, diesem aber das Wort abgeschnitten, so daß er für sein Geld im Inseratenteil für die Wahrheit einzutreten genöthigt ward.

Bei den städtischen Wahlen werden zwischen den Deutschen und Esten förmliche Schlachten geschlagen. Die Deutschen wollen estnische Elemente von der Stadtverwaltung fernhalten. Und wenn die „Sieger“ dann zur Beeidigung vor den Altar treten, so hören sie aus dem Munde des Herrn Geistlichen gar erbauliche Mahnungen, nicht etwa in dem Sinne, als Einwohner einer Stadt in brüderlichem Frieden zu leben, sondern tapfer zu kämpfen gegen die dunklen Massen, die sich unheimlich nähern u. s. w.

¹ Wetterleuchten, Dorpat, 1878, p. 7.



Auch baltische Geschichtsschreiber deutscher Zunge zeigen eine Erkaltung, Entfremdung, ja in letzter Zeit offene Feindseligkeit gegen das estnische Element der Heimat. So z. B. zeigen Schläzer (1850) und v. Richter (1857) noch eine gewisse Wärme für die Eingebornen. Sie interessieren sich für ihre Vergangenheit, ihre ethnographischen Eigentümlichkeiten, ja sogar für ihre folkloristische Produktion. O. v. Rutenberg (1859), ein furländischer Edelmann, geht soweit, daß er die Eingebornen vielfach in Schutz nimmt und die Deutschen hart tadelt, wo sie sich zu sehr vergessen. Eröger (1867), ein Ausländer, aber in Livland heimisch geworden, zeigt auch noch einige Neutralität und erzählt so manches unbefangen, was unsern Deutschen sehr unangenehm ist. Mit einem Friedrich Dienemann (1870) und Ernst Seraphim (1890) treten wir aber schon zu der Reihe derjenigen Historiker, die von uns am liebsten nichts wissen möchten. Erster trägt einen tiefen Groll in seinem Busen gegen die Esten, letzterer schimpft schon ganz offen über dieselben, dessen Lieblingsausdrücke verlegend sind, wie z. B. „das freche Raubgesindel von Hjel“. Seraphims Buch ist für das deutsche Haus geschrieben und wird fraglos dazu beitragen, die Kluft zwischen den Deutschen und Esten zu erweitern. Der Deutsche bespiegelt sich selbstgefällig in seiner historischen Herrlichkeit Seraphimscher Wache und lernt das estnische „Raubgesindel“ noch tiefer verachten.

Zu alledem kommt neuerdings ein sehr bedenklicher Umstand hinzu. Unser Großgrundbesitz gerät in eine schlimme Lage. Die Millionen, die vom Kleingrundbesitz zu ihm hinüberflossen, hören mehr und mehr auf, sie über Wasser zu halten, die landwirtschaftliche Krisis lastet auf ihm centnerschwer, er wird zu verschiedenen Leistungen herangezogen, und das Hauptübel, die Herren finden bald keine Arbeitskräfte mehr, um ihre Felder zu bestellen. Wir sehen, wie die Herren auf Um- und Krümmwegen die Arbeiterbevölkerung zu drücken suchen, sie als staatsgefährlich brandmarken, ihre Freizügigkeit beschränken wollen u. s. w. Hier dürften wir jedenfalls bewegten Zeiten entgegengehen.

Wo wir also auch hinblicken mögen, überall gewahren wir eine Erweiterung der Kluft. Halt kann hier nur geboten werden, wenn überall eine reinliche Scheidung zwischen Deutschen und Esten durchgeführt wird. Suum quibus und Gorodowoi, es wird gehen.

11. Eine schuldbeladene Erbschaft.

Um mit dem Gegenstande näher bekannt zu werden, wäre es zweckdienlich, die meisten unter „Gegensätzen“ aufgeführten Sätze zu Kapitelüberschriften zu setzen und einzeln zu besprechen. Hier muß davon jedoch Abstand genommen werden. Es sei genug, wenn wir

nur zwei Dinge näher ins Auge fassen, nämlich die historische Erbschaft der Deutschen und das baltische Mongolenjoch, die wir nicht als unbegründete Beschuldigungen in die Welt setzen möchten. Manches andere findet seine Begründung bei anderen Ausführungen.

Wenn Gerechtigkeit und Ordnung, Glaube und Liebe und jede Menschlichkeit in einem Lande auf Jahrhunderte in die Brüche gehen, so fragt es sich, wer auf die Anklagebank gehört. Wer ist für livländische Greuel zur Verantwortung zu ziehen? Etwa der Eingeborene? Unmöglich. Der lebte glücklich und zufrieden und war auf dem Wege einer naturgemäßen Entwicklung, wozu ihm sein Naturell und die geographische Lage die besten Chancen darboten. Und später wurde er in so starke Ketten geschlagen, daß er sich nicht rühren konnte. Den können wir nicht einmal in Untersuchung ziehen. Bleibt nur der Eindringling übrig. Der ist verantwortlich zu machen, und zwar ausschließlich und persönlich er. Ich möchte selbst den deutschen Nationalcharakter völlig schuldlos halten, denn, wie wir schon wissen, die Einwanderer dürfen durchaus nicht als würdige Repräsentanten der deutschen Nation gelten. Es war eine Auslese ganz eigener Art. Die Geschichte hat an Livland einen Justizmord begangen und der Gerichtsvollzieher hat mit herzloser Grausamkeit seines Amtes gewaltet. Ja, bei dem rohen Geschäft selbst verroht, nahm er sich allerlei heraus, was durchaus unstatthaft war, was ihm selbst schließlich den Hals brach. Ohne den Eingebornen vernommen zu haben, wurde über ihn weit im fremden Lande das Todesurteil gesprochen und Bischof Albert mit der Exekution betraut. Dieser errichtete eigenhändig den Galgen und belohnte die Büttel nicht allein mit Sündenvergebung und dem ewigen Leben, sondern, im Gegensatz zu Mohammed, der den Seinigen den Himmel herrlich ausmalte, auch mit irdischen Herrlichkeiten sündigster Art. Da seit Rains Zeiten das menschliche Gefühl bei unschuldig vergossenem Menschenblut sich hoch aufbäumt, betäubte man es mit Alkohol. Livland ward ein Saufgelage, und solange menschliche Nerven dieselbe physiologische und der Alkohol dieselbe chemische Natur haben, äußert dieser auf jene eine gleiche Wirkung, verwüstet alles Edle im Menschen und macht ihn zum Verbrecher, auch in gut geordneten Verhältnissen. Nach heutiger Anschauung ist das überhaupt eine Verrücktheit gewesen, ungeordnete, habgierige Scharen mit Feuer und Schwert in ein Land zu schicken, ohne eine strenge Oberaufsicht, ohne jegliche staatliche Ordnung, zumal die Beutejäger innerlich keine Christen waren, sondern im Gegenteil das Christentum geradezu skandalös für ihre Selbstsucht mißbrauchten.

Ein einigermaßen vollständiges Sündenregister würde einen dicken Band füllen. Wir wollen hier nur einiges Charakteristische registriren.

Der Chronist Kelsch († 1710) gibt ein Gesamturteil über Livland ab, indem er schreibt (p. 115): „Livland ist der Himmel des Adels, das Paradies der Geistlichen, die Goldgrube der Fremdlinge und die Hölle der Bauern.“ Mit diesem Urtheil stimmen andere Chronisten überein. So schreibt Ruffow (1397, Blatt 18) u. a.: „Der Adel hat viel Privilegia und Freiheit, nach aller Lust, Willen und Wohlgefallen. Dagegen waren die armen Bauern in diesem Lande mit Gericht und Gerechtigkeit elendig versehen und versorgt. Denn ein armer Bauer hat nicht mehr Recht gehabt, als sein Junker oder der Vogt nur selbst gewollt hat. Und der arme Mann durfte sich bei keiner hohen Obrigkeit irgend einer Gewalt und Unbilligkeit halber beklagen. Und wenn ein Bauer mit seinem Weibe starb und ließ Kinder nach, sind die Kinder also bevormundet worden, daß die Herrschaft Alles, was die Aeltern nachgelassen hatten, zu sich genommen hat, und die Kinder mußten nackt und bloß bei des Junkers Feuerstätte liegen gehn oder in den Städten betteln und ihres väterlichen Gutes ganz entbehren. Und Alles, was ein armer Bauer vermögend war, Des war er nicht mächtig, sondern die Herrschaft. Und so ein Bauer ein wenig verbrochen hatte, ist er wider alle Barmherzigkeit und menschlichen Affect von seinem Junker oder Landvogte nackt aufgezogen (aufgehängt) und, seines Alters halber unverschont, mit langen scharfen Ruthen gequästet worden. Nur der reiche Bauer konnte sich allezeit mit einem staatlichen Geschenke lösen. Auch wurden etliche vom Adel gefunden, die ihre armen Bauern und Untertanen gegen Hunde und Winde (Windhunde) vertauscht und verwechselt haben. Solchen und dergleichen Uebermuth, Unbilligkeit und Tyranei hat die arme Bauerschaft ohne einiges Einsehen der Obrigkeit hier zu Lande von dem Adel und den Landknechten (Landvogten) leiden und dulden müssen.“

Schon zu Bischof Alberts Zeit trieb ein Edelmann Namens Gotfried mit seiner richterlichen Macht Unfug. Durch seine Bestechlichkeit empört, zerschlug das Volk seine mit Geld gefüllten Kisten und Kasten, und er selbst fand einen schmachvollen Tod. 1222 hat der Bischof von Lund, Andreas Sunisson¹ die Lepra bei uns eingeschleppt². Bischof Albert führte die gesetzlichen Bestimmungen ein: Wer den Zehnten, „der von Gott verordnet war“, seinem Herrn vorenthält, zahlt 20 Mark Strafe oder verliert seinen Kopf. Wer ein Feldrain seines Herrn aufspflügt, verliert seinen Kopf. Wer den Glauben verleugnet oder hasset, wird lebendig verbrannt. Wer den Befehl seines Herrn nachlässig erfüllt, wird blutig geschlagen oder verliert den Hals.

¹ Daniellsen und Boeck, p. 98.

² Hellat, die Lepra in den Ostseeprovinzen, p. 25.

Während des großen Estenaufstandes 1343 hatten die Esten sich ganze vier „Könige“ gewählt, die mit ihren drei Knechten auf des Ordensmeisters Einladung zu diesem nach Weissenstein gingen, um über den Frieden zu verhandeln. Gefragt, warum sie unter den Deutschen ein so ungeheuerliches Blutbad angerichtet, antworteten sie, die Deutschen hätten sie „so lange gemartert und geschlagen, daß sie es länger nicht mehr dulden konnten“, und fügten aufrichtig hinzu, „wäre noch ein Deutscher vorhanden, auch nur eine Elle lang, er müßte auch sterben“. Sie wollten „keine Junker über sich haben“, eher dem Meister unterthan sein. Darauf ging der Meister nicht ein, sondern wollte fortgehen und die Esten bei sich als Gäste zurückbehalten, bis er wieder kommt. Darüber wurden die „Könige“ zornig und begehrten, man solle sie zu ihrem Heere ziehen und ihr Heil versuchen lassen. Der Meister ließ sie aber nicht ziehen, sondern — umbringen. Herr Seraphim versucht zwar keine Ehrenrettung des Mörders, nennt ihn aber „einen sonst wackern Mann“ (I. p. 142). Ihrer tüchtigen Führer beraubt, wollten die Esten Frieden machen. Die Deutschen gingen darauf nicht ein, sondern erschlugen gleich 3000 Esten, in Diel sogar 10,000. Bei einer anderen Gelegenheit gibt selbst Seraphim (p. 223) zu, daß man „von Deutscher Seite allerlei that, was mit Ehrlichkeit und Treue in bedenklichem Gegensatz stand“. Meister Johann Walthus v. Herse war ein „wüster Gesell“, der Ordensgelder unterschlug und im Kerker sterben mußte. Dem Erzbischof Grube ging der „denkbarst schlechteste“ Ruf voraus und Bernhard von der Borg wurde vom Papst „die abscheulichsten Verbrechen“ nachgesagt. Die Hochmeister trieben mit Stellen Handel und nahmen enorme Summen für dieselben ein. Die Angestellten erpreßten das wieder von der Bevölkerung, ganz wie in Persien und in der Türkei. „Land, Reichthum hieß die Parole und gleichgiltig blickte man auf die Mittel, wenn man dem Ziel nur näher kam. Daher die Unterdrückung der Landbevölkerung“ (Seraphim I. p. 175). Um ihre Habsucht zu befriedigen, haben sie zwei mal (1261 und 1450) päpstliche Bullen gefälscht, d. h. selbstgemachte „päpstliche“ Bullen in die Welt gesetzt. „Kriegsnot, Verwüstung, Auflösung aller staatlichen Bande, grenzenlose Verwilderung und Entfittlichung unter dem zeretzenden Einfluß der Reformation brachten einen Gesamtzustand hervor, dessen Schilderungen jedem Fivländer das Herz zusammenpressen. . . Die Herren des Landes suchten ihre untergrabene Macht noch zuletzt durch Verrat, Verkauf und Verfaß zu verwerten.“¹ „Das Land war reif für die Vernichtung.“ (S. Vossius.) Für die Verbrechen

¹ *Ist. Rückblicke*, Dorpat, 1878, p. 27.

des Edelmanns hatte sein Leibeigener die Strafe zu verbüßen, und zwar durch die furchtbare Feuerprobe, die 1306 einem jeden Esten auferlegt wurde, dem ein Deutscher irgend ein Verbrechen nachsagte mit den Worten: „Er wisse nicht richtiger, als daß der Erste es gethan“, dem er es „aufschwört“.¹ Bei der Probe mußte der Angeklagte glühendes Eisen eine Strecke weit tragen, auf glühendes Blech oder glühende Pflugscharen treten. Gerieten zwei Herren unter sich in Streit, so wurden ihre Leibeigenen zur Eisenprobe herangezogen. Wessen Sklave sich weniger verbrannte, dessen Herr hatte recht. Zauberer wurden mit gebundenen Händen und Füßen ins Wasser geworfen. Wer nicht unter sank, war schuldig. Hexen wurden durch Tortur zur Bekenntung ihrer Schuld gezwungen und verbrannt.² Pefoslawski sagte 1583 im Namen seines polnischen Königs, der die Lage der Bauern in Livland verbessern wollte, zu dem Adel u. a., „daß die armen Bauern von ihrer Herrschaft so jämmerlich unterdrückt werden, daß dergleichen in der ganzen Welt, auch unter den Heyden und Barbaren, nie wäre erhört worden.“³ Aus einem Lied von 1558⁴ mögen einige charakteristische Stellen hier Platz finden. Da lesen wir:

Das Erbarkeit nicht wird geacht
 Vielweniger geschworne Eide bedacht
 Das mus Gott selber straffen.
 Die keujsheit die sie sollen han
 Ist bei den H—n vertorben...
 Ihm Ir eigen Heuser anstecken
 Verbrennen eigene Dorffer und flecken...

In einem anderen Liede von 1565 singt Hans von Taube (Bunges Archiv III. p. 162) u. a.:

Vnd tatten alles schaben schinden und Kragen...
 Vom Obenn biß zum vnderen stände,
 War alles ferrucht im selbenn lande...
 Keinn schandt vnd laster war zu hoch
 So sies gedachtem sie thatten es auch...

Eine Blumenlese aus Ruffows „Chronica“ (1584)⁵.

Am 7. Mai Anno 1535 wurde in Reval ein Herr Johann Uzel von Risenberg hingerichtet, „darum daß er seinen eigenen Bauer

¹ Rutenberg, I, p. 275.

² Rutenberg II, p. 292.

³ Reich, p. 420.

⁴ Bunges Archiv III. p. 149.

⁵ Zitirt nach der Ausgabe v. C. Pabst, Reval, 1845

erschlagen und umgebracht hatte.“ Das hat „den ganzen Adel in Livland sehr verdrossen, und ist ihm ein groß Wunder gewesen, daß solch ein reicher und vornehmer Mann vom Adel um eines Bauers willen sollte zum Tode verurtheilt werden. Dadurch der ganze Adel in Harrien und Wirland sonderlich sich gar sehr in Bewegung gesetzt hat.“ (p. 62.) Trotz der Warnung war der Mörder zur Stadt gefahren, deren Justiz er nicht achtete, die aber doch ihres Amtes waltete. 1558 berichtet Ruffow (p. 102): „Fressen, Saufen und Schwelgen Tag und Nacht, zudem auch Hauen, Stechen und Balgen ist zu Wesenberg die größte Ehre und Ruhm gewesen.“ „Da ist (1550) Hoffahrt, Pracht und Pralerei, Wollust, unmäßige Schwelgerei und Unzucht unter den Regenten sowol als unter den Unterthanen täglich eingerissen, also daß man da nicht genugsam von sagen oder schreiben kann. Denn etliche Ordensherren sind von wegen der guten faulen Tage in solche Unzucht gerathen, daß es Schande ist, dessen zu gedenken. Von ihren Concubinen aber ist Nichts zu sagen; denn das war unter ihnen keine Schande: wenn sie eine Concubine eine Zeit lang bei sich gehabt, haben sie die be-rathen (zur Ehe verholfen) und eine andere frische wieder zugelegt. Solches ist auch von den Bischöfen und Domherren nicht viel weniger gesehen worden. Wenn eines Bischofs Concubine alt geworden oder sie ihm länger nicht behagte, hat er sie einem Landfreien mit Verehrung einer Mühle oder eines Stückes Landes zur Ehe gegeben und zu etlichen Malen eine frische Dirne wieder zugelegt und unter Tuch gebracht. Also haben auch alle die Domherren und Aelte gethan. Und als ein Domherr zu Reval, Johannes Blankenborg, seine Ehefrau aus Deutschland zu Reval brachte, wagte er vor dem Bischofe und den andern Domherren nicht zu bekennen, daß sie seine vertraute Ehegattin wäre, sondern mußte sprechen, daß sie Concubine und Magd wäre. Und als Solches einem Manne anders bewußt war, da gab Johannes Blankenborg demselbigen ein gemästet Schwein, daß er nicht offenbaren sollte, daß er eine Ehefrau hätte; denn das war den heiligen katholischen Leuten eine große Schande und Sünde.“ (p. 70.) Nachdem Ruffow die Unzucht noch näher geschildert, fährt er fort: „Und dieweil dies Laster überaus gemein war, haben sich auch etliche evangelische Prediger binnen Landes nicht geschämt, gleich den Andern Concubinen oder Meierinnen zu halten. Und kein Superintendens ist zu der Zeit in dem ganzen Lande gewesen, der auf solche und dergleichen grobe Laster hätte sehen mögen. Und die vielen Kirchherren bekümmerten sich um das Studiren und Predigen nicht viel und thaten nichts Anders, denn daß sie von einem Kirchspiels-Sinker zu dem andern und von dem einen Landfreien zu dem andern und unter den Bauern umhergezogen und sich wohl



traktiren ließen. Welcher dann ein lustiger Mann und voller Schwänke war und ein Gelage fröhlich machen konnte und also redete, wie sie gern hörten, das war ein rechter Prediger für dies Volk.“ Die Bauern machtens den Herrn nach und sagten ausdrücklich: „Thun doch unsere Herren und Junker also, warum sollte es uns denn mehr verboten sein?“ (71.) „Was aber die Ordensherren, Domherren und des Adels tägliche Arbeit und Hantirung belangt, ist Solches zu der Zeit nicht viel Anderes gesehen worden dem Hezen und Jagen, Würfeln und Spielen, Reiten und Fahren von der einen Köste zu der andern, von dem einen staatlichen Kündelbier zu dem andern und von der Wacke zu der andern und von einer Kirchmesse zu der andern. Und gar wenig sind gesunden worden, die sich außer Landes an Herren- und Fürsten-Höfen oder im Kriege haben gebrauchen lassen.“ (71.) Ruffow schildert darauf das wüste und närrische Treiben auf Hochzeiten, die der Landadel gewöhnlich in der Stadt hielt, weil auf dem Lande keine so großen Räume vorhanden waren. Bevor es mit dem „Sausen“ losging, haben sie alle mit aufgehobenen Händen geloben müssen, daß niemand seinen alten Groll und Haß über den andern ausschütten soll, und das haben sie so lange gehalten, „bis das Bier in den Mann kam“. War das Bier schon so weit, „da wurde Manchem der Kopf mitten entzwei und ein Arm vom Leibe gehauen, daß die Barbire Tag und Nacht gemug zu thun hatten“. „Was da denn für Mord und Totschlag samt anderen Gräuel mehr, nicht ohne großes Argerniß der züchtigen Ohren der Jugend gesehen und gehört worden ist, will sich Solches alles zu beschreiben nicht geziemen. . . . Und wiewol es auf den Hofskösten staatlich und prächtig genug zugehen und vollauf sein mußte, also daß es unglaublich ist, wie viel gemästete Ochsen, Schafe, Schweine, Gänse, Hühner, Capaunen, Wildbrät und Fische, und wie manche Last Biers auf einer Köste verzehrt worden sind, so ist doch da diese Demuth geübt worden,“ daß die Herren nach dem Feste in städtische Kneipen und Kabaken gingen, um diese zu leeren. Wer von jungen Leuten die „besten Buhnenlieder“ hat vorsingen können, der hat die größte Ehre genossen. Die Knechte wünschten den Krieg, um auch zur Geltung zu kommen. Jedermann aber sprach: „Gott behüte uns vor einem Deutschen Krieg, vor dem Russen ist uns nicht bange.“ (74.) Und wenn es dann wirklich galt, in den Krieg zu ziehen, da kam eine gar bunte Gesellschaft zusammen. „Da war weder Knecht noch Rüstung vorhanden; weswegen die un deutschen Stalljungen und die alten Sechsferrdingknechte, die sich bereits halb todt geschossen und sich auch beweibt hatten, deren viele ihr Leben lang kaum ein Rohr losgeschossen hatten.“ Um diese Schar anzuschauen, sind die Leute aus der Kirche gelaufen oder haben ihre Mahlzeit

darüber verjäumt. „Und als die Deutschen Landsknechte durch die Lande Livland dem Herrn nachzogen und mit ihren Weibern und Jungen durch der Edelleute Höfe und Dörfer passirten und nach ihrer Gewohnheit um eine Neuter-Zehrung ansprachen und mit ihren langen Strümpfen, zerhackten Kleidern und mit ihren langen Spießern und Schlachtschwertern einher traten, ist dar unter dem Adel und den Bauern, Frauen und Jungfern und allerlei Gesinde solch ein Aufsehen und Gassen gewesen, als wenn dar ein groß Meerwunder hergekommen wäre.“ (93.) Als es zum Treffen kam, „da sind ihrer Viele nicht allein vor einem Russen, sondern auch vor Tannenbäumen und Büschen geflohen, die sie von ferne für eitel Russen angesehen haben. Und das Wort und Geschrei: Wende! Wende! ist sehr gemein im Anfange bei ihnen gewesen, mit welchem Worte die Russen ihren Spott betrieben haben.“ (99.) Seite 200 spendet Ruffow den Russen lautes Lob und schreibt über die Deutschen: „Aber einem Deutschen ist es gleich viel, wo er sich verhält (aufhält), wenn er nur genug zu fressen und zu saufen hat.“ Wie das Raubrittertum mitten im Lande blühte, zeigen die famosen Hofleute, die sich aus den Kreisen der Herren zusammenscharten und vom Raube lebten, den sie sich aus den Bauerndörfern holten. Ruffow hat fortwährend von ihren Greuelthaten zu berichten. So schreibt der Chronist 1574 u. a.: „Den 18. Juni sind die Hofleute aus ihrem Burglager aus Begehrlichkeit des Raubes wieder ins Feld gezogen und haben die Lande um Fellin und Oberpahlen durchstreift, etliche Dörfer verbrannt und viele arme Bauern erschlagen,“ um dann „mit großem Raube“ in ihr Burglager zurückzukehren. Von demselben Jahre berichtet Ruffow weiter: „Als die Hofleute in ihrem Lager zu Ruimez des Woiwoden von Wittenstein Antwort und Meinung vernommen hatten, haben sie sich wieder auf den Raub begeben, und nachdem sie die Gegend um Ruimez ganz verheert und verzehrt hatten, sind sie nach dem Nyen Hofe gerückt und haben sich dort wieder gelagert und dort nicht viel besser hausgehalten mit Verheeren und Verzehren als die Russen und Tatern, also daß alle die Bauern derselben Orte bekant haben, daß die Russen und Tatern, die die Gegend oft und dick überzogen hatten, dennoch die armen Leute so gar kahl und bloß nicht gemacht hätten, als es von den Deutschen Hofleuten in diesem einigen Zuge geschehen wäre.“ (p. 204.) „Aber das Saufen und Rachegeschrei der armen elenden Leute hat auch nicht wenig Furcht wider sie geschafft. Denn sie haben sich in ihrem Burglager zu Habsal, Lode und Leal täglich unter einander als Hunde gekragt und erwürgt, auch sind ihrer gar viele von den Russen erschlagen und gefangen worden.“ (p. 205.) „In dem ganzen Vierteljahrhundert nach Plettenbergs Tode tritt nicht ein einziger

rechtlicher Mann, fast nicht eine einzige Tugend auf den Schauplatz, und nur weil diese sittliche Entartung eingetreten, dürfen wir unser Verdammungsurtheil fällen über die verruchte Zeit." (Schirren, Verlesungen.) Also „die Zeit“, nicht die Herren der Zeit. Und die Herren? „Sie haben gefochten für Lohn mit den Polen wider Schweden und Russen, mit den Schweden wider Dänen, Polen und Russen — aber auch mit den Russen wider Polen, Dänen und Schweden,“ je nachdem, wer sie am besten bezahlte. „Sie haben Treueide geschworen und gebrochen, bis sie längst ihre Finger an beiden Händen verschworen hatten. Wo sie nun hinütro weiter schweren sollten, mußten sie sich auf den Rücken legen, die Füße in die Höhe strecken und mit den Zähnen das Surament leisten.“ (V. Lossius, p. 39.)

Daß eine solche Wirtschaft ein Land zu Grunde richtet, braucht nicht gesagt zu werden. Es brach eine Hungersnot herein, die sich gar nicht beschreiben läßt. Im Winter 1602—1603 sollen 30 000 Menschen vor Hunger und Frost umgekommen sein. „Viele Beispiele von Menschenfresserei kommen vor, selbst unter Eltern und Kindern.“ (Nichter, II. p. 185). Und nach Ablauf dieses Jahrhunderts sah es nicht besser aus. Massenelend war die Regel. Eine größere Kälte oder ein nasser Sommer, und die Menschen starben wie die Fliegen hin. So schildert Kelch das Elend von 1697 wie folgt:

„Es verließen in diesem Elende viele Männer ihre Weiber, die Weiber ihre Männer, die Eltern ihre Kinder, die Kinder ihre Eltern. Man hörte Tag und Nacht sowohl in den Städten als Dörffern, ja an den Wegen und Heer-Strassen ein solch Lamentiren der Noth- und Hunger-Leidenden, daß es einem Steine hätte jammern mögen. Man sah mit Bestürzung, wie die elenden Menschen nicht nur Trebern, Raff, Mist und dergl. Dinge, sondern die von ihnen entweder heimlich getödteten oder sonst gestorbenen Pferde, Ochsen und anderes Vieh roh mit Haut und Haar, und das Eingeweide, so wie sie es dem Vieh aus dem Leibe herausrissen, in sich fraßen; einige fand man bey todten Leichnamen, welche Stücke von denselben abschneiden, und damit ihren Hunger zu stillen suchten. Viele, insonderheit wenn ihnen der Tod nahe war, hatten solche Begierde nach Brodt, daß sie mit erschrecklichem Geschrey baton, man möchte ihnen nur eines Nadelkopfs schwer geben, so halbe sie aber etwa ein wenig bekamen, und solches zu essen anfangen, fielen sie todt darnieder. Ich habe mit Entsetzen selber gesehen, wie ein Knabe von etwa 12 Jahren mit großer Begierde anfang seine eigene Finger zu nagen, und dabey rief: Ach Hunger, Hunger! und da ich ihm ein Stücklein Brodt reichte, riß er solches als ein rasender Mensch zu sich, und da er mit großer Begierde hineinbiß, fiel er zur Erden und gab seinen Geist auf.“ Im

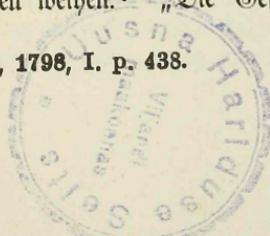
Frühling hat man die Leichen, wohl 50 000, überall aufgelesen und sie in Massengräbern verscharrt.

H. von Zannau, Prediger zu Rais bei Dorpat, schrieb 1786 ein Buch über die Sklaverei der Bauern bei uns, in welchem er sich bitterlich über die unmenschliche Knechtung der Bauern beklagt. Schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Regiments war „die Armut der Bauern so groß, daß der dürstige Landmann nun nicht mehr so viel hatte, sich selbst, sein Weib und sein Kind zu ernähren. (p. 74). Die Bauern hatten so viel Korn den Gutsherren abzuliefern, wie sie nur in den allerbesten Erntejahren selbst erhielten. Alle Forderungen überstiegen das Mögliche, und wenn Einer seiner Pflicht nicht nachkommen konnte, wurde das Fleisch auf den Knochen in Fetzen geschlagen.“ Die Kaiserin Katharina II., die einen förmlichen Krieg gegen die livl. Herren im Interesse der Bauern führte, konstatierte durch Browne, daß bei uns die „kleinsten Vergehungen mit 10 Paar Ruthen geahndet werden, mit welchen nicht nach der gesetzlichen Vorschrift, mit jedem Paar dreymal, sondern so lange gehauen wird, als ein Stumpf der Ruthen übrig ist, und bis Haut und Fleisch herunterfallen“. Browne führt weiter aus: „Die Bauern werden Wochen und Monate lang, und öfters in der größten Kälte, in den Kletten (Kornspeichern) in Eisen und Klögen auf Wasser und Brod gehalten.“ Das nannte man „Hauszucht“. Edelleute, die ihr Vermögen durchgebracht hatten und vor dem Bankrott standen, verkauften ihre sämtlichen Bauern, wobei Männer und Weiber und Kinder von einander häufig getrennt wurden. Daher, meint Zannau durchaus richtig, ist der Haß des Esten gegen den Deutschen „grenzenlos“. „Sein Schicksal hat den Haß in seiner Seele gebohren; er ist und bleibt in seinem Herzen ein Widersacher der Deutschen.“ (p. 111).

Ein ganz enormes Sündenregister ließe sich aus Merckels Werken zusammenstellen. Wir müssen uns mit wenigen Citaten begnügen.

Über Bischof Albert und sein Werk fällt Merckel das folgende Urteil: „Alle Gräuelt, die seit 600 Jahren in Livland vorgehen, die Thränen der Verzweiflung, welche 20 Generationen vergossen, der namenlose Jammer, der seit seinem Auftritt bis auf diesen Augenblick zum Himmel emporstieg, brandmalen Alberts Größe. Nur Ehrsucht stachelte ihn, ein Werk der Hölle zu vollbringen, dessen er nicht genießen konnte, und durch das Millionen miansprechlich elend wurden. Ohne Ungerechtigkeit kann man ihn, den gefühllosen Tyrannen, den ehrgeizigen Räuber, der mit kaltem Blute seiner Selbstsucht Nationen schlachtete, dem allgemeinen Abscheu weihen.“ „Die Geschichte Liv-

¹ Die Vorzeit Livlands, Berlin, 1798, I. p. 438.



lands ließ ein schenßliches Denkmal zurück: die livländische Großherrlichkeit“. (II. p. 492.) Das ist Merfels Gesamturtheil über die livl. Geschichte. Aus seinem Werke „Die Letten“, 1800, wollen wir folgende markante Stellen hier wiedergeben.

„Ich hörte selbst einen Edelmann hitzig gegen den Negerhandel zu Felde ziehen, und sah ihn Tages darauf für einen Kenner zweien leibeigene Bediente hingeben, um fern von ihrer Heimath das Elend zu bauen.“ (p. 5.) „Die russischen Bayonette allein stützten bis izt den teutschen Despotismus in Liefland.“ (10.) Hier sind die Menschen „bis an die Grenze des Thieres hinabgedrückt.“ (22.) „Heere geweihter Mörder strömten nach Liefland. Sie badeten in Blut und kehrten dann entzündigt wieder heim.“ (25.) „Die Teutschen gestehen es oft: Bey einem allgemeinen Aufruhre würde kein Teutsches Gebein davon kommen.“ (38.) Die Letten erschlugen einen unbekanntem Menschen, nur weil er ein Teutscher war. (38.) „Unsere äußeren Feinde werden uns wenig thun, aber die innern!“ (39.) Lettische Mütter haben ihre Kinder aus Verzweiflung zu Pockenfranken gebracht, damit sie durch einen frühzeitigen Tod dem langen Elend entzogen werden. (52.) Zwingt der Hunger den Bauern, von seinem Herrn zu borgen, dann muß er halbjährlich 17 % Zins bezahlen. (90.) „Ich selbst sah einen Hungernden, einen gesunden Jüngling von 18 Jahren, in Lemsal Gassentoth verschlucken.“ (91.) Die Bauern mußten die ganze Woche hindurch auf dem Gutsfelde arbeiten. Ein Herr war damit noch nicht zufrieden und zwang sie auch noch des Sonntags zur Arbeit: die Bauern mußten am Montag „Schilfgras zur Streu oder Birkenreiser zum Nachfutter für die Schafe“ mitführen. „Mit Unwillen theilte ich dem Prediger diese Neugier mit, und erwartete, ihn so aufgebracht über diesen Druck zu sehen, als ich es war. „Frauchen, rief er, hör einmal, was der Herr — — für einen guten Einfall hat. Wieviel Heu kann man dabey ersparen. Ich denke, wir machen es auch so!“ (99.) Die Herren „drangen jedem Wirth ein Paar Gänse auf und bedangen sich dafür nichts, als jährlich — wieder ein Paar.“ (110.) Einem harten Großherrsinn entliefen in wenigen Jahren 150 Menschen nach Litauen. (115.) Wenn ein Edelmann prunken wollte, so trieb er Bauernpferde zusammen und fuhr spazieren. (156.) Die Herren trieben mit Nekruten einen schwinghaften Handel. Militärbeamte hatten in den innern Gouvernements für Geld, das sie in ihre Taschen steckten, Nekruten freigegeben, um für ein Billiges von unsern Herren einen Erjaz einzukaufen. Da der Militärdienst fast ein lebenslänglicher war, so war er nicht angenehm. Unsere Gutsherren machten nun ihre Bauern auch bei diesem Handel zu Geld. „Noch im Sommer 1795 trieben Aufkäufer ganze Scharen solcher Unglücklichen öffentlich vor

sich her," berichtet Merkel. (165.) Wie grausam die sog. Hauszucht geübt wurde, davon gibt Merkel Beispiele. Viele sind dabei gestorben. „Im Sommer 1794 ließ die Frau von H. eine Magd wegen eines schlechtgefalteten Oberhemdes so entsetzlich peitschen, daß die Unglückliche eine halbe Stunde sinnlos liegen blieb. Eines Morgens hatte das Kammermädchen der Frau v. K. vergessen, dem Schooßhunde der Dame Sahne zu kochen. Sie bemerkte es, und mit glühenden Augen rief sie ihre Leute zusammen, das schreckliche Vergehen zu rächen. Das unglückliche Mädchen entfloh und ersäufte sich in der Düna.“ (168.) Eine bestialische Geschichte läßt sich kaum andeuten. (p. 170.) Der Herr von B. ließ einen Taubstummen so lange peitschen, bis er starb. Er sollte zum Sprechen gezwungen werden. (172.) Von der Familie von C—dt erzählt Merkel folgende Geschichte: „Ein 13-jähriges Erb-Mädchen hatte sich mancher kleinen Vergehungen schuldig gemacht, und unter anderem auch schlecht gesponnen. Die Herrschaft umwickelte ihr dafür die Finger mit Flachs und zündete es an. Natürlich konnte die Arme mit wunden Fingern nicht bessere Fäden ziehen. Sie wurde also täglich bis aufs Blut gepeitscht, mit Rutphen, die man in Salzwasser geweicht hatte, damit sie schmerzlicher einschneiden; sie wurde in einen kalten Keller gesperrt; sie mußte mehrere Tage nach einander hungern, ja, man stellte sie auf Hecheln, band sie mit den Händen an die Wand, gab ihr in die eine Hand Butter und in die andere Brot, und ließ sie so zusehen, wie die andern Bedienten aßen. Die Tochter vom Hause, ein Geschöpf von 12 Jahren, machte Zange und Nadeln glühend und knipp und stach das blutende Schlachtopfer damit. Endlich entlief das Kind und starb einige hundert Schritt vom Hause.“ Merkel berichtet nach gerichtlichen Akten und fügt hinzu, man habe die Eltern zu lebenslänglichem Arrest, vielleicht Stubenarrest, und die Tochter zu Rutenhieben verurtheilt. (172—174.) „Der Herr von P. wüthete so entsetzlich unter seinen Bauern, daß fünf Menschen dabei ihr Leben verloren. Einige derselben starben nämlich an den Folgen der Bestrafung, und die andern brachten sich aus Furcht vor derselben ums Leben. Den sechsten (Kutscher seiner Mutter) ließ er wegen einiger unbescheidenen Worte, die der Mensch gesagt haben sollte, aber standhaft leugnete, in seiner Stube eine Stunde lang stäupen, warf ihn dann mit Ohrfeigen aus einer Ecke des Zimmers in die andere, und stieß ihn endlich so gewaltsam gegen einen Schrank, daß er ihm die Hirnschaale spaltete.“ Strafe: 1½ jähriger „äußerst gelinder Arrest“, und die Verwaltung des Gutes wurde — seiner Frau übergeben. (174—175.) Merkel hörte auf einer Reise im Kruge aus dem Munde eines Neu-Kaiserschen Bauern die Worte: „Was? Herren? Der droben im Himmel und sie in Petersburg sind rechtmäßige Herren. Die übrigen

verdienen, daß man sie mit Keulen erschlägt, und am Rande des Weges von Hunden fressen läßt.“ (246.) Die Prediger, selbst Herren, vertraten die Großherren und schwiegen bei allen Schandthaten. (pp. 347—391.)

Die Früchte konnten nicht ausbleiben. In den Jahren 1695—1709 wurden im livl. Gouvernement 155 Kindermörderinnen öffentlich verbrannt oder zu Tode gerädert. Jede zweite Woche kam durchschnittlich eine Hinrichtung vor. (Richter II. II. p. 93....)

Das livländische Schuldbuch mit seinen roten und schwarzen Blättern wurde auch in unserm Jahrhundert noch nicht zugemacht, obgleich die Proklamation der Bauernfreiheit 1819 das hätte erwarten lassen können. Uns liegen noch einige stattliche Folianten vor, deren Datum uns unheimlich nahe steht. „Die allendliche Unterjochung des Esten ist erst mit seiner Freilassung 1819 vollendet worden“, hat der berühmte Karl Ernst von Baer gesagt, dessen Denkmal unsern Domberg ziert. Die individuelle Willkür des einzelnen Herrn verwandelte sich in ein Provinzialsystem der Ausbeutung, und als die Regierung hier entschieden auftrat, nahm man sich die letzte Beute, etwa 100 Millionen Rubel, die man im livl. Gouvernement allein den Bauern als Loskaufsumme durch freiwillig geschlossene Kaufkontrakte auferlegte, eine Summe, die zum größten Teil erst noch aufzubringen ist. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ging noch ein tiefer Schatten über unsere geliebte Heimat und gemahnte die Landbevölkerung an den Pinjamanus, den Mann mit der Sense in der Hand. Das ganze Land, auch die Städte, verödeten. 1835—55 ging die Einwohnerzahl baltischer Städte auf die Hälfte herunter. In den Hungerjahren 1844 und 45 hat man in Lettland gefallenes Vieh ausgegraben und verzehrt.¹ Die Furcht des Adels, der freie Bauer würde ihm entlaufen, hatte andere Mittel und Wege gefunden, ihn an die Scholle zu fesseln. Der Jäger streckt das Wild um so sicherer hin, wenn er weiß, daß es ihm aus der Schutzweite fortlaufen kann. 1819 wirkte durchaus nicht veredelnd auf das Herz des Großherren. Harleß erzählt (p. 70, ohne Angabe der Jahreszahl, wahrscheinlich zu Anfang unsers Jahrhunderts) von einem Guts Herrn im Kirchspiel Sissegaln (Lettland) auf dem Gute Essenhof einige Beispiele seiner Grausamkeit gegen die Bauern. Er ließ ein Weib auf ein verendetes Kind, das angeblich durch ihre Schuld gefallen sein sollte, binden und sie zu Tode geißeln. Seine Rosnmühle ließ er von Menschen ziehen.

Wie früher päpstliche Bullen gefälscht wurden, so mußte in unserm Jahrhundert das Gesetz herhalten. In der Bauerverordnung

¹ Harleß, *Geschichtsbilder*, Lpzg. 1869, p. 55.

von 1804 fand man im bestätigten Original, nach welchem das Gesetz publizirt ward, eine Verfälschung. Mit fremder Hand hatte man zwischen die Zeilen ein paar Worte geschrieben, durch welche eine große Geldzahlung der Bauerschaft auferlegt wurde.¹ In der Bauerverordnung von 1860 ist durch eine örtliche Autorität eine Streichung vorgenommen worden, obgleich in demselben Gesetz ausdrücklich gesagt wird, daß jede Veränderung des Gesetzes vor den Kaiser kompetirt. Diese Angelegenheit, bei der etwa 15 Millionen in Frage kommen, ist noch unauzgeklärt, aber zur Sprache gebracht worden.

Ich will hier nun noch einige Begebenheiten erzählen, wie sie mir in meiner Sammlung heimatllicher Überlieferungen handschriftlich vorliegen.

Katharina II. sandte 1789 einen hohen Beamten nach Riga, damit er die Lage der hiesigen Bauerschaft näher kennen lerne. Die Bauern von Rappin am Peipus schickten aus ihrer Mitte Jaan Uusing, Peedu Köps und Burni Johan, von denen die ersten gut, der letzte wenig russisch sprachen, nach Riga, um ihre Beschwerden anzubringen. Als sie dort nach Überwindung mancherlei Schwierigkeiten vor den Beamten traten, fragte sie der Übersetzer, ein hiesiger Edelmann, gleich estnisch, was sie wünschten. Sie sprachen von dem schweren Druck, der auf ihnen lastete, von Grausamkeiten und dergl. mehr. Der Dolmetscher erzählte aber dem Beamten, die Leute wollten einen besseren Glauben haben, worauf dieser befahl, die Leute auf einige Zeit ins Gefängnis zu setzen und sie dann von neuem vorzuführen. Als die Bauern das hörten, fielen sie auf die Knie und brachten ihre Sache nun russisch vor, worauf der Übersetzer durch Soldaten abgeführt wurde. Als der kaiserliche Gesandte den Leuten versprochen hatte, ihre Beschwerden zu berücksichtigen, gab er den Leuten auf deren Bitte 12 Soldaten mit, welche sie zwei Stationen weit aus der Stadt begleiteten. Die Städter haben darüber ihre helle Freude gezeigt, weil sie meinten, man führe die Bauern nach Sibirien. Später soll man sie unterwegs gesucht haben, aber sie sind doch auf Nebenwegen nach Hause gekommen. Als bald darauf an einem Sonnabend des Johannistages alle Bauern auf dem Hofe mit der Düngerausfuhr beschäftigt waren, entließ sie der Großherr v. L.—Ide ungewöhnlich früh nach Hause, wobei er die Mitteilung machte, der Kaiser habe die Leute auf ihre Bitte freigelassen. Zugleich forderte er die erwachsenen Männer auf, morgen auf dem Hofe zu erscheinen, wo er ihnen die Freibriefe über-

¹ Vergl. Samarin, X. p. 381 und „Ein Falsum.“ „Noch Einiges über die Bauernangelegenheiten in Livland“, Riga, 1824.

geben werde. Die Bauern trauten seinen Worten nicht, kamen in der Nacht zum Küster und beschworen ihn, doch auszufundschaften, was bevorstehe. Wenn der General gekommen ist, uns frei zu lassen, wozu braucht er die Soldaten? Hatte der Küster etwas Gutes erfahren, so sollte er am andern Morgen das den Leuten dadurch zu verstehen geben, daß er seinen Kopf streicheln. Bei schlimmen Nachrichten sollte er sich am Hinterkopf kratzen. Am andern Morgen war alles auf den Beinen. Weiber und Kinder gingen in die Kirche, wo der Pastor von Pölswe den Gottesdienst hielt, weil Rappin damals keinen eigenen Pastor hatte, und die Männer versammelten sich vor der Wohnung des Großherrn. Bald erschien der Küster und fragte sich recht tüchtig am Hinterkopf, worauf die drei Gesandten, die in Riga gewesen waren, verdunsteten. Der Herr von L—de trat mit einem fremden Herrn, angeblich ein Abgesandter des Kaisers, auf die Treppe und rief die drei Gesandten zu sich, damit diese den Freibrief zuerst empfangen. Als diese nicht erschienen, die Leute über sie auch keine Auskunft gaben, ließ er die Versammelten in seinen Holzgarten treten, aus welchem sie einzeln herauskommen und ihre Freiheit empfangen sollten. Seinen Weber, Namens Jagumann, ein Finne, ließ er zurücktreten, weil er schon frei sei. Als die Bauern alle im Garten waren, ließ er die Soldaten an die Pforte treten und forderte noch einmal die Gesandten auf, vorzutreten. Als das nicht geschah, wies ein Diener des Herrn auf einen langen Mann im Garten, der einer von den Gesandten sein sollte. Gleich darauf fielen einige Flintenschüsse und der Mann fiel tot zu Boden. Nun entstand eine große Bewegung. Hinter dem Gartenzaun, der sehr hoch gewesen sein muß, waren Viehwärterinnen am Brunnen, Bauermädchen aus dem Dorfe. Die reichten ihre langen Stangen, mit welchen sie die Wasserzuber trugen, durch den Zaun den Männern hin, diese reichten sie einer dem andern bis zur Pforte, und hier bahnten sich die Leute mit denselben einen Ausweg, wobei einige Soldaten getötet und viele Bauern schwer verwundet wurden. Alles lief auseinander. Der Pastor war gerade auf der Kanzel, als ein Bettler in die Kirche lief und schrie: Krieg, Krieg! Die Männer laufen und tragen ihre Gedärme auf den Armen! Alles rannte zur Thür, wobei viele zertreten wurden. Es heißt, man habe alle Leute Spießruten laufen lassen wollen, während die drei hingerichtet werden sollten, wozu der Pastor hinggerufen worden war, damit er sie vor dem Tode tröste.

Bei einer andern ähnlichen Gelegenheit sollen viele Leute aus Rappin „nach Rußland“ geflüchtet sein, von wo jetzt einige gebrechliche Greise in ihre Heimatgemeinde zurückgekehrt sein sollen, um in Armenhause ernährt zu werden. Einige von diesen sollen ihre

Muttersprache vergessen haben. Darüber habe ich aber noch keine näheren Nachrichten erhalten.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts erwarteten die Bauern sehnlichst ihre Freilassung. Im Fellsinschen hieß es aber, daß die Freiheit von selbst nicht käme, man müsse sie vom Kaiser erbitten. In Tarwast am Wörtsjärw war die Leibeigenschaft besonders drückend und die Bauern hielten nachts Zusammenkünfte und wählten drei Vertrauensmänner, Purju Hans, Mörra Saan und Puidu Saak, die nach Petersburg zum Kaiser reisen sollten. Bevor sie jedoch die gefährliche Reise antreten konnten, es war im Jahre 1810, hatte man den Plan entdeckt und den erst- und letztgenannten vor den Herrn gebracht, wo sie aber ihre Absicht leugneten. Nun schickte man nach dem Mörra Saan, der gebunden vor den Herrn geführt wurde und sein Vorhaben eingestand. Man band ihn an den Pfahl und zählte ihm 60 Schläge auf. Am folgenden Tage schickte man ihn gebunden nach Niga, wo er nach 8-tägiger Reise ankam und in einen dunkeln Keller geworfen wurde. Hier fand er einen Greis vor, der etwa 20 Jahre schon hier geschmachtet und oft genug Ruten bekommen hatte, weil auch er seinerzeit die Freiheit gewünscht hatte. Er war aus der Nähe Pernaus und hieß Taktu Hans. Er riet seinem neuen Leidensgefährten, sich als einen Feind der Freiheit auszugeben, weil er sonst unerrettbar verloren wäre, erzählte ihm manche Greuel, die er gesehen, und wollte ihm noch vieles erzählen, als aber der Neue abgeführt und einige Wochen in Einzelhaft gehalten wurde. Wiederholt wurde er vor den Richter gestellt, dem er aber hartnäckig erklärte, ein verschworener Feind der Freiheit zu sein und nun dem Gute dienen zu wollen. Das Gericht sprach ihn frei und entließ ihn mit — 300 Stockschlägen, weil ein solches Gerede über ihn entstanden war. Da er nach der Züchtigung halb tot war, warf man ihn über Nacht in den Keller, wo er zuerst gewesen war. Der alte Insaße lag im Sterben und verschied bald. Am andern Morgen wollte man sie alle beide auf einmal beerdigen, ließ aber den noch Lebenden auf sein Flehen im Keller. Am darauffolgendem Tage wurde nun Mörra Saan, schwere Ketten an Händen und Füßen, unter Wache nach Hause geschickt. Auf der Reise ist er drei Tage ohne Essen gewesen und zu Hause hat der Herr, dem er übergeben wurde, vor Ärger plagen wollen, daß Saan noch zurückkam. Seine Tage hat man ihm aber zu verbittern verstanden. Er erblindete bald darauf und starb hochbetagt in Tarwast in dem Bauernhof Mörn im Jahre 1869.

Und nun die Zeit unsrer famosen Freiheit. Die Bauerngemeinde ist mit sammt ihrer Selbstverwaltung und ihrem Gericht in den Händen des Herrn. Am 13. Mai 1855 bekommt die Magd Kadri Noppasjen im Tarwastischen Gemeindericht 20 Rutenhiebe,

weil sie in einem fremden Gebiete, das aber inmitten des Zarwaitschen Gebietes liegt, bei einem Bauer Dienst genommen, ohne vorher am Martinitage das angezeigt zu haben und auf gerichtliche Entscheidung zurückgekehrt zu sein. Der Wirt, bei der sie diente, zahlt 5 Rbl. Strafe. In Esz bei Dorpat (Zurjew) brennt in Abwesenheit des Wirtes ein Bauernhaus nieder, und das Gemeindegericht verpflichtet am 14. April 1837 den Wirten, dem Herrn 300 Rbl. zu zahlen. Am 5. October 1842 muß ein anderer Wirt in Fehthenhof dem Herrn dieselbe Summe für ein abgebranntes Haus zahlen. Derselbe Herr schließt vor demselben Gemeindegericht am 30. März 1842 einen Dienstkontrakt mit seinem Stubenjungen, der sich verpflichtet, „wie ein Hund seinem Herrn zu dienen“. Die unzähligen Greuel am Kirchenpfosten lassen sich gar nicht herzählen. Ich habe noch 1875 in der Kirche zu Lubern bei Bernau einen solchen Pfosten gesehen, mit dicken Blutspuren bedeckt. Sehr verbreitet ist unter den Esten eine Geschichte von einem Herrn N. im Dörptschen, der im Winter, im vorigen Jahrhundert, auf der Jagd einem Bauern den Bauch aufgeschlitzt hat, um seine Füße darin zu wärmen.

Aber wenden wir uns zu wichtigeren Sachen.

1841 wird in Heiligensee bei Dorpat ein kleiner „Krieg“ gemacht. Das Landvolk hungerte und ging einem noch größeren Hunger entgegen, der 1845 seinen Höhepunkt erreichte. Die Landwirtschaft war eben in einem Zustande, in welchem große Katastrophen leicht eintreten konnten. Viele wollten aus dem Dörptschen über Pleskau in die innern Gouvernements auswandern, wurden aber auf der Grenze von Ortsautoritäten eigenmächtig zurückgehalten. Sie wandten sich nach Riga, wo es ihnen nicht viel besser erging. Dann kam die confessionelle Bewegung und die Bauern traten in Massen zur Staatskirche über, „um nur den Herrn loszuwerden“ (Harlez). In Heiligensee hatten sich viele Bauern anschreiben lassen und gingen, in Erwartung kommender Dinge, nicht mehr aufs Gut zur Arbeit, wozu sie kontraktlich als Pächter von Bauerländereien verpflichtet waren. Anstatt nun gerichtlich gegen die kontraktbrüchigen Bauern vorzugehen, schickte man ihnen 200 Soldaten ins Haus, die nach Belieben das Jungvieh schlachten durften. Dabei kam es nach einigen Tagen am 9. Sept. 1841 zu einem Krawall zwischen den Soldaten und den Leuten, wobei es wohl Verletzungen aber keine Toten gab. Das Ordnungsgericht, das ausschließlich in den Händen des Adels stand, zog darauf 120 Männer gefänglich ein, von welchen bald 38 entlassen wurden. Die übrigen führte man in Eisen am 4. Dezember 1841 aus Dorpat nach Heiligensee, wo 900 Soldaten, 25 Kosaken, das ganze Volk der Umgegend und einige Juder langer Huten auf offenem Felde ihrer Ankunft harrten. Mehrere Barone, die man

noch namentlich kennt und nennt, bestiegen einen aufgeworfenen Erdhügel und verlasen einige Papiere. Darauf wurden 40 Mann noch entlassen, die übrigen 42 aber durchgepeitscht. Jeder bekam 500 Schläge. Vor der Exekution trat der Offizier vor und befahl, sanft zu schlagen, weil nicht die Bauern, sondern die Herren schuldig seien. Der Herr von Heiligensee hatte drei Totenwagen gestellt, die aber niemand benutzen mochte. Alle gingen auf eignen Füßen bis zum Krug, von wo sie am andern Tage nach Dorpat abgeführt wurden, um nach Sibirien zu wandern. Der Herr von Heiligensee lud den Herrn Offizier zu sich; der war aber empört und kehrte ihm den Rücken. Die großen Unkosten wurden später von den Bauern eingetrieben, und das war für sie eine noch härtere Strafe als die Ruten. Einige klagten und wurden von dieser Zahlung befreit.

Im folgenden Jahre dämpften die edlen Herren die Konversionsbewegung unter den Bauern recht nachdrücklich. In der Umgebung von Heiligensee gingen sie mit 200 Soldaten von Gut zu Gut und diktierten den Leuten Gottesfurcht und Festigkeit im Glauben. Die „Schuldigen“ bekamen 200—400 Rutenhiebe. Weil aber der Offizier nicht dabei war, hat es mehr gewirkt. In Groß-Rambi erhielt Johan Nimrot 400 Streiche und starb. Sein Sohn und noch sechs andere bekamen je 300 Rutenhiebe, „waren wohl über und über blutig, aber starben nicht, weil sie jung und kräftig waren“. In diesen Jahren hat's im ganzen Lande Rutenschläge geradezu gehagelt; aber die Herren Pastoren, die bei Harleß alles haarklein zu berichten wissen, sagen davon fast nichts.¹

Im März 1851 holte der Herr von Fr. bei Dwerlack in Helmet eine Gypsfuhre ein und prügelte die Leute, die mit schweren Fuhren nicht augenblicklich ausweichen konnten, mit seiner Peitsche durch. Darauf fuhr er weiter, kehrte im Gut Kopenhof ein und kam bald wieder mit 10 Mann zurück und brachte vier Mann, deren Gesichter von seinen Peitschenhieben blutig waren, aufs Gut Dwerlack, wo er sie in der Nacht bei Lampenlicht im Stall so unmenschlich durchprügelte, daß einem, Jaan Beet, das Rückgrat verrenkt ward und er lebenslänglich ein halber Krüppel wurde. Die Bauern klagten, aber das Ordnungsgericht war friedlich gesinnt und brachte nach langen Verhandlungen einen Vergleich zu stande, bei dem der Herr von Fr. im ganzen nicht weniger als 14 Rbl. Schmerzensgeld zahlte.

Estland bekam 1858 eine neue Bauerverordnung, die Rettung bringen sollte. Die Frohne war so hart, daß sie den Ackermann erdrückte. In der Erntezeit z. B. mußte er sein Korn auf dem Felde

¹ Die Geschichte von Heiligensee findet sich auch bei A. Saal, Paris ja preti, 1894, II. p. 45, und Воротивъ, Принципы, Reval, 1892, p. 31.

ausrieseln lassen, weil er auf dem Hofe arbeitete. In St. Johannis in Harrien auf dem Gute Annia war die Behandlung der Bauern besonders hart. Im genannten Jahre hatten „feine“ Bauern soeben ihre Ernte begonnen, als der Herr sie auf seine Felber forderete. Diese hatten von dem neuen Gesetze gehört, das schon bestätigt sein sollte, hatten auch gesehen, daß in der Nachbarschaft die Bauern viel weniger gedrückt wurden, und antworteten, sie würden nach zwei Tagen kommen. Das Korn auf dem Hofsfelde sei auch nicht so sehr überreif und sie würden die Ernte dann gleich einbringen. Der Baron schickte ihnen andern Tages den Befehl, in Neval auf dem Schloß sofort zu erscheinen und das neue Gesetz, das sie so sehr begehrten, in Empfang zu nehmen. 32 Bauerwirte erschienen zur angegebenen Stunde, denen sich noch 30 Mann aus Färwen, St. Matthäi, Gebiet Kurrijal, zugesellten. Als die Leute auf dem Hofe des Schlosses erschienen, wurden sie von Soldaten umzingelt und auf den Russischen Markt geführt, wo sie anstatt des neuen Gesetzes das alte empfingen. Unter Musikbegleitung wurden sie einzeln hingestreckt und mit Ruten durchgeprügelt. Nach Angabe des Herrn Barons bekamen sie 100—300 Streiche. Während der Züchtigung saß man dem Armen auf dem Nacken, so daß er nicht viel schreien konnte. Die Blutlachen wurden mit Sand zugedeckt. Plötzlich, da einige Bauern aus Kurrijal ihren Teil noch nicht bekommen hatten, wurde die Exekution abgebrochen und die Leute entlassen. Wieso das kam, weiß man nicht.

Dieser Vorfall hat nur eine Folge gehabt. Unter den Zuschauern befand sich zufällig auch der betagte Gymnasiallehrer Blagoweschtschenski, auf den die Grausamkeit einen solchen überwältigenden Eindruck machte, daß er einige Nächte darauf nicht schlafen konnte. Er setzte sich hin und schrieb ein Buch unter dem Titel „Der Erste und sein Herr“¹, in welchem er aber diesen Vorfall nur beiläufig erwähnt, vermutlich, weil er nichts Näheres darüber erfahren konnte. Dieses Buch wurde deutscherseits als „Schmähschrift“ gebrandmarkt und in der Baltischen Monatschrift 1862 durch A. v. Klenz dringend Aufklärung gewünscht, die aber nicht erfolgt ist. Ich füge dem noch hinzu, daß nach einer Volkstradition der betr. Baron u. St. ein Anverwandter von jenem sagenhaften „Strandräuber“ auf Dagoe sein soll.

Noch schlimmer ging es um dieselbe Zeit den Bauern in Nachters, Kirchspiel Förden in Harrien. Hier hatte der Pastor von der Kanzel schon der Gemeinde mitgeteilt, daß der Kaiser ein neues Gesetz für die Bauern bestätigt habe. Da diese Mitteilung dreimal zu erfolgen hatte, strömten die Leute am nächsten Sonntag zur Kirche, um mit eigenen Ohren die Freudenbotschaft zu vernehmen.

¹ Berlin, 1861.

Allein der Pastor schwieg, wie ihm unterdes anbefohlen worden. Dann hieß es, das Gesetz sei zwar bestätigt, solle aber erst nach zehn Jahren in Kraft treten. Nein, sagten die Bauern, dahinter stecken nur unsere Herren. Wenn der Kaiser ein Gesetz gibt, ist es gleich Gesetz. Eine Verlängerung war freilich erwirkt worden, um die Bauern „vorzubereiten“, soll wohl heißen, um das Opfer länger in den Krallen zu halten; aber das konnten und wollten die Bauern nicht glauben. Die Bauern von Machters gingen zur Behörde, um das Richtige zu erfahren. Sie wurden mit 40—80 Stockschlägen aufgeklärt. Die Folgen waren Unruhen im Dorfe. Nun galt es, „das Gefindel zu bezähmen“. Der Hafenrichter, natürlich ein estländischer Edelmann, rief die Bauern seiner Umgebung zu sich und peitschte sie blutig. Überwältigt vom Schmerz, daß „ganz unschuldige Männer geschunden werden“, murrten einige laut, ohne sich jedoch zu rühren. Das hörte der Hafenrichter, wandte sich nach vollzogener Exekution an die versammelten Leute und sagte: „Nun, ihr habt gesehen. Zu euch komme ich Montag.“ Die Leute berieten sich am darauf folgenden Tage und erschienen dann am Montag beritten und mit Stöcken bewaffnet. Die Herren baten sofort um Militär. Als dieses erschien, zeigten sich die Bauern störrisch. Um sie einzuschüchtern, wurde in die Luft geschossen. Die Leute meinten, daß man auf sie schieße, und erwiderten von ihrer Seite auch mit Flintenschüssen, wobei der Offizier fiel und 13 Soldaten verwundet wurden. Von den Bauern fielen 5 und 9 wurden tödlich verwundet. Ein Kriegsgericht, bestehend meist aus unseren Herren, verurteilte 50 Bauern zu Tode. In Petersburg fand man jedoch nur 36 schuldig, von welchen 9 Spießruten, die übrigen mit einfachen Ruten bestraft wurden. Die Exekution wurde in Machters öffentlich vollzogen, worüber seinerzeit ein estnisches Cirkular amtlich erlassen wurde, daß ich in der Hand gehabt habe. Wenn ich mich recht erinnere, bekamen einige bis 1000 Schläge. Einige verstarben auf dem Platze, andere im Gefängnis, noch andere auf dem Wege nach Sibirien.

Und die Veranlassung? Ein ganz gewöhnliches „Mißverständnis“ zwischen Ackerbauern, das das niederste Gericht in Ordnung bringt.

Soll ich noch mehr der Greuel erzählen? Es dürfte zu greulich werden! Nette, wer kann, seine Ehre. Über Altivland kann man die Akten schließen und das Urteil sprechen.

12. Baltisches Mongolenjoch.

Ist es Kulturmission oder ist es Mongolenjoch, womit die deutsche Kolonie unsre Heimat heimgesucht hat? Was hat der uneingeschränkte Landesherz auf dem Gebiete menschlicher Kultur an der Heimat und an deren Bewohnern geleistet? Hat das kleine Estenvolk

wegen oder trotz seiner Herrschaft sich entwickelt? Obgleich die Antwort auf diese Fragen in dem vorhergehenden Kapitel schon gegeben ist, wollen wir doch noch der Sache ihrer Wichtigkeit halber näher treten und die hierhergehörigen Momente kurz vor unsern Augen vorübergehen lassen. Ist es praktisch nicht möglich, das Unrecht, das der Erste Jahrhunderte lang im äußersten Elend zu ertragen deutscherseits verurteilt war, gut zu machen, so sollte man ihn wenigstens theoretisch Gerechtigkeit wiederfahren lassen, indem man ihn aus dem düsteren Schatten, in welchen der Deutsche ihn auch historisch gerückt hat, herausholt und in ein richtiges Licht stellt. Wenn uns hier nicht strenge Gerechtigkeit Veröhnung bringt, ist sie für uns überhaupt nicht zu haben.

Wenn man einem Raubtier die Herrschaft über den Wildstand eines eingefriedeten Waldes übertragen wollte, so würde man wohl sehen, daß es sein Wild eher sinnlos hünmordet, als daß es dasselbe hegt und pflegt. Die Geschichte lehrt uns, daß unter ähnlichen Umständen auch im Menschen die Raubtiernatur zum Vorschein kommt. Den Charakter des Eroberers Livlands kennen wir schon soweit, um zu wissen, wie er dem Eingebornen gegenüber auftrat. Es erscheint lächerlich, fragen zu wollen, wie er ihn kultiviren wollte. Man kann nur fragen, wieso es kam, daß dieser noch sein Geschlecht retten konnte. Es ist nicht einmal der glänzend begabten französischen Nation beschieden gewesen, daß seine Aristokratie sie einer glücklichen Entwicklung entgegenführte, und nun sollte man plötzlich die Logik der Thatfachen ignoriren und denken, in Livland hätten die Fremdlinge, die wir in ihrer Selbstsucht nur zu gut kennen, um Illusionen huldigen zu können, sich um die Eingebornen, die dazu noch ihre Todfeinde waren, bekümmert und sie auf eine höhere Kulturstufe heben wollen, eine Sache, die man noch in unsern Tagen den deutschen Missionaren in Afrika nicht einmal zumuten will. Wenn der König des Waldes das Wild schon, wird er vor allem wohl an seinen eigenen Magen dabei denken. Ganz ähnlich wie die berückigte Paschawirtschaft sich in Griechenland unter türkischer Herrschaft und die Mongolenwirtschaft sich in Rußland ausbildeten, etablierte sich in Livland ein Paschasystem, das sich von jenen hauptsächlich nur dadurch unterscheidet, daß die Herren Türken und Mongolen nie als Kulturträger haben gelten wollen, während man in Livland mit diesem Schmuck alles Schlimme zudecken will.

Aber prüfen wir die Sache doch im einzelnen.

Hat etwa die deutsche Kolonie bei uns in Stadt und Land ein frisch pulsirendes öffentliches, politisches Leben hervorgebracht, daß uns eine hoffnungsvolle Entwicklung sichert? Kann man etwa sagen, daß der livl. Staat oder wenigstens das livl. Selfgovernment,

von immerer Kraft strotzend, sich in Wetter und Sturm als lebenskräftig erwiesen hat und dadurch uns Anerkennung abnötigt? Der staatliche Sammer ist's ja grade, an dem alles als an einem innern Marasmus zu grunde gegangen ist. Alles war wert, daß es unterging, und je vollständiger das geschieht, desto frischer kam neues Leben sprießen. Das junkerhafte Livland hinkt seinem Mutterlande etwa ein ganzes Jahrhundert nach. Von einem öffentlichen sozialpolitischen Leben, wie es etwa in Mitteleuropa vorhanden ist, kann man bei uns nicht reden. Politische Dinge bilden ein tiefes Geheimnis einiger weniger auserwählten Landräte und Ritterschaftshauptleute. Was sie als Orakel verkünden, hat die Menge gehorjamst nachzusprechen. Heißt es da beispielsweise, daß es rein unmöglich sei, daß ein lutherischer Prediger seinen Fuß noch in die Volksschule setzt, weil diese dem regierungseitig ernannten Inspektor unterstellt ist, so ist es ganz einfach rein unmöglich. Der Herr Propst, welcher der geheimen Quelle der politischen Weisheit näher steht als die übrigen Prediger, sagt es und vertritt es und setzt es durch, um nach einem Jahr auf derselben Pastorenkonferenz das reine Gegenteil zu beweisen und durchzusetzen. Bringt ein leitendes Blatt, etwa die St. Petersburger Zeitung oder die Dina-Ztg., mal einen abweichenden Gedanken, so hat sich die Presse bis zum Fessliner Anzeiger dazu zu bekennen, um nicht aufs Trockene zu geraten. Heißt es, die russische Sprache sei für unsre Mädchenschulen reines Gift, so ist sie eben ganz einfach Gift, das jeden weiblichen Organismus zerstört. Wird die Parole ausgegeben, daß die ministeriellen Volksschulen das Landvolf russifizieren, dann kämpfen die Treuen im ganzen Lande gegen das hereinbrechende Volksunglück in Form von — Volksbildung. Wer es wagt, anders zu sentiren, hat sich sicherlich finsternen Mächten für schnödes Geld verkauft. So erzieht man politische Reife, damit das Land ein politisches Wort mitsprechen könne. Nein, es ist ein politisches Mongolenjoch, in welches man das öffentliche Leben einspannen will. Der Fortgang der Geschichte zeigt, daß die Herren hier ihrer Aufgabe durchaus nicht gewachsen sind und notorisch Fiasko machen.

Das Allgemeine erfährt hier also nicht eine Förderung, sondern eine Hemmung.

Aber der Deutsche hat den Esten durch strenge Zucht zur Arbeitstüchtigkeit erzogen und das hat für letzteren einen bleibenden Wert, wofür er dankbar sein sollte. Nun, so offen wollen wir der lieben Wahrheit denn doch nicht ins Gesicht schlagen. Will man ein tüchtiges Arbeitspferd erziehen, so läßt man es nicht bei trockenem Stroh hungern, jagt es nicht zu Schanden und peitscht es nicht blutig, so daß ihm die Haut in Fetzen vom Leibe hängt, son-

bern man behandelt es vernünftig. Wird bei einer rohen und vernunftwidrigen Behandlung aus dem Tier doch noch etwas, so kann man dabei doch nicht von einem Verdienste seines unmenschlichen Pflegers reden. Gilt das vom Tier, vom Menschen muß es in einem noch höheren Grade gelten, denn außer der körperlichen Arbeitskraft haben wir im Menschen was Höheres, Edleres zu erziehen. Der Mensch ist so unglücklich beschaffen, daß aus ihm sehr wohl ein Tier, etwa ein Raubtier, gemacht werden kann. Hierin sich zu ver-sündigen, ist doppelt strafwürdig.

Wir treffen das Nichtigste, wenn wir sagen, daß es verblüffend ist, zu sehen, wie der Este trotz der deutschen „Erziehung“ noch arbeitstüchtig ist, ja, daß er noch so hoffnungsfreudig in die Zukunft schaut, daß er sich freiwillig große Entbehrungen auferlegt, um ein Stückchen Landes zu erwerben und es seinen Nachkommen zu hinterlassen.

Der estnische Ackerbauer ist dem deutschen überlegen, wenigstens in unserm Klima. Ganz Ostelbien ist seinerzeit durch deutsche Ackerbauer kolonisiert und dadurch germanisiert worden. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Deutschen auch bei uns es mit deutschen Ackerbauern versucht haben. Hatten sie hier das Land doch umsonst. Im Gegensatz zum Eingebornen wird man den Deutschen bevorzugt und geschont haben. Das Land war mit Gütern übersät und etwa 150 Schlösser bildeten ebensoviele deutsche Centren, um welche sich deutsche Ackerbaukolonisten sehr wohl hätten gruppieren können, was man wohl wiederholentlich und ernstlich wird versucht haben. Allein im ganzen Lande ist nicht eine Spur davon nachgeblieben. Der Este hat sie aus dem Felde geschlagen, ebenso wohl auch der Lette.

Wir sind übrigens in der Lage, aus der allerjüngsten Zeit ein interessantes Beispiel anführen zu können. In den 60-er und 70-er Jahren bezogen unsere Großgrundbesitzer sehr viele Arbeiter aus Deutschland. Die Frohnarbeit wurde bei uns verboten und die Herren meinten, der estnische Bauer sei so „heruntergekommen“, daß mit ihm nichts anzufangen sei. Das hat Landrat von Dettingen am 16. Januar 1896 auf der öffentlichen Sitzung der Economischen Societät in seiner Eröffnungsrede als Motiv angegeben. (In der Baltischen Wochenschrift Nr. 4 1896 ist dieser Passus nicht korrekt nach der Rede wiedergegeben.) Der Este war also zu einer Konkurrenz nicht gerade in der besten Verfassung. Auch diese Tausende deutscher Arbeiter sind lange spurlos verschwunden. Ich habe darüber Nachrichten gesammelt, wie sie sich auf dem Felde und sonst bewährten, wo sie schließlich blieben usw. und habe überall gleichlautende Urteile erhalten, dahin gehend, daß die Esten etwa das Doppelte leisteten von dem,

was jene fertig bekamen. Als die Deutschen des Morgens auf dem Felde erschienen, hatten die Esten schon einen großen Teil der Arbeit gemacht. Der Erste kommt und geht im Sommer mit der Sonne, die Deutschen nach der Uhr. Auf dem Gute R. am Embach sollen die Esten die Deutschen im Holzfällen dreifach überholt haben. Die Deutschen haben gutes Essen verlangt, namentlich viel Fleisch, so daß die Herden nicht lange haben vorhalten können. Im Rappinschen sollen sie sehr untreu gewesen sein. Selbstverständlich waren es ja nicht die Besten, die ihr Vaterland verließen und in der Fremde Arbeit suchten. Obgleich ihre Kontrakte auf 10 Jahre gelautet haben sollen, sind viele schon nach einem Jahre fortgezogen. 1870 sind die meisten des Krieges wegen mit den Thürigen nach Deutschland zurückgekehrt und jetzt ist diese Konkurrenzprobe im großen Maßstabe schon vergessen. Wie hart sie mit ihrem hiesigen Arbeitgeber häufig aneinander gekommen sind, will ich übergehen. — Das dürfte schon von je her der Fall gewesen sein, denn schon Tacitus stellt im Ackerbau den Esten über den Deutschen. Livländische Herrschaften haben über die Arbeit überhaupt ihre eigene Ansicht gehabt. So schreibt Sebastian Münster in seiner Cosmographie 1544 über die Arbeitstüchtigkeit der Rigaschen Herrschaften u. a.: „Arbeiten ist in diesem Land ein schand, vnd müßig gehen ein ehr.“ Selbst das „Weibervolk“ war nicht arbeitssam, von dem es heißt: „Das Weibervolk das im Land geboren, ist hochtragend, vnd viel von sich haltend, vn andere Weiber so auß Teutschland hineyn gebracht werden, seind von ihnen veracht. Sie wöllen auch nicht Weiber, sondern Frauen genennet werden. Mit spinnen, auch anderer Weiber arbeit bekümmern sie sich nicht, meynen es sey frem Adelichen herkommen ein vnehr: aber des Winters im Schlitten, vnd des Sommers auff dem Wasser spacieren zu fahren, gehet ihnen baß von hand dann das spinnen... Der best Flachß wachst in diesem Land, vnd viel, dennoch ist die Feinwath thewrer dann bey vns: Vrsach ist, das Weibervolk spinnt nicht.“ Dagegen sollen sie sich so putzen, daß sie „einem Fasnachtbuzen nicht vngleich sehen“. Bei solchen Herrschaften kann man wol nicht Arbeiten lernen, sondern das Gegenteil. Es bleibt also nur die Peitsche, die sie über die Arbeiter schwingen oder schwingen ließen, und das ist schließlich ein Verdienst, dessen man sich lieber schämen sollte. Wollten die Herren vielleicht eine Gegenprobe, die Peitsche uns übergeben und selbst mal hinter den Pflug treten?

Aber vielleicht hatte der Herr die agraren Angelegenheiten des Landes so gut geordnet, daß der Ackerbau blühen mußte? Wir kommen aus dem Regen in die Traufe. Soll die Landwirtschaft prosperiren, so ist die erste Bedingung die, daß der Ackerbauer ein Stück Landes sein eigen nennt. Unserm Bauer gehörte nicht einmal die

Frucht des Feldes, das er im Schweiß seines Angesichtes bearbeitete, ja nicht einmal das liebe Vieh, das er sich selbst aufzog, sogar die Lumpen und Lappen nicht, womit er seinen Körper bedeckte. Oder soll das etwa eine höhere landwirtschaftliche Vernunft bedeuten, wenn die Bevölkerung ganzer Landschaften dem sichern Hunger entgegen geht, weil das reife Korn, das Gott gesegnet, ausrieselt, da die Arbeiter anderweitig gebunden sind? Der Grund und Boden ist die ungerechte Beute, um die sich die Herren selbst gerissen, ja zu Grunde gerichtet haben. Sie haben sich den Löwenanteil gesichert und von dem übrigen noch in unsern Tagen Millionen genommen, aber trotzdem ist das Ganze so unglücklich geordnet, daß man darauf gespannt sein darf, was schließlich herauskommt. Ich glaube, unser Kleingrundbesitzer kann in der Krisis länger vorhalten als der Grobsherr mit seinen Latifundien. Möglich, daß der Kleine vermöge seiner Arbeitskraft die landwirtschaftliche Krisis, die wohl noch schwerer werden dürfte, übersteht, während der Große untergeht. Wer zuletzt weint, weint am bittersten.

Was die technische Seite des Ackerbaues anlangt, so ist die, wie alle Technik in unsern Tagen, ein internationales Allgemeingut, das auf seinen eigenen Wegen der ganzen Welt vermittelt wird. Ob ein neuer Pflug zuerst auf dem Hofsfelde oder Bauernfelde erscheint, ist nicht so bedeutend, daß man da von Verdiensten um ein ganzes Volk sprechen könnte. Zuerst war der Pflug beim Kaufmann Leppik, der nicht müde wurde, ihn den Leuten zu empfehlen. Dieser Kulturträger fährt mit dem neuen Ackergerät sogar von Markt zu Markt, von Ausstellung zu Ausstellung und zeigt es aller Welt. Außerdem vermittelt die Lesekunst dem Kleingrundbesitzer immer das Allerneueste, während er von dem Großgrundbesitzer nur Weniges entlehnen kann.

Was das landwirtschaftliche Nebengewerbe anlangt, so hat der Fremde dem Esten einen ungeheuren Schlag versetzt. Bei der Ankunft der Deutschen besaßen die Esten große Viehherden, die Bienenzucht blühte und der Hausfleiß sorgte für alles, was das Haus brauchte. Da kamen die Abenteurer, trieben die Herden fort, plünderten die Bienenstöcke, ja, stahlen sie auch den Bauern weg, die schon dem Bischof Albert gehörten, und von einem Hausfleiß konnte man wenig mehr reden, weil das Haus verbrannt war. Leider hat der Wüstling auch unsere Schiffe in den Grund gebohrt und damit Schiffahrt und Handel vernichtet. Er wollte alles an sich ziehen, aber hat nichts Bleibendes schaffen können. Und was das Fabrikwesen in unsern Tagen bei uns ins Leben ruft, das sind ganz andere Kräfte. Von dem städtischen Kleingewerbe war der Este grundsätzlich ausgeschlossen. Unterteutsche durften keine Handwerker werden. Diese Bestimmung ist für die Deutschen glücklich gewesen. Hätte der Este

zu den Städten Zutritt gehabt, baltische Städte wären heute wohl sämmtlich fast reinesfnisch. Der harte Druck auf dem Lande hätte die Leute in die Städte dirigirt und das deutsche Element wäre in das estnische bald ganz aufgegangen. Der deutsche Handwerker hätte es schwer gehabt, mit dem estnischen zu konkurriren, der eine seltene manuelle Gewandtheit besitzt. Das haben wir noch in diesen Tagen gesehen. Ein Bauerjunge Post kommt aus Paisholin nach Jurjew, macht hier mit einem zweiten, Sibul, Bekanntschaft, der schon früher in der Stadt gelebt, und sucht sich Arbeit und Brot. Was kauft du denn? fragt ihn Sibul. Was andere mit ihren Händen machen, das kann ich auch, antwortet ihm das Universalgenie. Gut, versetzt Sibul, dann will ich dir Arbeit geben: Mach mir Papiergeld. — Das ist verboten! — Wenn du es fertig kriegst, will ich es schon in Umlauf setzen. Post mietet sich ein Dachstübchen und nach kurzer Zeit sind Proben da. Die Arbeit geht so gut und schnell, daß er sämmtliche Staatspapiere für Chile liefern will. Das klingt nach Jägerlatein, allein der Münzhof in Petersburg hat bekannt, daß Post die Dreirubelscheine vorzüglich nachgemacht hat. Am 1. 13. Oktober 1898 wurde Post zur Zwangsarbeit verurteilt, mit ihm noch mehrere andere. — In Petersburger Fabriken arbeiten Tausende von Esten und sie sind nicht die letzten. Selbst in estnischen Dörfern werden so manche komplizirte Sachen vorzüglich gut hergestellt.

Daß dieses hoffnungsvolle Talent nicht ausgebildet, ja nicht einmal verwertet worden ist, liegt an unserm Mongolenjoch, das nichts vorwärts gebracht, sondern alles gehemmt hat.

Sehen wir auf dem Gebiete der Bildung uns um und fragen insbesondere, was von der Herren Tische auch für die Volksmasse abgefallen ist, so sind unsre Ohren so sehr an Loblieder gewöhnt, daß es gewagt erscheint, die Schattenseiten unsres Bildungswesens hervorkehren zu wollen. Hören wir doch so oft und so viel von den „deutschgebildeten Ostseeprovinzen Rußlands“, die auf einer ganz bedeutenden Kulturstufe stehen sollen, von unsrer Landesuniversität, deren großen Leistungen, deren „Ehrenlegionen“, herrlichen Korporationen, staatlichen Verdiensten, von einer vorzüglichen Volksbildung usw. usw.

Uns interessiert hier hauptsächlich die letzte Frage, die der Volksbildung, und da ist es mit den Schätzen des Geistes wohl kaum viel anders als mit den materiellen Gütern. Ganz ebenso, wie auf einem Fleck, z. B. in London, Millionäre in Herrlichkeit schwelgen und in ihrer nächsten Nähe Arme darben, können auch Professoren und Akademiker inmitten von Analphabeten leben und arbeiten, ohne daß diese von der Gelehrsamkeit jener etwas profitieren können. Geistige Güter



lassen sich nicht einmal so leicht stehlen wie materielle. Man kann sie also vor der großen Masse leichter abschließen.

Livland erinnert mit seiner ganzen Bildung an den Kleinstädter, der in seiner Herrlichkeit groß und zweifelsohne dasteht. Dem Kleinstädter wird seine Erhabenheit durch den Anblick des kleinen Bauerdörflers aufgedrängt. Und der Livländer, hat er etwa Gelegenheit, sich die weite Welt anzuschauen und seine Zurückgebliebenheit an Fortgeschritteneren zu messen, oder ist auch er nicht vielmehr auf das Dörfler angewiesen, wo er den Maßstab für die Höhe seiner Bildung hernimmt? Die Landesuniversität steht in einem kleinen Städtchen am Embach und beide drücken sich gegenseitig ihren Stempel auf.

Ja, die deutsche Universität Dorpat, die war großartig, vollkommen, fast das einzige geistige Auge Rußlands; aber nota bene, nur solange die baltischen Herren allein davon sprachen. Niedeten andre drein, da kam so manche bedenkliche Schwäche zu Tage. Budilowitsch, der gegenwärtige Rektor der Universität, hatte noch 1897 Veranlassung, im „*Risikij Westnik*“ (Nr. 90 — 95) eine lange Reihe von Mängeln aufzuzählen, wie sie beim Wechsel der Professoren konstatiert wurden. Unserer Hochschule fehlten viele wichtige Lehrstühle und Institute, die nötigen Mittel für wissenschaftliche Arbeiten, für Assistenten usw., so daß man die Universität eigentlich zu einer zweitklassigen zählen mußte. Zu Anfang der Reform derselben im J. 1889 erwies sich, daß in der juristischen Fakultät die Zahl der Professoren zu verdoppeln war und daß in manchen andern Fakultäten eine ganze Reihe neuer Lehrstühle zu errichten war. Viele Institute der physiko-mathematischen und medizinischen Fakultät waren in einem geradezu kläglichen Zustande. In der Sternwarte mit ihren verdorbenen Instrumenten war eine exakte wissenschaftliche Arbeit und eine erfolgreiche Lehrthätigkeit kaum möglich. Die Objektive des „großen“ Refraktors waren beschädigt und sein Stativ völlig veraltet. In einem ähnlichen Zustande waren die andern großen Instrumente und viele der notwendigsten Lehrmittel fehlten ganz. In der Bibliothek fehlten die nötigen Werke der letzten 30—40 Jahre. Die Gebäude des botanischen Gartens waren meist verfallen und im Kabinett fehlten die allernotwendigsten Lehrmittel. Viele der nötigen Arbeiten konnten nicht vorgenommen werden, weil das Ganze nicht dazu eingerichtet war. Der Garten hätte nur für eine Mittelschule genügt. Das physiologische Institut besaß von neueren Instrumenten nichts. Es mußte ohne Demonstration docirt werden. Auch hier war die Bibliothek mangelhaft ausgestattet. Besonders muß die russische Litteratur gefehlt haben; denn Dr. K. hat in seiner zu Ende der 80 Jahre geschriebenen Dissertation über gewisse Vergiftungsfälle Rußland völlig

übersehen. In keinem besseren Zustande fand sich das pharmaceutische Institut vor, obgleich ein Dragendorff es lange Jahre geleitet hatte.

Ein specifisch baltisches Wesen herrschte in den studentischen Korporationen, Brutstätten eines exklusiven aristokratischen Geistes, von Hochmuth und Selbstüberhebung. Es berührt Einen geradezu komisch, zu hören, daß nicht die Universität die „berühmten“ Männer hervorgebracht habe, sondern diese studentischen Verbindungen. Sie werden nur gelobt, weil sie im altlivländischen Boden wurzeln und in dessen Diensten stehen. Sie kosten der studirenden Jugend viel Zeit und Geld und lenken sie vom ernstern Studium ab. Unsere russischen Studenten arbeiten ernster und fleißiger, besuchen die Vorlesungen regelmäßiger, benutzen die Bibliotheken mehr und kommen vielleicht mit $\frac{1}{2}$ Unkosten aus, die sich die Korporellen machen, die dem feuchtfröhlichen Element zu sehr huldigen.

Vielleicht dürfte man eine der hervorragendsten Leistungen unsrer Landeshochschule darin erblicken, daß es ihr bis hiezu gelungen ist, die Söhne der Heimat, nicht einmal alle Esten und Letten ausgenommen, in einem einheitlichen deutsch-aristokratischen Geiste Altlivlands zu erziehen, der sie zusammenkittet und -kettet, zugleich aber leider in einen unverföhnlichen Gegensatz zu dem Volke stellt. Das klassische Griechenland scheint unsern akademisch Gebildeten sehr zu gefallen, wo neben hoher Kultur die Sklaverei als etwas Selbstverständliches hingenommen wurde.

Was beliebten unsre Herren von ihrer Kultur unsrem Volke abzulassen?

Im Jahre 1786 verlangte Pastor Zannau¹, daß man dem armen Volke doch einige Bildung geben solle, und schrieb u. a.: „Keineswegs denke ich an eine sehr feine Ausbildung: eine solche kann der Geist des Bauern gar nicht fassen, und sie wäre ihm auch unnütz. Aber Schreiben und etwas Rechnen wünschte ich wirklich allgemein zu machen. Ich wünschte wirklich, daß die Protokolle, dort wo Bauern sitzen, auch in ihrer Sprache geführt werden möchten. Das wäre ein Schritt weiter zur Verfeinerung des Leibeigenen. Zwar weiß ich ganz gut, daß man hin und wieder die Verfeinerung als böse unter den Bauern ansieht, und wohl gar sich einbildet, daß Schreiben ihn zum Verlaufen bringe. Nichts weniger als das. Eben mehrere Bildung fesselt ihn an seinen Herrn mit frohem Muth... Ich finde in dem ehstnischen zu Reval gedrucktem Katechismus, daß man das 1 mal 1 zugleich mit als einen Anhang hat drucken lassen. Ein herrlicher Einfall, der den Bauer gegen manchen Betrug sichern, und zu mancher Ordnung bringen

¹ Geschichte der Bauern, p. 181.

kann, ohne daß er es selbst weiß. Bey dem Rechnen würde er allmählich denken lernen, seine rohen Seelenkräfte unmerklich abschleifen, und wenigstens in kurzer Zeit seine Einnahme und Ausgabe gehörig einzutheilen wissen. Ferne sey es doch, daß ich diese Wissenschaft in dem Grade von dem Bauern fordern würde, als der sein Erzeugene sie kennen sollte, aber selten weiß; genug wenn die ersten Grundsätze ihm ganz geläufig wären... Ausartung in Frechheit darf Niemand dabey befürchten." Der fromme Bildungseiferer irrt und die Herren haben recht. Das 1×1 macht den Menschen frech und verleitet ihn zum Fortlaufen. Heutigestags, wo die große Masse mit der Kenntnis des gefürchteten 1×1 behaftet ist, küßt kein Este mehr den Stiefel seines Herrn und die Gutsfelder kriegen nur schwer einige Arbeiter herbei. Das haben die Herren richtig vorausgesehen und daran halten sie principiell noch heute fest, freilich ohne Erfolg.

Diese skandinavische Wirklichkeit wird uns noch von einer andern Seite bestätigt. Unsere Geistlichkeit führt die Konversionsbewegung von 1841—48 vor allem auf die Unwissenheit des Volkes zurück und beklagt sich bitter darüber, das die Herren solches verschuldet hatten. In dem Buch von Harleß¹ heißt es: „Man hatte ja geflissentlich die in der Bauerverordnung von 1819 vorgeschriebenen Schulen nur spärlich oder in vielen Fällen gar nicht ins Leben treten lassen, hatte die Bemühungen der Prediger nicht nur nicht unterstützt, sondern so und so oft absichtlich behindert.“

In unseren Tagen fürchtet man von dem berüchtigten 1×1 Ärgeres als Frechheit. Jetzt erzeugt es im „niedrigen Volk“ nichts anders als „Größenwahn“. Das lesen wir bei Herrn H. v. Samson, der noch zu den liberalen Herren des Landes gehört. Das setzt er in seiner Broschüre „Zur Verständigung“ (1879) auseinander. Das „niedere Volk, die ungebildete Masse“ dürfe nur einen „angemessenen Anteil an der Verwaltung des provinciellen öffentlichen Säckels“ haben: „Seinen Ehrgeiz höher aufschrauben zu wollen, das heißt, den Größenwahn in ihm wecken und nicht als Freund an ihm handeln.“ (p. 127.) Auf Seite 103 spricht er von der Bildung und begrüßt es als erfreulich, „wenn die intelligenten Kreise der Bevölkerung eines Landes aus den niederen Volkschichten Zuzug erhalten. Indessen wird durch diese Erscheinung der Wunsch angeregt, die damit notwendig verbundene Änderung der Hegemonieverhältnisse möge nicht eine gleichzeitige Änderung des allgemeinen Bildungsniveaus mit sich bringen.“

Als in den siebziger Jahren unter den Esten das geistige Leben erwachte und man Interesse an der Volksschule zeigte, sprach

¹ Geschichtsbilder, 1869, p. 132.

man deutscherseits gleich von „Emancipationsbestrebungen“ und „tendenzlosem Arbeiten auf eigene Hand“, und erklärte ausdrücklich, daß „hier für die zukünftige Gestaltung der livl. Volksschule eine sehr ernste Gefahr“ drohe.¹

Das Princip, nach welchem die Herren an unsrer Volksschule arbeiteten, ist also durch sie selbst wiederholt ausgesprochen. Ein Herr soll einmal zu einem jungen Schulmeister, den er an einer Hoffschule anstellte, angeblich gesagt haben: „Lehre sie, lehre sie, aber mach mir die Teufel nicht klug!“

Neben dem Princip hat auch das praktische Leben ein Wort mitzureden. Was hülfte es, wenn wir überall gut eingerichtete Schulen hätten, aber die Kinder doch zu Hause bleiben müßten, weil sie kein Stück Brot mitzunehmen hätten? Dieses Elend hat thatsächlich bei uns sehr lange geherrscht. Ein guter Kenner unserer Verhältnisse schreibt² u. a.: „Den Grad der bäuerlichen Wohlhabenheit bezeichnet am besten der Umstand, daß — nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Abligen und Prediger in Liv-, Kur- und Estland die Einführung einer allgemeinen Schulpflicht unmöglich ist, weil den Bauern die Mittel fehlen, ihre Kinder in der Schule zu erhalten, da sie in dieser Zeit nichts verdienen können. Und sie haben im Allgemeinen Nichts, namentlich was die Privatgüter betrifft, wo den Bauerpächtern durchschnittlich das 2- bis 3-fache von dem abgepreßt wird, was die Kronbauern zu zahlen haben. Man bedenke nun, was es heißt: die Bauern Livlands sind zu arm, um ihren Kindern die ärmliche Kost während des Schulbesuches zu reichen, wenn diese Würllein in dem zarten Alter vom 6. bis zum 14. Jahre nicht selbst verdienen können.“

Aber nun wollen wir uns doch mitten in die praktische Schularbeit hineinstürzen und schauen, wie Könige bauen. Sonnen wir uns an dem Lichtstrahl der Aufklärung, die unserem Landvolke durch ein mächtig emporblühendes Schulwesen zu teil wurde, so daß es im überschwänglichen Gefühle des Glückes schwamm, und singen wir Lob und Ehre den Herren des „Herzogtums Livland“, den Großen und Edlen aller Zeit, denen „das Wohl, die Sorge für das Landvolk“ je und je zu den „ernsten und heiligsten Pflichten“, zu einer „Gewissenssache“ gehört hat und die sich durch ihr Werk selbst „ein Denkmal im Tempel der Ewigkeit gesetzt“ haben. Auf, du Herzogtum Livland! Es gilt, ein hocherhabenes Werk zum Besten der Menschheit zu vollbringen.

¹ Fr. Hollmann, Die Volksschule in Livland, Dorpat, 1876, p. 36.

² Baltische Bauernzustände, Ppzig. Brockhaus, 1862, p. 39.

Das ist ungefähr der Ton, in welchem wir über unsere Volksschule zu reden pflegen und ich bitte im voraus um freundliche Nachsicht, wenn ich als Ungeübter ihn nicht gut treffen und die Feierlichkeit des Moments dadurch stören sollte.

Nach einer gründlichen Vorbereitung, die über 600 Jahre gedauert, trat man 1819 an die Volksschule heran, um sie einem mächtigen Aufschwunge entgegenzuführen. Man scheute keine Mühe und Opfer und ließ die Gefahren des 1×1 vergessen sein, weil man eben kulturfelig war und in einen Taumel der Volksbildung hineingeraten war.

Aber ohne einen photometrischen Schatten auf den Nachruhm der edlen Herren projeciren zu wollen — welche eine Vermessenheit und Undankbarkeit wäre das! — nehme ich mir doch heraus, zu bemerken, daß, wie alles Menschenwerk, auch unser Schulwesen trotz seiner Vollkommenheit manche kleine Mängel, die das Auge des Neides erspäht, aufwies.

Unserem Schulwesen fehlten vor allem trotz aller Pracht Schulhäuser, Schullehrer, Lehrbücher und Schüler. Sonst war alles in musterhafter Ordnung.

Wo in aller Welt sollte man doch die Lehrer hernehmen? Diese schwierige Frage wurde dadurch glücklich gelöst, daß man sie nicht aufwarf. Man griff in das volle Kulturleben des Herzogtums Pivland hinein und machte die Besten der Geistesaristokratie der Nation zu Führern der Jugend: Kutscher und Kubjas, Schneider und alter Soldat — was alles hatten sie in ihrem langen Leben nicht gesehen, gehört und erlebt! O, wenn sie nur nicht zu weit gehen und das unschuldige Landvolk einer zu feinen Bildung preisgeben! An diese trat nun die schwere Frage heran, wie man es wohl anfangen soll, aus einem „dummen“ Kopf einen klugen zu machen. Wie macht man das? Bishiezu hatte man der estnischen Menschheit die Weisheit nicht vom oberen Ende docirt. War das die richtige Methode oder sollte man dem Übel näher auf den Leib rücken und das zu kultivirende Objekt doch von oben zu fassen suchen? Das berücksichtigte 1×1 schien darauf zu deuten. Nun, man nahm das Neue und verwarf nicht das Alte und Bewährte: man wandte sich an beide Pole des menschlichen Körpers und hoffte auf doppelte Früchte der Bildung. Schade nur, daß kein junges Menschenmaterial herbeizukriegen war, an dem man seine Kunst hätte praktisch erproben können. „Die Bevölkerung hungerte“ nämlich und die Schuljugend arbeitete und bettelte. Eine Badstube war doch mit Ausnahme des Sonnabends hier und da zu finden und konnte als Schulpalais dienen.

Aber das Glück der Schulbildung war doch einmal da, nämlich im Geſetz von 1819, und überſchüttete das Landvolk mit Weltbildung. Keine Geringeren als die Herren Profefſoren der deutſchen Univerſität Dorpat, unſerer unvergleichlichen *alma mater*, und das livl. Oberkonſiſtorium zu Riga hatten die Geiſtesſchätze der Menſchheit geöffnet und dem Volke mit freier Hand ausgeteilt. Im Arbeitsprogramm der Schule ſtand Leſen, Katechiſmus und Kirchengelang. Mit dieſer Trias ſollte der Finſternis ein Ende gemacht werden. Das, was frech macht, war billigerweiſe fortgelaffen, nämlich das 1×1. Unvorſichtigkeiten, die ſchwer gut zu machen ſind, wollen wir im Herzogtum Livland nicht begehen. Als Schulzeit beſtimmen wir die Zeit vom 10. November bis zum 10. März, was, mit Abzug der Weihnachtsferien, ganze 14 Wochen ausmacht. Vom 10. Lebensjahre an ſollte der werdende Menſch, falls er die verlangte Gelehrſamkeit ſchon nicht bei Müttern zu Hauſe ſollte erobert haben, ſo lange in die Schule gehen, bis der Herr Paſtor genug ſagt. Für einen grundlos verſäumten Schultag wurde ein Kapital von 5 Kop. zum Beſten der Gemeindefaſſe erhoben. Die Aufſicht führten der Paſtor und die Kirchenvorſtänder. Als Oberdirigent fungirte der Gutsherr, mit der verblüffenden Einſchränkung: „Wenn er ſich darum kümmern will.“ Wenn nicht, nicht. Verbindliche Vorſchriften verträgt die Herrematur nicht, beſonders in unſerm Gottesländchen.

Aber die Dorſſchulen ſind noch lange nicht alles. Die Herren ſchmiedeten gegen die Finſternis noch ganz andere Hünke. Jedes Kirchſpiel von wenigſtens 2000 männlichen Seelen — bei der Zählung hält man ſich an die Seele, die entweder männlich oder weiblich iſt — ſollte ſeine eigene Parochiaſchule erhalten und jede dieſer Schulen ſollte 12 Schüler aufnehmen, die 10 Kop. für den verſäumten Tag Strafe zahlen ſollten und alles nach einem vergrößerten Maßſtabe betreiben. Bekam man ſeine 12 nicht zuſammen, ſo hatte die Gemeindeverwaltung den nächſtbeſten Dorſeuropäer zu erwäſchen und hineinzustecken. Die Parochiaſchule konnte nun das 1×1 nicht mehr vermeiden, ſelbſt das Schreiben verfeinerte Hand und Geiſt und der Katechiſmus mußte mit „rechtem Verſtand“ gelernt werden. Die Bildung drang alſo ſchon bis zum Verſtande vor. Durch „genaue Begriffe von den Erſcheinungen in der Natur“ ſollte man mit dem lieben Aberglauben einmal gründlich aufräumen, weil derſelbe „für die Wohlfahrt, Geſundheit und Lage ſchädlich iſt“. Die Herren Eſtlands haben ſich aber nie dazu hergegeben, Europa mit eſtniſcher Intelligenz zu überſchwemmen und zu dieſem Zweck Parochiaſchulen zu errichten. Für den „herrlichen Einfall“ mit dem 1×1 waren ſie nicht zu haben.

Diese gesetzliche Grundlage, wie sie die Bauerverordnung von 1819 für das Volksschulwesen legt, blieb bis 1887 bestehen, wo die Volksschule unter das Ministerium der Volksaufklärung gestellt wurde.

In dieser denkwürdigen Epoche des Aufschwunges der Schule ging es nun leider nicht ohne einige Zwischenfälle ab. Adel und Geistlichkeit sind bei uns von je her in Fragen des Volkes einig und solidarisch gewesen. Die Furcht vor dem 1×1 war sehr verbreitet. Bei der Geistlichkeit herrschte noch ein besonderes Bedenken gegen die Bildung. Diese sollte den Menschen ungläubig machen. Diese Besorgnis muß so allgemein gewesen sein, daß Pastor Walter 1836 dagegen öffentlich auftrat. Bei diesen Herren soll daher „der gute Wille“ nie, wohl aber eine „lebendige Mitwirkung“ an der Schulsache gefehlt haben.

In Petersburg scheint man Besorgnisse anderer Art gehabt zu haben. Da hatte sich nämlich die Anschauung festgesetzt, daß aus der Schulsache in Livland rein nichts werde, so lange sie in den Händen unserer Herren steht. Um Wandel zu schaffen, kam 1827 ein Manifest, das unsere Schulen der Regierung unterstellen sollte. Nun kam Leben in die livländische Bude. Es gelang, das Schlimmste zu verhindern, und Ritterschaft wie Geistlichkeit zeigte ein — noch höheres Interesse an der Schulsache. 1834 nämlich konstatierte Landrat Baron Bruining vor dem Adelskonvente „eine höhere Führung“, die „sichtbar“ auf dem „Thun und Beginnen“ der Ritterschaft waltet und ihr „zum Wollen und Vollbringen der großen Schulsache Mittel und Kräfte verleihen“ werde. Ein Weiteres geschah nicht. In dem nämlichen Jahre befaßte sich auch die Geistlichkeit mit der Schulfrage und machte der Ritterschaft einige Vorschläge. Als Resultat aller Bemühungen war das Bekenntnis im J. 1836, daß man an den Bestimmungen von 1819 unentweigt festhalten und sie sogar ausführen wolle. Da aber bei uns zu Lande der Abstand zwischen dem Wollen und Vollbringen mit Lichtjahren zu messen sind, hört man von praktischen Resultaten nichts.

Ganz unerwartet griff Pastor Walter zu Wolmar die Sache praktisch an, indem er die Gründung eines Lehrerseminars in die Hand nahm und einen jungen Letten, Joh. Zimse, der die Leitung der Anstalt übernehmen sollte, nach Deutschland zur Ausbildung sandte. Ein Teil der Kosten kam durch freiwillige Gaben der Geistlichkeit zusammen und den größten Teil, 350 Rbl., spendete die Ritterschaft, wahrscheinlich aus der Landeskasse, in welche die Bauerschaft die Hälfte zahlt. Dem Gelde war das Versprechen hinzugefügt, daß die „Ritterschaft sich nie entziehen werde, Maßregeln zu ergreifen, um den wahren Nutzen des Landes zu fördern“. 1836 trat nun Zimse in das Se-

minar zu Weissenfels ein und zu Hause ging man an die Errichtung eines Lehrerseminars.

Ein neues Lehrerseminar zu gründen und zu erhalten, das verlangt Mittel. Aber die Begeisterung der Herren für die Sache der Volksbildung kannte keine Grenzen. Gott, wenn die Herren sich nun nicht ruiniren! Die Anstalt beanspruchte nach aufgestelltem Budget nicht mehr und nicht weniger als 500 Rbl. jährlich, und diese Summe wurde von der Ritterschaft Livlands bewilligt. Da wäre es nun wohl unbillig gewesen, außerdem noch Einrichtungskosten oder gar Geld für Bauten zu verlangen. Man setzte das Seminar in eine Parochialschule hinein, und die Herrlichkeit war da. Noch in den späteren Jahren, wo das Seminar in Walk sein eigenes Haus hatte, waren außer einer Wandkarte, Wandtafel, Orgel und einer kleinen Hausbibliothek fast keine anderen Lehrmittel vorhanden. Eine Übungsschule kam erst 1873 hinzu.

Wenn man einer Sache so enorme Opfer bringt, kann man von ihr auch was verlangen. Das Seminar, in einem Klosterrat untergebracht, sollte auf dessen Land eine Musterwirtschaft führen, in dem betr. Kirchspiel die Parochialschule und die Straßschule ersetzen, sollte daselbst den Gemeindefschulmeister- und Klosterrath- und Organistendienst versehen, durch die ältesten Seminaristen „die übrigen Kirchendienste“ besorgen, ja dessen Knechte hatten das Läuten und Gräbergraben zu bewerkstelligen. Aus den Zöglingen sollten auch Taubstummenlehrer werden. Wenn man unter den „übrigen Kirchendiensten“ wohl das Abtaufen kleiner Weltbürger verstehen darf, so umfaßte die Thätigkeit des Seminars das livl. Menschenleben von der Wiege bis zum Sarge. Vollständiger kann man es kaum einrichten.

Aber schon bei der Eröffnung der Anstalt brach die Zeit schwerer Prüfung herein. Pastor Walter und der Seminarlehrer Joh. Zimse, der auf — 3 Jahre angestellt worden, erließen 1839 ein Inseerat „in Auftrage Er Edlen Ritter- und Landschaft des Herzogtums Livland“ mit der Mittheilung, daß „den 10. November h. ai. als am Tage Martini Lutheri“ für das lettische Livland ein Volksschullehrer-Seminar in Wolmar eröffnet werden wird, forderten junge Leute zum Eintrittsexamen auf und fügten im P. S. hinzu, daß auch Esten diese Anstalt „nutzen“ können, sofern sie der — deutschen Sprache mächtig sind.¹

Also deutsche Unterrichtssprache, und zwar auch in der Religion bis zur Schließung des Seminars 1890. Sollten die 500 Rbl. auch Germanisationszwecken dienen? Der Gouv.-Schulendirektor

¹ Vergl. Das ritterschaftl. Parochiallehrer-Seminar in Walk v. Peterjon, Bach und Jafelberg, Riga, 1898.



Napierst, der zugleich Zensor war, ließ das Insuperat nicht durch, weil zur Gründung dieser Anstalt die nötige Erlaubnis fehlte, weil Deutsch zur Unterrichtssprache bestimmt sei, woraus hervorzugehen scheinete, daß man die Nationalen zu Deutschen bilden wolle, und weil schließlich der Seminarlehrer sein Examen nicht gemacht hatte.

Das hinderte aber die Kulturarbeit noch nicht ganz. Pastor Walter hielt mit 7 Aspiranten die Aufnahmeprüfung und eröffnete die Anstalt an dem festgesetzten Tage mit allen 7, obgleich nur 4 das Examen bestanden hatten. Am Tage vorher war noch ein offizieller Protest gegen die Eröffnung eingelaufen. Pastor Walter zeigte die Eröffnung der Anstalt der Ritterschaft an und schrieb u. a.: „Ich habe mich freilich nicht stören lassen — liegt das eben nicht in meiner Natur — sondern sitze eben noch voll Jubelns vor diesem Brief, denn heute weihte ich das Seminar ein und sah vieler Jahre heißen Wunsch erfüllt und herrlicher für mich, als ich es mir je gedacht.... sah das deutsche Volk in Livland, unsere Ritterschaft, der Geschichte eine große Schuld abtragen, daß ihr es immer leichter ums Herz werden dürfte.“ Mit 500 Rbl. jährlicher Zahlung dürfte diese Schuld freilich nicht voll und ganz bezahlt werden, denn diese ist so groß wie das Herzogtum Livland mit allem, was darin ist.

Das, was „nicht in der Natur“ des Herrn Pastor Walters lag, lag im Gesetz, und die Anstalt wurde am 7. Februar 1840 geschlossen, nachdem sie 3 Monate gearbeitet. Die Ritterschaft mußte nun mit der eigentlichen Wahrheit herausrücken und bekennen, daß nichts geplant sei als nur eine Parochialschule, aber das half nicht. Einen Tag nach der Schließung des Seminars wurde der Unterricht desselben thatsächlich auch fortgesetzt unter dem Namen einer Parochialschule.

Ich habe das nur deshalb ausführlicher erzählt, um das Großartige zu zeigen, wie sie bei unsrer Schularbeit je und je zu Tage tritt. Nun noch eine kleine Episode aus dem Leben dieses Seminars.

Sein Direktor Zimse war durchaus nicht ein Mann nach dem Herzen der Herren. Pastor Walter war zwar in Deutschland gewesen und hatte dort den Bildungsgang Zimses vorgezeichnet, hatte ihn aber an den berühmten Schulmann Diefsterweg gewiesen, ohne geahnt zu haben, wes Geistes Kind dieser war. Er hatte wohl nicht einmal gehört, daß die Geistlichkeit ihn Diefsterweg nannte. Zimse war Schulmann und aufrichtiger Freund seiner Zöglinge. Einmal, erzählt eine fromme livl. Sage, schickte ein Edelmann während des Gottesdienstes einen Zettel zum Küster mit der Anweisung, vom Chor aus der Gemeinde die Mitteilung zu machen, daß dem Herren so und so sein Portemonnaie abhanden gekommen sei und daß der Finder dasselbe

dort und dort abzugeben habe. Der Küster baute in seiner Naivetät auf seine unfehlbare Lesekunst und las das verräterische Wort Portemonnaie glatt ab, wie die Buchstaben es eben verlangen. Die deutsche Gemeinde verließ mit zerrütteten Nerven das Gotteshaus. Um solchen Katastrophen vorzubeugen, ließ Zimse durch seine Schwester die Seminarzöglinge in den Schummerstunden hinter die Schliche der französischen Orthographie führen. Der Seminarzögling A. erzählte das mit großer Begeisterung seinem Pastor in R. Der Herr Pastor ließ der orthographischen Angelegenheit eine so wirksame orthopädische Behandlung zu teil werden, daß erstere fortan das tiefste Geheimnis der Anstalt wurde.

Als Pendant zu dieser Affaire will ich hier gleich eine zweite mitteilen, wie sie im Leben des später in Dorpat errichteten estnischen Lehrerseminars vorkam und dessen Zöglingen fulminarische Freuden bereitete. Der Direktor dieser Anstalt, Herr Pastor Fr. Hollmann, verfeinerte seine Zöglinge in einer andern Richtung. Er ließ sie nämlich in der Schummerstunde unter der Leitung der Köchin Kartoffel schälen. Daraus wurde aber nie ein Geheimnis gemacht, sondern es war eine offene Bildungsangelegenheit des Herzogtums Livland.

Zugeständenermaßen dachte man erst zu Ende der 70-er Jahre ernstlich an die Volksschule, aber kaum war man vom Verhandeln zum Handeln geschritten, als allendlich das Volksschulwesen dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt und auf neue Bahnen geleitet wurde. Leider ist die alte Schulverwaltung neben der neuen noch bis heute stehen geblieben, was zu äußerst mißlichen Dingen führt und die Schularbeit stört. Viele Adlige zogen das Land, daß sie seinerzeit den Gebietschulen überlassen hatten, zurück und die Ritterschaften versuchten das Schulwesen wieder in ihre Hände zu bekommen.

Eine feindselige Stimmung unter den Deutschen gegen eine bessere Volksbildung tritt jetzt bei der Errichtung von ministeriellen Volksschulen und einer mittleren Ackerbauerschule zu Tage, ganz wie man vor etwa 20 Jahren einen erbitterten Krieg gegen eine estnische Kreisschule, die Alexanderschule, führte.

Was das Estenvolk an Bildung besitzt, hat es sich außerhalb der Schule angeeignet. Was ihm durch die Schule zugeführt ist, ist eine Bettelgabe, für die zu danken deshalb schwer fällt, weil man sie von seiten des Gebers in den siebenten Himmel hebt. Wir haben Gegenden, in welchen das Volk noch einen ruhigen Winter Schlaf hält, in welchem die Schule es durchaus nicht gestört hat, und wieder Gegenden, die sich zu einem frischen geistigen Leben aufgemacht haben. Das Erwachen hat nicht die Schule bewirkt, die überall so ziemlich gleich ist, sondern das haben andere Kräfte und Faktoren bewerkstelligt, die von den Herren angefeindet werden.

Da die Volkslitteratur seit langem ausschließlich in nationalen Händen steht, kann ich sie hier übergehen.

Was die Verdienste der Herren um des Landes kirchliches Leben, Polizei und Justiz, Sanitäts- und Armenwesen usw. angeht, so ist davon an anderen Stellen die Rede, so daß wir hier unsere Betrachtung schließen und ein Endurteil fällen können.

Wenn das, was wir geschildert, kein Mongolenjoch sein soll, so weiß ich wahrlich nicht, was man Mongolenjoch nennen könnte. Jenes in Rußland war keineswegs so schwer, indem der Tatarer sich fast ausschließlich auf die Beitreibung der auferlegten Abgaben beschränkte, im übrigen sich aber gar nicht an das Volksleben ansetzte, um sich an den Säften desselben zu laben. Bei uns hat der Deutsche alles, alles in seiner Faust gehalten und nach seinem Belieben niedergedrückt. Noch in den 60-er Jahren mußte ein Petersen im Bretterkasten durch Walf fahren, um — nach Petersburg zu gelangen. Die Herren hatten ein so schlechtes Gewissen, daß sie gewaltthätig wurden, um uns den Mund zu stopfen. Was der eine oder andere Gutes gethan, das wollen wir mit Herrn Fr. Bienemann als „Privatwillkür“ bezeichnen, ein Wort, mit dem er deutsche Herzlosigkeiten bezeichnet. Soll das eine Privatwillkür sein, wenn ein Gutsbesitzer einen armen Familienvater am Kirchenpfosten zu Krüppel schlagen ließ, so ist es ebenso eine Privatwillkür, wenn ein anderer Gutsbesitzer für die Kinder seiner Arbeiter eine Hoffchule errichtete, nur mit dem Unterschiede, daß jede Kirche ihren Schandpfahl hatte, den jedes Gut benutzte, nicht aber jedes Gut eine eigene Schule besaß. Der Erste atmet erleichtert auf und dankt Gott, wenn er mit seinem Herrn nichts mehr zu thun hat. Was seine Heimat geworden, ist sie durch den Ersten trotz des Herrn geworden. Das, was der Fremde ins Land brachte, war das Gegenteil von Kultur, Vernichtung, und was er später unternahm, Hemmung. Andre Staaten gründeten ihre Macht auf ein tüchtiges Landvolk; Livlands Stärke bestand in der Schwäche seines Volkes, das für den Herrn einen vulkanischen Boden bildete. Nach dem Rezept unverbesserlicher Schröpfweiber kannte man nur ein einziges Allheilmittel, das Abzapfen des Blutes an bestimmten Stellen des Körpers, bis schließlich dieser besondere Saft allen alle wurde und man ohnmächtig hinsank. Die Theorie Nietsches, durch Ausfaugung Tausender einige Übermenschen hervorzubringen, ist bei uns zu Schanden geworden. Das Experiment ist gemacht worden, allein der Übermensch zeigt sich nicht. Was sich zeigt, ist eine Kluft, breit und tief genug, um das ganze Land in sich aufzunehmen. Gott bewahre!

IV. Ein Seelendrama.

13. Ein Rätsel.

Esten? Wer sind das? — Ein kleines Völkchen am baltischen Meer, der finnischen Völkergruppe, der es angehört, am weitesten südwestlich vorgeschoben, so eine Art nordischer Tropenbewohner. — So, wieder was neues. Und wer sind denn diese finnischen Völker eigentlich, wenn man fragen darf? Vermuthlich asiatische Barbaren, Heiden trübsten Wassers, ein richtiges Räubergesindel an der baltischen Küste? — Unsinn. Es sind Kinder desselben edlen oder unedlen Hauses, dem die Romanen, Germanen und Slaven entstammen. — So hätten wir es mit unserem eignen Familiengliede zu thun? — Freilich! Viele bedeutende Forscher zählen sie zu den Kaukasiern oder Mittelländern, so N. Anderson und Th. Koeppe, und alle geben zu, daß besonders die Esten mit den Kaukasiern sehr vieles gemeinsam haben. — Aber im Vertrauen gefragt: müssen wir uns dieses Familiengliedes am Ende nicht schämen? Ist es, oder wenigstens war es nicht verkommen, roh, verachtungswürdig, ein Kanak, dessen Seele so schwarz ist wie sein Rock und der intellektuell so kläglich bestellt ist, daß das 1 × 1 ihn frech und die Schreibekunst ihn fortlaufen macht? Und vor allem: welchen Götzen opferte er? — Wer so fragt, bekennt sich schuldig, an seinem Familiengliede sich schwer vergangen zu haben in der Hoffnung, man würde ihm sein Vergehen an einem nichtswürdigen Object nicht hoch anrechnen und er hätte das Verdienst, aus einer armseligen Creatur einen Menschen gemacht zu haben, der wenigstens „wie ein Hund“ dem andern dienen kann und soll.

Welch' eine Herzlosigkeit! Erst ein ganzes Meer von körperlichem Schmerz und seelischen Leiden über einen ausschütten, und dann, um seine Greuel zu rechtfertigen, ihn noch verläumderisch niederretreten; ihn seinen Himmel, zu dem er vertrauensvoll seinen Blick hinaufrichtete, mit frivoler Hand entreißen und als Ersatz ihm einige Tropfen Wassers unter unverstandenen Formalitäten nebst härtester Knechtschaft geben, und vor allem bis in unsre Tage hinein für seine Frevel nur beschönigende Worte haben, nur hochmütig und verlegend

den Wohltäter und Kulturträger zur Schau tragen, ja, die alte Herrschaft laut Nystädter Frieden für ewige Zeiten beanspruchen!

Nein, der Seelenzustand ist zwar tief zu beklagen, aber vollkommen begreiflich, in welchem eine ganze Gemeinde ihrem jungen Seelsorger die Kirchenthür versperret und ihn mit wildem Hurrahgeschrei aus dem Felde schlägt. Mit Schrecken nehmen wir wahr, wie unantastbare Heiligtümer in die Brüche zu gehen drohen unter Gewalten, die mit elementarer Macht aus dem Innern des Menschenherzens hervorbrechen. Unsere Herren kennen das, was in der Volksseele vorgeht, nicht, oder vielmehr sie können und wollen es in seiner wahren Natur und seiner Berechtigung nicht anerkennen, weil ihnen dabei anderweitige, sehr maßgebende Interessen in Frage gestellt erscheinen. In dem bezeichneten beklagenswerten Vorgang erblicke ich bei der eingebornen Bevölkerung der Heimat eine gewisse Seelenstärke, die sich in uralter Tradition gegen wirkliches oder vermeindliches Unrecht aufbäumt. Zu dieser Frucht der deutschen Kulturarbeit kommen wir noch zurück. Erst wollen wir die Frage zu beantworten suchen, wie so ganze Gemeinden zu einer solchen Seelenverfassung haben kommen können.

Das Rätsel scheint uns unlösbar, weil wir von falschen Voraussetzungen ausgehen. Wir denken nämlich, daß die Deutschen bei ihrer Herkunft barbarische Wilde vorkanden, die in heidnischer Finsternis schmachteten und die dann die Fremden mit christlicher Kultur beglückten. Wenn man diese Auffassung gerade auf den Kopf kehrt, denn hat man den Standpunkt des Eingebornen. Dieser meinte, daß er eine vorzügliche Staatsverfassung hat und daß eine bessere Religion als die seinige nicht existirt, nicht existiren kann. Darin liegt der Konflikt und des Rätsels Lösung zugleich. So lange man das nicht kennt und anerkennt, kann von einem Verstehen, geschweige denn von einer Verständigung keine Rede sein.

Wenn baltische Forscher deutscher Zunge an den Esten herantreten, so ist fast immer ihre erste Frage: Woher hat er dies und das, von wem hat der Estle dieses Wort, diese Redewendung, dieses Sprichwort, dieses Märchen, diese Sage, diesen Gebrauch, ja dieses lumpige Hausgerät entlehnt? Der Gegenstand ihrer Forschung erscheint in ihren Augen als ein wahrer Bettler, der selbst gar nichts eigen nennen darf, nicht einmal sein Blut, denn das ist mit fremdem untermischt. Alles, was er besitzt, hat er von andern erbettelt.

Principiell ist das gar nicht so sehr verächtlich. Hat er sich durch Bettelei von einer Menschenmüll auf seine gegenwärtige Stufe erhoben, so ist gar nicht abzusehen, was alles er noch in der Welt zusammenbetteln wird. Es gibt sehr reiche Bettler, denen ihren

Reichtum niemand nehmen wird. Und was die Blutmischung anlangt, Europa verdankt seine Kulturfähigkeit hauptsächlich einer bunten Blutmischung. Im Grunde genommen ist menschliche Kultur, in ihre einzelnen Elemente zerlegt, eine Geisteserschöpfung von Millionen und abermals Millionen. Hier im einzelnen den geistigen Urheber immer zu finden, liegt außer dem Bereich der menschlichen Möglichkeit, was aber durchaus kein Unglück ist. Ich würde sehr gern die Photographie des Vaters oder vielleicht der schönen Mutter des 1×1 haben; aber da ichs nicht haben kann, nicht einmal den Namen sicher erfahren kann, so lasse ichs bleiben und wende mich anderen Dingen zu. Das 1×1 erfährt dadurch absolut keine Einbuße, ich in meinem Wissen auch nur sehr wenig. Der produzierende Geist hat freilich einen eminent hohen Wert im Kulturleben; der Geist aber, der fertige Geistesprodukte in sich aufspeichert und sie weiter trägt, ist auch nicht zu verachten. Sollen wir überhaupt von einem Bettler sprechen oder den Esten als einen solchen behandeln, dann wollen wir ehrlich sein und damit beginnen, daß wir sagen: Der Eindringling hat den Esten materiell wie geistig an den Bettelstab gebracht. Dann mag das übrige folgen. Dann aber möchte auch ich mich zum Wort melden, um von einem, sagen wir, armen Reisenden Mitteilungen zu machen, der seinerzeit von Land zu Land zog und um Unterschriften bettelte, nicht etwa zu einer Autographensammlung, sondern zu 23 Bänden Privilegien und 900 Bogen Digesten. Aber wollen wir lieber auf dieses Vergnügen verzichten.

Was der Este nun sein eigen nennen, was er von andern geborgt haben mag, jedenfalls war es mit ihm nicht im entferntesten so schlimm bestellt, wie manche Herren uns glauben machen möchten. Und was das Christentum anlangt, so sind wir alle vor demselben völlig gleich. Das ist eine internationale Sache. Die Wiege des Christentums stand nicht in Germania, und daraus haben meines Wissens die Semiten gegen die Antisemiten niemals Kapital geschlagen. Bei den Deutschen und Esten kann es hier nur darum handeln, wer zuerst Christ wurde und dann aber, wer ein besserer Christ ist. Was das erste anlangt, so ist der Deutsche ja früher getauft worden als der Este, aber ich weiß nicht, ein wie großes Gewicht darauf gelegt werden kann. Im Christentum werden die ersten die letzten und die letzten die ersten. Thatsächlich sehen wir in germanischen und romanischen Ländern, verglichen mit unsrer Heimat, eine Wandlung des Glaubenslebens eintreten, nicht einmal die untersten Bevölkerungsschichten ausgenommen. Daher berührt uns der christliche Hochmut nicht besonders angenehm, wie er bei unseren Herrn hervortritt, die sich in kirchlichen Angelegenheiten hoch über dem Esten stehend zeigen. In deren Mutterlande steht es keines-

wegs zum Besten bestellt. Vielmehr greift in protestantischen Kreisen die Zerkleinerung so augenscheinlich um sich, daß niemand weiß, wo Rettung zu finden wäre. Fragen wir, wer sich historisch schwerer gegen die Lehre Christi vergangen, der hiesige Deutsche oder der Este, so wird wohl keine Kirchenbuße im Stande sein, die greulichsten Vergehen der ersteren zu sühnen, während es schwer ist, dem Esten, sofern er den Inhalt der christlichen Lehre schon einigermaßen erfaßt hatte, schwerwiegende Vorwürfe zu machen.

Aber ich will noch viel weiter gehen und fragen: Wer stand innerlich wie äußerlich der Lehre des Herrn und Heilandes näher, die Albertischen Scharen von 1200—1229 oder die Eingebornen Livlands, welche durch die ersteren unter entsetzlichen Greueln niedergemacht und einem namenlosen Massenelend anheimgegeben wurden? An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Die ersten waren un-menschliche Christen, die andern menschliche Nichtchristen. Aus diesen konnten gute Christen werden, an den ersteren war das Christentum ohne Wirkung vorübergegangen oder hatte sie vielmehr, was das Blutvergießen anlangt, mohammedanisirt. Gehet hin in alle Welt und lehret sie, nicht mordet und beraubt sie. Wem dieser Unterschied nicht auffällt, dem fällt überhaupt nichts auf. Dem Esten war es ganz klar, daß er es mit rohen Räuberbanden zu thun hatte und daß dieser Glaube, den sie durch die Zwangstaufe erhalten sollten, überhaupt kein Glaube sein konnte, weil sie von ihm nichts kannten als den Zehnten und eine unerhörte Knechtung. Je mehr der Este dem Glauben seiner Väter treu, ergeben war, desto überlegener war er dem Eindringling gegenüber in Glaubenssachen. Der Este wurde in religiöser Hinsicht durch die Deutschen nicht gehoben, sondern von einer gewissen lichten Höhe gläubiger Ergebenheit frivol heruntergerissen auf eine Stufe, wo, wie Pastor Reiman¹ sagt, katholische Greuel herrschten, wo er beim Kreuze seinen alten Göttern opferte und durch getaufte Fische einen besseren Fang zu machen suchte. Der psychologische Vorgang in seiner Seele war eigentlich ein Preisgeben jeglichen Glaubens.

Nur wenn wir von diesem Standpunkt aus die christliche Arbeit in unserem Lande anschauen, finden wir des Rätsels Lösung, finden wir wohl auch den Weg, der zur Gesundheit führt.

14. Heidnische Herrlichkeiten.

Wir wollen unserem Gegenstande näher treten und beim Esten Einkehr halten, seine Götzen besuchen und dann zusehen, was das für ein Christentum eigentlich war, das man ihm nach Hause brachte.

¹ Sitzungsberichte der Ges. estn. Ges. 1890, p. 113.

Europa besitzt in anthropologisch-ethnographischer Hinsicht keine Neinkulturen. Seine Völker sind alle mehr oder minder Mischvölker, auch die Esten. Zu welcher größeren Völkerfamilie man letztere zählt, mag ja noch eine offene Frage bilden. Sicher ist, daß im Esten nicht wenig Germanisches steckt. Ja, „der Charakter der Esten scheint vom Deutschen weniger verschieden als der des Slawen und Magyaren“. Das sagt kein Geringerer als Nagel.¹ Fangt mir je 100 Menschen aus den Wellen der Wolga, des Embach und des Rheins heraus, setzt sie in ein gemeinsames Bad und scheidet sie dann nach Nationalitäten. Ich will sehen, ob nicht wenigstens 50% Versehen vorkommen.

Blutzumischung kann nur von Generation zu Generation stattfinden, Gedankenaustausch tagtäglich. Was ein einzelner Mensch, eine einzige Familie, an einen fernliegenden neuen Wohnort unter ein völlig fremdes Volk verschlagen, schon in den ältesten Zeiten an folkloristischen Schätzen hat mitbringen und verbreiten können, läßt sich wohl denken, aber gar nicht kontrolliren. Unter den Menschen hat es immer wanderlustige Gesellen, ja Völkerschaften gegeben, die eine Art geistigen Verkehrs unter verschiedenen Völkern vermittelten.

Was in dieser Hinsicht die Esten anlangt, so scheinen sie von dem Lande, in welchem der Heiland wandelte, gar nicht so völlig abgetrennt gewesen zu sein, wie man wohl glauben möchte. In Kleinasien lebt ein kleines Volk, die Sürikesen, die lebhaft an die Esten erinnern. Viele Gegenstände mit den betreffenden Namen haben sie gemein. Professor Carolides in Athen hat viele biblische Namen auf finnischen Ursprung zurückgeführt. Das „originell-estnische“ Märchen Kiwiall findet sich fast in der gleichen Fassung in Persien wieder, wie Prof. L. v. Schröder es dargelegt.² Eine lange Reihe estnischer Hochzeitsbräuche stimmt mit altindischen Hochzeitsbräuchen völlig überein. Prof. L. v. Schröder hat darüber ein ganzes, sehr interessantes Buch geschrieben.³ Nach demselben „erscheinen die Esten geradezu wie ein Brudervolk der indogermanischen Völker.“⁴

Märchen und Sagen und Gebräuche spielen nun im Menschenleben, verglichen mit seiner Religion, eine sehr untergeordnete Rolle. Hatte der Este das Geringere aus Asien her, so hatte er das Größere wohl noch in einem viel vollkommeneren Maße. Wir können schon theoretisch mit Sicherheit annehmen, daß die Ansichten von Gott und Teufel, Leben und Tod, Sünde und Vergeltung u. s. w., wie sie in Asien, besonders in Kleinasien herrschten, dem Esten nicht

¹ Völkerkunde, 1895, II. p. 749.

² Sitzungsb. d. G. estn. Ges. 1889, p. 26—45.

³ Die Hochzeitsbräuche der Esten, Berlin, 1888.

⁴ v. Schröder, Verhandlungen der Estn. Ges. 1888. XIII, p. 363.

fremd waren, und sehen wir nach Art mancher Forscher auf ihn als auf einen Bettler, so hat er sicherlich das Beste in der Religion sich aus Asien geholt. Wenn nicht, nun, eine so großartige Geistes-schöpfung, wie die altestnische Religion, wird wohl niemand dem kleinen Estenvölkchen zuschreiben wollen.

Der heidnische Este hatte seinen Zumal, der ganz bestimmte Begriffe vorstellte, und derselbe Zumal wurde ohne Weiteres auf den Christengott übertragen. Zumal erscheint gleichsam als die estnische Übersetzung von „Gott“. Zumal ist ganz ebenso allwissend und allmächtig wie Gott, er ist der Schöpfer und Erhalter der Welt, er kümmert sich um den Menschen und sorgt dafür, daß die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden. Der Este glaubte an ein jenseitiges Leben, ja sogar an Strafe und Lohn nach dem Tode, jenachdem, was der Mensch im Leben verdient hatte. Es wurde ein sittlicher Lebenswandel gefordert und Vergehen streng bestraft. Und der alte kuri, der paharett, der kurat, er ist in den Grundzügen der Teufel des alten Testaments, derselbe Teufel, den die heutige christliche Satanalogie lehrt. Wie der Teufel in Palästina in die Menschen fuhr und sie rasend machte, auch zu Christi Zeiten, so sind nach altestnischem Glauben Wahnsinnige von kuri-waim, dem bösen Geist, besessen, den sie in der Badstube mit Ruten herausprügeln. Nach einer Mitteilung von G. Stein¹ ist unter den Setufesed noch in den 80-er Jahren ein Weib dabei umgebracht worden.

Daß der Este Himmel und Erde, Wasser und Luft mit Göttergestalten bevölkerte und belebte, war doch sehr schön. Welch eine herrliche Erscheinung war sein Wanemuine! Daß er wie so viele andere zu sehr an einen Menschen erinnerte, nun, die Menschheit besitzt keine Göttergestalt, die nicht menschliche Züge hätte. Wie sehr der Este die Naturerscheinungen durchgeistigte und poetisch verklärte, ja wie er sich ethisch an demselben innerlich erhob, das zeigt uns schon allein die herrliche Sage von Koit und Hämariik: Junge Leute sind von ihrem Brautstande so beseligt, daß sie den Altvater, dem sie dienen, ansehen, er möge ihren Brautstand verewigen und sie nicht in die Ehe treten lassen. Die Bitte wird erhört und sie werden in den Himmel gehoben, wo sie noch heute als Koit (Morgenröte) und Hämariik (Abendröte) dem Altvater dienen und sich nur einmal jährlich, in der kurzen Sommernacht, nähern und küssen dürfen, wobei ihnen aber ööpik (die Nachtigall), die dann bei uns die ganze Nacht schlägt, besorgt und ermahmend zuruft: laisk tüdruk, laisk tüdruk, ööpik, ööpik! (Fauls Mädchen, faules Mädchen, die Nacht wird zu

¹ Sitzungsbr. d. Ges. e. Ges. 1886, p. 279.

ang, die Nacht wird zu lang.) Die unvergleichliche Linda weinte um ihren verstorbenen Mann einen ganzen See voll Thränen, woraus der Obere See bei Reval entstand. Kõu und Põder fuhren in Wolken übers Land und sandten den befruchtenden Regen, aber auch strafende Blitze zur Erde. An der ewig jungen Brust der Natur liegend, den herrlichen nordischen Himmel über sich, durch ein strenges Klima vor allerlei Ausartung bewahrt, ohne in Erbhütten verbannt zu sein, sah der Gste ein höheres Walten über sich, erhob sich auf den Schwingen seiner lebhaften Phantasie in lichtere Regionen, wo er seinen Göttergestalten nahen durfte, fand er für seine gekläuterten Gefühle in seiner wohlklingenden Sprache Gestalt und Inhalt. Die Brust des Natursohnes wurde durch keine Zweifel durchwühlt. Er schaute zu seinem Taara vertrauensvoll hinauf und brachte ihm Dank- und Sühnopfer dar. Wie er den Himmel kannte und seinen Sternen einen wunderbar richtigen Kalender (Sirwilauad) mit 13 Monaten ablauschte, so verschönte er die Erde, seinen Wohnort, mit unzähligen Sagen und hielt die heiligen Haine wirklich heilig.

Wer wollte diese heidnischen Herrlichkeiten mit frivoler Hand zerstören, und dazu noch, ohne genügenden Ersatz zu bieten!?

15. „Christliche“ Greuel.

Das ist doch geschehen. Aus war es mit dem Himmel, noch mehr aus mit der Erde, aus mit einer naturgemäßen Kulturentwicklung, fast aus mit der Existenz der Bevölkerung eines ganzen Landes.

In unsrer Zeit, wo wir neben dem Christentum kein Heidentum, wenigstens öffentlich keines besitzen, wo unsre Jugend inmitten der Christenheit aufwächst, halten wir es doch für nötig, daß jeder, der unsre Jugend im Glauben unterweisen will, erst einer Prüfung unterzogen wird. Man will sich vergewissern, daß er für das Lehramt befähigt sei. Wer auf die Kanzel will, muß eigentlich das zu seinem Lebensberufe machen. Und wenn er, ein langes theologisches Studium hinter sich und kein schlechtes Zeugnis in der Tasche, im Konsistorium eine einzige schlechte, vielleicht nur eine unvorsichtige, unüberlegte Antwort gibt, so bricht man unter Umständen das Examen ab und entläßt den Kandidaten als einen für das geistliche Amt Unbrauchbaren.

Was für ein Examen haben nun die Herren und Nichtherren in der Religion gemacht, die uns das ABC des Christentums lehren sollten? Was besaßen sie selbst innerlich vom Christentum? Es war ja noch gar nicht so sehr lange her, als auch sie noch Heiden waren. Wir haben immer und wieder die Erfahrung gemacht, daß es viel Zeit und Arbeit gekostet hat, um aus Heiden Christen zu machen



die innerlich mit Ehren diesen Namen tragen. Wenn wir die Protestanten von heute fragen, werden sie der katholischen Kirche von 1200 ein äußerst ungünstiges Zeugnis ausstellen, und unsre Missionare kamen direkt aus jener Kirche, von der Volksmasse, die in damaligem Sachsen lebte, gar nicht zu reden. Die hatte ja aus ihrer Kirche in Nowgorod eine Krambude gemacht. Auch bei uns ritten sie während des Gottesdienstes in die Kirche hinein, eine Meute Hunde mit. Einen heiligen Hain der Esten durfte kein Profaner betreten. Der war püha (heilig), von puhas (rein).

Wenn es nur mit dem Christentume der Eindringlinge durchaus kläglich bestellt war, wie wir das noch später sehen werden, so bekamen die Eingeborenen von dem Christengott ohne Frage völlig verkehrte Begriffe. Nur eine unverständene und augenscheinlich zwecklose Wasserzeremonie, der eine harte Bedrückung auf dem Fuß folgte, sonst Jahrhunderte lang nichts. Mitunter wurde die Taufe den Heiden selbst überlassen, indem man ihnen in die Dörfer Wasser mit gab und anzeigte, wie sie durch dasselbe Christen werden sollten. Aber „Wasser thuts freilich nicht“; sonst aber war bei den Massentaufen nichts vorhanden. Bei Einzeltaufen hat man ab und zu einige Glaubenssätze verlangt, die der Täufling — in lateinischer Sprache herjagen sollte. Wenn der Deutsche die Meinung gehabt haben sollte, daß er in eine heidnische Finsternis christliches Licht bringt, so ist es doch klar, daß der Eingeborene in dem, was man ihm bot, nur einen Aberglauben erblicken konnte, tief unter seiner Religion stehend. Vor und nach mörderischen Schlachten haben die Deutschen häufig nach ihrer Art Gottesdienste gehalten. Etwas Schlimmeres konnte kaum geschehen. Die Heiden, die Menschenopfer schon längst abgeschafft hatten, wohl, weil sie das Furchtbare dabei nicht vertragen konnten, konnten das massenhafte Morden in der Schlacht als Menschenopfer ansehen, das der Christengott verlangt. Das war etwa der strafende Jahve der Israeliten. Doch nannten die Christen ihren Gott den Gott der Liebe. Als ob sie nicht ganz bei Trost gewesen wären! Nein, gegen diese Menschen galt es nicht allein den Kampf auf Leben und Tod, sondern viel mehr noch um höhere Güter, um das Heiligste, für das man sein Gut und Blut zu opfern bereit war. Der Glaube macht frei. Den Esten machte er unfrei. Auf zum Kampf gegen das Unheil, das uns droht! Das ward seine Devise.

Aber, könnte man einwenden, es kommt nicht darauf an, wie eine Religion heißt und gelehrt wird, sondern wie sie geübt wird. Führten die Deutschen ein christlich-frommes Leben, so konnten die Esten durch Augenschein das Christentum achten, vielleicht lieben lernen. Vieler Gelehrsamkeit brauchts ja nicht. Ora et labora, und du bist ein guter Christ.

Nun, grade hier liegen die größten und größten Sünden der Fremden. Ihr Mutterland stand selbst noch teilweise in tiefem Aberglauben und das bische Christentum artete nach allen Seiten aus. Selbst höchste kirchliche Würden waren vor groben Vergehen nicht zu schützen. Was für ein Jugendheld war etwa der Papst Alexander IV. Borgia? (1261.) „Dieser höchst unheilige ‚hl. Vater‘ war nicht nur ein ausgezeichnete Giftmischer, sondern auch ein guter Wirt, der, als sich der bedrängte Orden an ihn mit der Bitte um einen allgemeinen Ablassverkauf für Livland wandte, das Gesuch deshalb abschlägig beschied, weil er die Taschen der Gläubigen für das bevorstehende, in Rom zu feiernde Jubeljahr ungeschwächt lassen wollte.“¹ Heinrich der Böhme, Abgesandter eines Erzbischofs, wurde von den Herren eingefangen, gevierteilt und auf vier Räder gesetzt. „Das ist nicht ohne sonderliche Schickung Gottes so gegangen.“ Ein schöner Gott für die Heiden! In Nowgorod hatten die Deutschen ihre eigene Kirche, deren Heiligkeit aber einen eigenen Charakter trug. „Selbst das Allerheiligste, sagt Seraphim (203), diente dem Merkur: Wage und Gewichte wurden hier aufbewahrt, an den Wänden standen Tonnen und Kisten, ja die Weinfässer beanspruchten ihren Platz neben dem Altar.“ Die Nigaer Herren riefen (1316) die Litauer ins Land, welche die Kirchen schändeten. In Paistel in der Kirche „lag der König der Ungetreuen mit zweien seiner Brüder über zwei Nächte und fütterte seine Pferde. Und das ist das Allerlästerlichste, daß sie vor dem Sakramente der Eucharistie unzählige Bosheiten verübten, Kelche, Bücher und alle Zierat der Kirche, kostbare Glasfenster und herrliche Orgeln zerschlugen und verdarben.“² Wüste Trinkgelage standen mit kirchlichen Festlichkeiten in unmittelbarem Zusammenhang. In Reval hieß es: „Die Brüder sollen zusammenkommen um der heiligen Auferstehung unseres Herren willen und eine gute Tonne Bieres zusammentrinken und sagen: Christus ist auferstanden.“ Nach Beendigung der Mahlzeit mußten sich Alle erheben und mit Freuden singen: Christus ist auferstanden von der Marter alle, des sollen wir alle froh sein, Gott will unser Trost sein, Kyrie eleison. Dann begann das Trinken.“³ Nachdem man sich betrunken und allerlei Tollheiten getrieben, ging man zum Schluß in die Kirche zur Seelenmesse für die Verstorbenen. Der Mönch Theoderich wollte nach Deutschland reisen, um, wie die Eingeborenen annahmen, Kreuzfahrerscharen herüber zu holen. Das wurde ihm nicht gestattet. Bleibe hier und lehre uns deine Religion. Der „fromme“ Mönch griff zum Betrug, bei dem er sogar heilige Kirchengeräte verwendete. Auf seinem Pferde

¹ Seraphim, Gesch. I. p. 294.

² Schiemann I. c. II. 73.

³ Seraphim, p. 228.



ritt er, angethan mit Stola, Gebetbuch und Weihwasser, durch Wälder und Dörfer, und wenn er nach dem Ziele seiner Reise gefragt wurde, log er und sagte, er reite zu einem Sterbenden, um ihm die letzte S dung zu geben. Er kam nach Deutschland, aber sein Betrug kam auch heraus. Bischof Berthold provozirte die Liven zu einem Auftritt, um sie dann mit einem Kriegsheer, das er versteckt hielt, zu überfallen, wobei er aber selbst fiel. Peter Raikkivalta und Heinrich der Letzte taufte 1219 14 Estländorfer in Wierland, „welche aber die Dänen darauf hängten, weil sie die Taufe von den Rigaschen erhalten hatten“.¹ So wurde also sowohl der Empfang wie die Verweigerung der Taufe mit dem Tode bestraft. „Einerlei, der Tod muß hängen.“ Als Bischof Albert 1227 mit einem großen Kriegsheer in Dsel erschien, baten die Eingebornen um die Taufe. Der Gottesmann mekelte sie nieder und die Estenburg Wdne ging in Flammen auf. In der darauf folgenden Massentaufe ermüdeten die Priester und Weiber und Kinder schrieen: „Taufe mich schnell!“ Dann weihte man das Wasser der Quelle und füllte es in Fässer, damit ein jeder sich taufen könne. Das „Gözenbild Tarapita“ rollte dabei ins Meer und an seine Stelle trat der Zehnte, der als „von Gott verordnet“ galt. Als die Herren es zu toll trieben, wollte die kirchliche Obrigkeit einschreiten; allein man lachte darüber und wollte sich darum gar nicht kümmern, auch wenn man „40 Wagen voll Bullen nach Livland“ schicken wollte. Wie teuer die Herren ihre Sünden übrigens selbst taxirten, ist bekannt. 1394 zahlten sie dem hl. Vater 5000 Gulden, wofür dieser dem ganzen Orden alle Sünden vergab. Die Sünden waren an den Eingebornen begangen und auch das Sühnegeld kam von denselben. Daß das ganze Befehrungsgegeschäst schließlich in klingender Münze seinen Ausdruck fand, ist wohl kein Geheimnis. Papst Johann IV. ließ sich von dem Rigaschen Erzstift 11500 Gulden zahlen. „Die Erzbischöfe und Bischöfe zweier Jahrhunderte waren meist Kreaturen der Päpste, ohne Herz für das Land, in das sie gesandt waren und dem den Rücken so schnell wie möglich zu wenden ihr lebhaftestes Bestreben war.“ (Seraphim 165.) Kinderlos und vaterlandslos, hatten sie keinen Sinn für die Kulturarbeit in diesem Lande. (Seraphim 184.)

1448 bestach der Orden den Papst mit 4000 Gulden rheinisch, um Sylvester Stodewescher zum Erzbischof zu erhalten, der, wie er selbst cynisch sagte, „unschädliche“ Eide schwur und sie nach Belieben brach. Als die Kirche „zum offenen Skandal geworden“ war, wurde 1441 verboten, Hunde in die Kirche mitzunehmen.² In

¹ Erdger I. p. 62.

² Tieleman, Blumenkranz, 1818, p. 85.

Reval wurden die Dominikaner beschuldigt, „unter einem gottseligen Schein des christlichen Namens und Antes den lebendigen Tempel Gottes geschändet, die christliche Lehre verkehrt, die Klostergüter entwendet und namentlich Erbschleicherei in großem Umfange und mit den schädlichsten Folgen verübt zu haben.“¹ „Selbststüchtiger Länd=erwerb“, „über Land und Leute befehlen,“ das war ihr Ziel. (Bienemann, 92.) „Nie sind religiöse Wärme und politische Takt= und Ehrlosigkeit in derselben Brust enger vereint gewesen als im 16. Jahrhundert“. (Bienemann, 97.) Eine Schilderung des livl. Lebens „in seiner Völlerei und Unsitlichkeit, in seinem oft inhaltsleeren Cere=moniell und seiner Noheit“ lehnt Bienemann ab, weil das „in der Natur der Sache lag“. Für uns handelt sich's grade um diese „Natur der Sache“. Kersch berichtet, wie die geistlichen Herren zu den verwerflichsten Mitteln griffen, um sich zu bereichern, um den Gottesdienst sich aber wenig kümmerten.

Der Chronist Ruffow (Prediger in Reval, † 1600) gibt ein trauriges Bild der sittlichen Verkommenheit der Herren wie der Untertanen. Er beschreibt 1850 in seiner Chronik (p. 78) ein Kirchenfest in Brigitten bei Reval wie folgt: „Die un=deutschen Bauern sind von wegen des Ablasses und der Abgötterei und des Aberglaubens, die Deutschen aber vom Adel von wegen ihrer ver=laufenen Bauern, daß sie die suchen und überraschen möchten, und die Bürger samt allerlei Volke aus der Stadt sind von wegen des großen Wesens, so dar jährlich gesehen wurde, dahin gezogen. Dann sind dort auch viele Kasten Biers aus der Stadt Reval und aus allen umliegenden Krügen und Dörfern hingeführt worden. Und wenn die Bauern und derselbigen Weiber und Mägde ihre Opfer von Wachslichtern, Pferden, Ochsen, Kälbern und Schafen, vom Wachse gemacht, einen Segen, Gesundheit oder Gedeihen des Viehes dadurch erlangen, auf den Altar brachten, da haben die Weiber auch einen Schilling oder Pfennig drei mal um den Kopf her gedreht und darnach auf den Altar geworfen und sind davon gegangen. Und wenn sie ihren vermeintlichen Gottesdienst also verrichtet hatten, was dann für ein epikurisch Wesen da mit Saufen und Schwelgen, Singen, Springen und Tanzen, und welch ein groß Schnarren der großen Sackpfeifen, die aus dem ganzen Lande sich dahin versammelt hatten, da gehört, desgleichen was für Unzucht, Hurerei, Mord und Todschlag nebst dem großen Greuel der Abgötterei dort auch ge=sehen ist, kann kein Mensch das genugsam glauben... Und sie sind in solchem losen Wahn gewesen, das solches alles Gott dem Allmächtigen ein sonderlich angenehmer Dienst gewesen sei, und sie

¹ Bienemann, Aus baltischer Vorzeit, 1870, p. 88.

auch eine große Gnade bei Gott dadurch erlangt hätten.“ Russische Kaufleute hatten von alters her in Dorpat, Riga und Reval ihre eigenen Kirchen. Diese machten die livl. Herren 1558 „zu Büchsenmachers, der lieben Apostel Märtyrer haben sie verbrannt und ganz verunehrt.“ (p. 107.) 1472 soll man 73 Russen wegen ihres Glaubens im Embach in Dorpat ertränkt haben. In der Reformationszeit kannte der Bauer „in dem eigentlichsten Verstande nach gar keine Religion, er fühlte nur ihre Last, in der Herrschjucht ihrer Lehrer (Herren).“ (Zannau, 39.) „Seine Religion war Gehorsam gegen seinen Erbherrn.“ (Zannau, 106.) Zu Zannaus Zeit war zwar ein estnisches Gesangbuch da, aber so teuer, daß die Bauern es nicht erstehen konnten. Die Werro-Esten haben noch kein altes Testament. Wenn die Prediger den Text aus dem alten Testament wählten, sagten die Bauern: „Das war ein hübsches Märchen.“ (Zannau, 175.) Merkel war selbst Zeuge, wie ein Pastor einer Leiche das Begräbniß versagte, weil man ihm die Gebühren von 4 oder 5 Groschen nicht entrichteten konnte. Für einen Arbeitstag bekam man 3 Groschen.

Die Lehre des Christentums war dem Volke fast ganz unbekannt geblieben. Es zeugt daher das von religiösem Sinn des Esten, wenn er seine heidnische Religion nicht aufgab, für die er eben keinen Ersatz fand. Was die Christen von ihm verlangten, war äußere Form. Die konnte er einhalten, ohne seiner heidnischen untreu zu werden. Freilich führte das zu einem großen Skandal: Die Esten brachten bei christlichen Kreuzen ihre heidnischen Opfer dar, ja, sie taufte lebende Fische und setzten sie wieder ins Wasser, um einen besseren Fang zu machen. Fromme Väter hatten damit den Anfang gemacht und von den Leuten dafür aus Silber gemachte Fischlein empfangen.¹

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts brachten die Leute in Raage bei Werro auf dem Altar der luth. Kirche, deren Thür im Sommer offen stand, in Form von Schafwolle der heiligen Maria Opfer dar. Die Leute erzählten sich, Maria sei zu ihren Lebzeiten dort gewesen und habe das gewünscht. Der Antonius-Kultus wurde im ganzen Lande nach heidnischer Art eingerichtet und bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts geübt, bis man polizeilich einschritt und den Opferkorb beseitigte. Die dichtende Phantasie bemächtigte sich christlicher Erzählungen und erzeugte ganz eigenartige Produkte. Ein solches Lied enthält eine kurze Beschreibung Gottes des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes und entwirft von denselben ein Bild,

¹ Zielemann, p. 139, 140.

das sich schlechterdings nicht wiedergeben läßt. Ich vermag es nicht zu sagen, ob man mit diesem Liede den Christengott absichtlich verhöhnien wollte oder ob man ihn sich wirklich so körperlich vorstellte. Ein Gemälde, das zum Vorbilde hätte dienen können, dürfte kaum existirt haben. Der Dichter konnte nur an Fetische gedacht haben. Übrigens kenne ich nur den Anfang des Liedes. In Djel hat man mehr gekannt. Die Hurtsche Sammlung dürfte es in vielen Varianten oder Exemplaren besitzen.

Wie urtheilt unsere Geistlichkeit selbst über die Religiosität unseres Volkes? Nach dem Sturm, der sie bei der Konversionsbewegung 1841—48 überraschte, sammelten die geistlichen Herren einschlägiges Material, das 1869 von Dr. v. Harlez als „Geschichtsbilder aus der luth. Kirche Livlands“ herausgegeben wurde und das uns zeigt, wie herrlich weit es die Herrenkirche Livlands mit der religiösen Erziehung des Volkes gebracht. Den Herren waren die Augen etwas aufgegangen, sie thaten einen kleinen Einblick in die Volksseele und kamen zu der richtigen Erkenntnis, daß es kein Wunder war, daß die Leute massenhaft zur griechischen Kirche übertraten, sondern daß vielmehr das ein Wunder war, daß überhaupt noch welche bei der luth. Kirche verblieben. Vor 1841 ahnten sie das nicht einmal. Das zeigt, wie sie in Volksangelegenheiten orientirt sind.

Die estländische Geistlichkeit meinte, daß die luth. Geistlichkeit Livlands alles durch „Anmaßung, Egoismus, Hoffart, Verletzung der Bruderliebe, Ungerechtigkeit“ verschuldet habe. In dem betr. Schreiben an die livl. Geistlichkeit (Harlez, p. 81) heißt es: „Wir wollen geistlich sein, und verstehen nicht gerecht zu sein. Wir haben die Einigkeit im Geiste nicht gehalten; wir haben gegen die Bruderliebe gesündigt; wir haben uns egoistisch als die einzigen und allein wahren Glieder Christi hingestellt; wir haben uns auch in der erbärmlichsten Art des geistlichen Stolzes der Hoffart schuldig gemacht... Unsere Kirche hat sich versündigt, indem sie gegen jede ecclesiola feindlich aufgetreten ist — also gegen das eigene Fleisch und Blut — und sich nicht gescheut hat, den weltlichen Arm zu Hilfe zu nehmen. Damit sind die Geistlichen zu Polizeibeamten in ihren Gemeinden geworden... Wir werden darüber alle zur Hölle fahren müssen.“ Aber noch mehr sollten die Herren Geistlichen in ihrer „fleischlichen Sicherheit“ hören. Bischof Pauffler kam 1842 in allerhöchster Sendung nach Riga, um den Herren vertraulich mitzuteilen, was alles aus Livland schon bis vor den Thron gekommen ist. Die Prediger seien nachlässig in Erfüllung ihrer Pflicht und stünden zu hoch über dem Volke; ja selbst ihr moralischer Wandel sei eines Geistlichen nicht würdig. Um den letzten Punkt zu belegen, zog Pauffler ein Blatt

hervor, auf welchem eine namhafte Zahl von Predigern genannt war, die „angeblich“ durch ein frivoles Leben, ungeistliche Führung und Verjämnisse im Amt sich hervorgethan haben sollten. Kartenspiel, Jagdlust, Trägheit, ja sogar geschlechtliche Vergehungen waren die Anschuldigungen. (p. 54.) Was die religiöse Bildung des Volkes anlangt, so wird stellenweise eine ägyptische Finsternis konstatiert. Die Leute, welche Analphabeten waren, „hatten von einem Religionswechsel keine Ahnung“. Der große Haufen, schreibt Propst Ashmuth (p. 131) „lebt ohne lebendige Erkenntnis Gottes und seines heiligen Wortes dahin“. „In der luth. Kirche, sagten die Leute, haben wir nur Wortschwall die Menge, aber nicht Thaten. Raten wird man uns, aber nichts thun“. (58.) „Einige machten in vollem Ernst ihrem luth. Prediger den Vorschlag, mit ihnen zur griechischen Kirche beizutreten.“ (58.) Einerlei, sagten andere, welchen Glauben wir bekommen; wir nehmen lieber den Zigeumerglauben, wenn wir nur die Knechtschaft der Herren los werden. Die Leute glaubten, daß die Kirche als eine niedrige Magd den Herren dient, nicht Gott, am allerwenigsten dem Volk.

In Wierland konnten in einer Schule die Kinder keinen luth. Religionsunterricht erhalten, weil der Lehrer griechisch-orthodox ist. Als der Pastor 1898 einen luth. Lehrer wünschte, machten die Vertreter der Gemeinde ihm den Vorschlag, den luth. Religionsunterricht demselben griechischen Lehrer zu übertragen, der das Nötige lernen und das betr. Examen machen könnte. Zum Schluß noch ein Beispiel aus sicherer Quelle, aus dem Sonntagsblatt Nistrahwa pišapäwa lest № 39 v. J. 1898. Ein Pastor hat einem Gemeindegliede ein kleines Missionsblatt in die Hand gedrückt, der schlichte Mann, „ein ungeschulter Christ“, liest es und dankt dem Pastor dafür schriftlich. Der Pastor sendet das Schreiben an das genannte Blatt, wo es abgedruckt wird. Da lesen wir u. a.: „Einige sagen: Wir sollten den Pastoren für die Mission Geld geben! Die Missionare wollen die Heiden ebenso zu Leibeigenen machen wie die Deutschen es mit den Esten thaten, um über sie zu herrschen und sie zu quälen... Kürzlich hörte ich einen ehrbaren Vater vieler Kinder sagen, als wir von Gottesfurcht und Glaube sprachen: Sollte das wohl so sein? Ich glaube, die Deutschen haben die heilige Schrift selbst gemacht, um die Esten zu unterjochen, dazu geben sie solche Befehle und Gesetze für dieselben, um sie zu erniedrigen.“ —

Der Este wurde seinerzeit durch Feuer und Schwert gezwungen, den Glauben seiner Väter zu verleugnen und einen anderen anzunehmen. Dabei wurde er von dem Gedanken beherrscht, daß er dadurch eine schwere Sünde begeht und die größte Strafe verdient. Dazu kam, daß er nach seiner Meinung aus religiösen lichten Höhen

tief herunter mußte zu einer Religion, von der er sich mitunter ganz graufige Vorstellungen machte. Er wurde zu einem großen Religionswechsel gezwungen. In den 40-er Jahren unseres Jahrhunderts handelte es sich bei ihm nicht um einen Glaubenswechsel, sondern nur um einen Konfessionwechsel. Aus einer christlichen Kirche trat er in eine andere. Dabei wird er trotz aller Unwissenheit wenigstens das ganz sicher gewußt haben, daß der Stifter der Religion in beiden Kirchen derselbe war, ebenso der Christengott. Nach Versicherungen von luth. Geistlichen bei Harleß aber hatten die Leute von der Tragweite eines Konfessionswechsels überhaupt keinen rechten Begriff. Der Schritt kam ihnen so klein vor, daß sie auch ihren Pastor aufforderten, ihn zu machen. Da wird es wohl erlaubt sein, anzunehmen, daß die religiösen Gefühle der Esten 1200 zarter, empfindlicher, jungfräulicher waren als 1841, denn damals kannten sie noch keine rohen Eingriffe in religiöse Heiligtümer, während sie in der Folge Torturen ausgeübt waren, unter denen eine jede Menschenbrust leiden muß, gleichgiltig, ob Heide oder Christ. Die Änderung, die in Glaubenssachen 1200 vorlag, läßt sich mit jener von 1841 kaum vergleichen. Damals handelte es sich, um im Wilde zu sprechen, um einen großen Sprachenwechsel, jetzt um einen kleinen Dialektwechsel, den Übertritt von der luth. zur orthodoxen Kirche.

Nach Zeugnis der Herren Prediger hat dieser Übertritt den Esten ganz unsägliche Seelenleiden verursacht. Um sich von denselben einen Begriff zu machen, wollen wir die Herren anhören. Sie schreiben bei Harleß von „Gewissensnot und Seelenangst“, von „Verdammnis und ewiger Sklaverei, von heißem Flehen und Bitten in stillem Kämmerlein zu dem barmherzigen Gott und Herr, von furchtbarer Verzweiflung und Selbstmord, wobei dem Unglücklichen die Raben die Augen aushacken, von lautem Weinen auf den Straßen und von dem heroischen Entschluß, Gut und Blut für den Glauben hingeben zu wollen, von Scham und Scheu und Furcht, in der sie den Verkehr mit Menschen flohen und wirkliche Seelennot und Gewissenspein einsam trugen.“ „Wir sind nun einmal gefallen (die Übertretenden nämlich), daß Gott der Herr uns diese Sünde nicht vergibt, das wissen wir... Mag da nun aus uns werden, was da will!“ „Lieber Pastor, erbarmt euch unsrer Seele, nehmt uns an zur luth. Kirche! Wir leiden Pein in unserer Seele!“ „Und nehmt sie mir meinen Kopf, in diese Kirche gehe ich nie mehr!“ „Ich gebe mein Kind nicht her, oder ihr müßt über meine Leiche zu ihm gelangen!“ „Einige wollten das Hemd vom Leibe, andere die gesalbten Stellen mit glühendem Eisen verbrennen, um, wie sie meinten, ihre Gewissensfreiheit wieder zu bekommen.“ „Die in geistlicher Sklaverei Schmachenden müssen von ihren Zwangs-

letten befreit werden.“ „Warum hat Gott mich einen Tag nicht früher geboren werden lassen, wo mein Vater noch Lutheraner war!? Ist denn keine Hoffnung?“ „Wir fürchten keine Strafe! Was kann uns Härteres treffen als der Tod; den fürchten wir nicht, wenn nur unsere Seele Frieden findet.“ „Wir quälen uns Tag und Nacht.“ „Erhielt doch Petrus und jener Dieb und Mörder Vergebung, und wir sollten es für unsere Glaubensverleugnung nicht erhalten? Ich bin bereit, mich gefangen setzen, verschicken, töten zu lassen!“ „Mein lieber Pastor, ich kam ohne Anmeldung zum Herrn an seinen Tisch mit Furcht und Zagen, krank am Leibe, arm, blos, jämmerlich und verdammt an der Seele — und nun stehe ich vor Euch als ein begnadigtes Gotteskind.... Nun mögen die Henker kommen und mir den Kopf nehmen, ich will ihn hingeben — aber meinen Herrn und Glauben gebe ich nie und nimmer hin.“¹

So werden die Leiden der 40-er Jahre unseres Jahrhunderts geschildert. Welche Schrecken türmen sich vor unseren Augen auf, wenn wir sie auf vergangene Jahrhunderte unserer Geschichte richten! Ein Seelendrama, vor dem man zusammenschauert.

16. Gewissensfreiheit.

Ich bin jedoch nicht im Stande, die Sache so zu fassen. Die Herren haben von der Mücke so viel Aufsehens gemacht und dabei den Elefanten völlig übersehen. Das macht die Sache verdächtig. Ich bin inmitten des estnischen Landvolkes aufgewachsen und zwar in einem Hause, dessen Bewohner etwa zur Hälfte seinerzeit zur griechischen Kirche übergetreten waren. Das ganze Haus war durchaus religiös und kirchlich gesinnt und sittlich streng. Ähnliche Verhältnisse herrschten in der Umgebung. Doch irgend welche Seelenleiden in konfessionellen Dingen waren allen gleich völlig unbekannt. Das können alle bezeugen, die dort gelebt haben. Ich kann es nicht zugeben, daß ich für diese Dinge völlig blind und taub gewesen sein sollte. Als ich seinerzeit Daltons Sendschreiben an den Oberprokurenren las, war ich sehr überrascht, zu hören, was alles bei uns dagewesen sein sollte. Ich erklärte mir die Sache durch die Annahme, daß er einerseits falsch berichtet und andererseits bestrebt war, seiner Rhetorik schillernde Farbe zu verleihen. Später kam mir das bekannte Buch von Harleß in die Hand und ich muß bekennen, daß kaum ein anderes Buch auf mich einen

¹ Harleß, pp. 59, 63, 94, 155, 154, 164, 166, 168, 169, 184, 201, 202, 210, 212.

so deprimirenden Eindruck gemacht hat als dieses. Warum? Weniger wegen der darin zum Ausdruck gelangenden Intoleranz, die auch peinlich berührt, mehr aber durch die Unaufrichtigkeit, mit der die ganze Angelegenheit behandelt wird. Das Buch schreibt eine große Sache, die Gewissensfreiheit, auf die Fahne, kämpft aber unter derselben für etwas ganz anders — für das hochprivilegierte Deutschtum in der Heimat. Das ist eine Profanation, zu der sich Geistliche nie hergeben sollten, auch selbst in einer Baronenkirche nicht.

Ihre Hintergedanken haben die Herren in dem Buch ausgeplauscht. Was fürchteten die Herren bei dem Übertritt? Was regte sie so ungeheuerlich auf? Etwa der Seelenschmerz, dem die Konvertiten etwa entgegengehen konnten? Völlig ausgeschlossen! Sonst hätten dieselben Herren die Armen nicht auf die gräßlichste Weise blutig geschlagen, ja, einige zu Tode gepeitscht. Diese Schmerzen sind doch durchaus nicht so billig, wie die Herren anzunehmen scheinen. Und was für Seelenleiden waren denn eigentlich zu befürchten, da die Leute doch ihren lieben Herrn Pastor mit in die andere Kirche hinüber nehmen wollten und von Gott und seinem lebendigen Worte eigentlich nichts verstanden? Da ist man wohl berechtigt, nach anderen Gründen für die Aufregung zu suchen. Die Herren geben sie selbst ziemlich unverblümt an. Auf Seite 110 steht es mit gesperrten Lettern Schwarz auf Weiß: „Es galt, durch Zerstörung des Protestantismus, des evangelisch-lutherischen Glaubens und seiner Sitte, dem Deutschtum den Garau zu machen.“ Also das liebe Deutschtum war es, das man im letzten Grunde schützen wollte, nicht der liebe Glaube. Auch an einer anderen Stelle, Seite 53, kommt derselbe Gedanke zum Ausdruck, wo es heißt, man wolle „dem Protestantismus und dem Deutschtum in Livland zu Leibe gehen.“

Aber die Herren werden noch deutlicher, ohne es zu wollen. Der Feind des Deutschtums naht nicht allein von außen in der Gestalt der griechischen Kirche, sondern noch mehr von innen in der Form des estnisch-nationalen Gedankens. Und hier geschah das Unerwartete, daß eingewanderte Deutsche sich zu den Esten hielten! Das war im höchsten Grade bedenklich. Es waren das die Führer der herrnhutischen Brüdergemeinde, die von seiten der Prediger auf das heftigste angefeindet wurden. Etwa wegen des Glaubens, dem irgend welche Gefahr drohte? Nicht im mindesten. In unsern Tagen wird vielmehr allgemein zugestanden, daß die herrnhutische Bewegung bei dem Landvolk den religiösen Sinn nicht unerheblich gefördert hat. Das Deutschtum witterte Gefahr und daher wurde der erfreulichen Glaubensbewegung der Krieg erklärt. Erst als man zur Überzeugung gekommen war, daß das Estentum durch die Brüdergemeinde keine Stütze erfährt, daß deren Frömmigkeit vielmehr den Lärm des natu-



nen Lebens gar nicht verträgt, machten die Prediger Kehrt und nahmen eine freundliche Stellung dem Herrnhut gegenüber ein, ohne daß dieser die mindeste Veränderung erfahren hätte. Daß diese Auffassung die richtige ist, das wird auf Seite 84 bei Harleß mit deutlichen Worten gesagt, wo es in gesperrter Schrift heißt: „So lange die deutschen Agenten und Führer der Brüdergemeinde in ihrer Wirksamkeit bei den Nationalen bleiben, wird kein Friede werden.“ Kehrt ihr aber den Nationalen den Rücken, kommt zu uns herüber und werdet Agenten des Deutschtums, willkommen, liebe Glaubensbrüder im Herrn!

Unsere luth. Kirche soll also dem hiesigen Deutschtum dienen, soll für dasselbe eine Schutzmauer nach außen wie nach innen bilden. Kann sie das? Sehr wohl! In Deutschland und noch mehr in Osterreich werden ganze Völkerschaften durch die Kirche im römischen Bann gehalten. Unsere Herren meinen, daß sie außer der luth. Kirche vielleicht nichts weiter brauchen, um das deutschnationale Geschäft zu machen. Schirren, der bei uns in solchen Dingen für eine Autorität gehalten wird, sagt das mit dünnen Worten: „Wäre selbst nichts gerettet (von den Privilegien näm.), als die Gewissensfreiheit, mit ihr im Bunde schlugen wir jeden Sturm ab und trogten allen Nöten.“¹

So haben die Herren in unbewachten Augenblicken bekant, daß sie der luth. Kirche bedürfen, um das Deutschtum in Livland zu erhalten, und daß sie, wenn sie öffentlich für diese Kirche und die Gewissensfreiheit kämpfen, im letzten Grunde für das Deutschtum eintreten. Unsre luth. Kirche soll also in nationalen Diensten stehen. Was sagen sie selbst zu einem solchen Mißbrauch der Kirche? „Wo der Geist nationaler Selbstsucht den Namen der Kirche vorschleibt, da entsteht bewußt oder unbewußt das allerwiderrwärtigste Heuchelwesen, der widerlichste und verderblichste Mißbrauch christlichen und kirchlichen Namens mit seinem ganzen Gefolge unnatürlicher Spannungen und Rechtsverletzungen.“² Ist mir wie aus der Seele gesprochen! Das ist es aber auch, was mir das Harleßsche Buch widerlich macht. Die Herrn haben freilich, als sie solches schrieben, nicht an sich gedacht, sondern an andere; aber sie haben damit ihr eigene Stellung zu der luth. Kirche photographisch genau wiedergegeben.

Bei Richte besehen, müssen wir also die Sache der Gewissensfreiheit bei uns ganz bedeutend niedriger hängen, wobei ich gegen den etwaigen Vorwurf, als wäre ich in dieser Sache schlaff, Verwahrung einlegen will. Ich bekenne zwar offen, daß mich das Spektakel,

¹ Bibl. Antwort, Lpzg. 1869, p. 145.

² Harleß, p. 17.

wie das von einer gewissen Seite in dieser Angelegenheit beliebt wird, durchaus nicht sympathisch berührt, sondern vielmehr das Ganze ver-
leiden will; was aber die Herren in Livland unter Gewissensfreiheit
verstehen und anstreben, ist ein ziemlich unfreies Ding: Nur inner-
halb der luth. Kirche soll das Gewissen frei sein und aus
dieser Kirche soll nur eine einzige, möglichst enge Thür zur Staats-
kirche führen; aber alle anderen Ausgänge sollen nötigenfalls polizeilich
gesperrt werden. Das kann man wohl sicher annehmen. Das ist die
stille Voraussetzung. Ich glaube, daß unsre Prediger die griechisch-
orthodoxe Kirche weniger „fürchten“ als manche protestantische Kirche
der freieren Richtung. Wäre von der Seite „Gefahr“ im Anzuge,
die Herren würden keine Gewissensfreiheit herbeisehnen. Ja, im
Schoße der luth. Kirche gibt es Lehrmeinungen, denen sie selbst für
den Preis der Gewissensfreiheit Thür und Thor verschließen möchten.
Maßgebend ist die Macht der Herren über die Kirche, nicht die Lehre
in derselben. Die letzte darf die erste nicht schwächen.

17. Schlimme Früchte.

Es liegt eine böse Saat vor uns, die zweifellos aufgehen und
schlimme Früchte tragen wird, Früchte, die wir in Oberpahlen und
Oppelahn schon zu kosten bekommen haben. Jahrzehnte, nein, Jahr-
hunderte hat man den Boden beackert und mit dem Samen argen
Unkrautes überschüttet, und nun sind wir vor die Ernte gestellt.
Bishiezu war der Säemann zugleich der einzige Gärtner, der die
verdächtigen Keime glatt abschnitt. Die Wurzeln sind um so kräftiger
tief in den Boden gedrungen, wo sie, ungeschwächt durch etwaige
oberflächliche Bearbeitung, fortwuchern und früher oder später
den ganzen Acker dermaßen überziehen werden, daß der Säemann
ihm nutzlos den Rücken wendet. Wolle man sich darüber nicht
täuschen!

Kirchliche Streitigkeiten sind bei uns so alt wie die Kirche selbst.
Erst lagen die Herren um die Kirche unter einander in den Haaren,
später kamen die Eingeborenen hinzu. In Osel haben letztere eine
Zeit lang sich ihre Geistlichen selbst gehalten und Merkel weiß von
kirchlichem Zwist zu berichten. Es mag aber hier zur Charakteristik
der in Rede stehenden bösen Frucht genügen, wenn wir aus der
jüngsten Zeit einige Fälle näher ins Auge fassen.

1870 kam es in Saara bei Pernau bei der Pfarrbesetzung zu
bedauerlichen Auftritten. Pastor Lenz war gestorben und die Gemeinde
wollte seinen Adjunkten Gahlbäck zum Pastor, weil man ihn schon
kannte und lieb genommen hatte. Die Herren bestimmten jedoch
Brasche dazu, der sehr wenig Estnisch verstand. Eine Bitte von

seiten der Gemeindeglieder in der Angelegenheit blieb unberücksichtigt. Die Leute hatten Brasche, auf diese Pfarre freiwillig zu verzichten, was dieser auch versprach. Trotzdem wurde seine Introdution auf einen Sonntag festgesetzt. An diesem Sonntag war die zahlreich versammelte Gemeinde vor der Kirche in einer sehr aufgeregten Stimmung. Als die Pastoren zur Kirche kamen und dies bemerkten, wandten sie sich zur Nebenthür, aber da schallte es ihnen im Chor entgegen: „Durch die Hauptthür! Diebe und Räuber gehen über die Mauer, der rechte Hirte geht durch die Thür hinein!“ Man stürmte in die Kirche, hielt die Nebenthür von innen fest, stellte das Orgelspiel ein und riß den Festschmuck ab. Auf wiederholtes Verlangen ließ man Propst Schneider hinein. Als er aber sich mit den Worten: „Hier ist weder Jude noch Christ“ etc. an die Gemeinde wenden wollte, flogen ihm von allen Seiten sehr derbe Antworten entgegen. Er verließ die Kirche mit der Erklärung, das Gotteshaus sei geschändet und er verschließe es bis zur neuen Einweihung. Da nur der Gouverneur eine Kirche schließen kann, hatte der Herr Propst im Altarraume eine öffentliche Gesetzesübertretung sich zu Schulden kommen lassen. Der darauf folgende Weihnachtsgottesdienst wurde in der Hofscheune abgehalten, wo aber nur einige von den Herren Bezeichnete Zutritt hatten. Wenige Tage nach dem Streit erschien aus Bernau der Ordnungsrichter Herr von N—n, stieg in der Fabrik zu Quellenstein ab und forderte die Fabrikarbeiter einzeln auf, ihre Beschwerden gegen Pastor Brasche vorzubringen. Aber niemand trat vor, um sich nicht als Mädel Führer zu brandmarken. Da trat der Ordnungsrichter in den Fabrikraum und wandte sich in einem estnischen Judendialekt an den zunächst stehenden Weber Johann Wiljak mit der Frage, warum sie lärmen, worauf dieser erwiderte, ohne Lärm gehe es beim Weben einmal nicht. Nicht hier, sondern in der Kirche! herrschte ihn der Herr an und drohte mit 200 Soldaten zu kommen, um jedem 60 Hiebe auszuteilen. Als Wiljak darauf bemerkte, daß sei hart, schrie er auf, faßte Wiljak an der Brust und wollte ihn aus dem Saal schleppen, und rief Wangi! Wangi! (ins Gefängnis!) Augenblicklich stürzten alle Arbeiter auf ihn zu, entrißen ihm Wiljak und richteten den Herrn jämmerlich zu. Selbst Wasserzuber wurden über ihn entleert, bis der Fabrikinspektor ihn rettete. Nach ein paar Tagen erschien das Ordnungsgericht und führte viele Arbeiter in Ketten bei strenger Kälte nach Bernau ins Gefängnis ab. Vor der Stadt übernachteten sie im Surju-Krug, kauften dort ein Fof Kartoffeln und ein Pud Heringe, nahmen vom Krüger das Gesangbuch und sangen zum Tischgebet: „Ein' feste Burg ist unser Gott — Und wenn die Welt voll Teufel wär.“ Ihre Führer, die nicht Estnisch verstanden, nahmen ihnen die Eisen ab und legten sie erst am

folgenden Morgen vor der Stadt wieder an. Einige wurden entlassen, viele bis zu 4 Jahren Gefängnis verurtheilt. Darüber, daß Herr v. N. einen Denzettel bekommen hatte, herrschte eine so große Freude, daß ein armes Schneiderlein, der gar nicht in der Fabrik gewesen war, auch den Helben spielen wollte und im Kürsu-Krug renommirte, er habe ihm ganze Sieben versetzt, aber kräftig und an der üblichen Stelle. Er wurde eingezogen und saß zwei Jahre. Die Fabrikarbeiter legten wiederholentlich Geld für die darbenenden Kinder der Gefangenen zusammen. Brasche wurde introduzirt und die Gemeinde ging in die Kirche, aber nicht zur Andacht, sondern um sich an den groben Sprachfehlern des Pastors zu belustigen. Unter dem Volk kursiren hunderte von mitunter recht garstigen Sprachfehlern, die auf der Kanzel gemacht worden seien. Jetzt bezog man sie alle auf den jungen Seelsorger von Saara.

1880 wurden in Neval bei der Einführung des Pastors Ahmuth in der Nacht trotz aller Wachen die Kirchenschlösser mit flüssigem Blei ausgegessen. Nähere Nachrichten fehlen mir hierüber.

Über einen Kirchenkravall in Marien-Magdalenen in Terwen 1892 berichtet ein Augenzeuge mir folgendes: Die Gemeinde wünschte sich den Predigtamtskandidaten Tomberg zum Pastor, der schon bekannt war und gefiel. Die Gutsbesitzer wählten Herrn Schulz, welcher jedoch auf den Wunsch der Gemeinde von der Wahl zurücktrat, durch die Deutschen aber doch zur Annahme der Wahl überredet wurde. Zur Introduction war die Kreispolizei vollzählig erschienen. Als der junge Pastor zwischen dem Generalsuperintendenten und einem Propst zur Kirche schritt, riß ihm das Weib Inka K. vor der Kirche die Bäschchen ab. Die Polizei arretirte das Weib, der Propst gab dem Beraubten seine Bäschchen hin und die Herren traten in die Kirche. Die Leute hatten jedoch das Weib gleich befreit und es laufen lassen. Die beiden älteren Pastoren traten vor den Altar, der junge vor die Brüstung. Der Generalsuperintendent begann mit dem Schriftwort: „Gott, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun,“ worauf eine kräftige Stimme aus der Gemeinde ihm entgegenrief: „Wissen Sie denn, was Sie thun?“ Nun drängte sich alles mit großem Lärm zum Altarraum, so daß der Pastor Schulz sich zu den anderen Pastoren zurückziehen mußte. Da aber wiederhallte die Kirche von dem hundertstimmigen Chor: Schulz heraus! Schulz heraus! Mit Hilfe des Herrn von B. kam der Generalsuperintendent mit großer Mühe auf die Kanzel, um die Leute zu beruhigen. Wild rief man ihm entgegen, daß man ihn gar nicht hören wolle. Er kehrte zurück, verließ die Kirche und ging mit den Herren ins Pastorat. Nun trat der Polizeibeamte Baron von W. mit den Schulsleuten unter die

Kirchengänger, um irgend welche Rädelshführer und vor allem das betr. Weib ausfindig zu machen. Als er lange vergeblich gesucht, wandte er sich an einen jungen Burschen mit der Frage, wo das Weib geblieben sei. Die dürfte wohl schon lange zu Hause sein, gab dieser ihm zur Antwort, worauf er gleich arretirt wurde. Die Leute umringten sie, ließen sie nicht vom Fleck und verlangten, daß man den durchaus Unschuldigen frei gebe. Da schoß ein Schutzmann auf Befehl der Herrn Barons in die Luft, worauf sich ein wildes Geschrei erhob: Also so?! Wir haben mehrere hundert Wagen und jeder Wagen hat zwei „Femerstangen“, wir lassen uns nicht niederschießen! Darauf wurde der Junge sofort freigelassen und die Polizei zog sich ins Pastorat zurück, konnte aber bei verschlossenen Thüren nicht hinein. Die Leute waren so sehr erregt, daß sie den Herrn Baron auf der Treppe recht hart insultirten. Die Schutzleute hatten sich mit Mühe versteckt. Ein Bruder des Insultirten habe aus dem Fenster schießen wollen, woran ihn die andern verhindern haben, um nicht das ganze Pastorat in Gefahr zu bringen. Schließlich trat der Sohn des verstorbenen, beliebten Pastors auf die Treppe und bat die Leute im Namen des Andenkens seines Vaters, von dem Tumult abzulassen und nach Hause zu gehen, was dann auch geschah. Zuletzt verlangte noch eine Gruppe Weiber recht stürmisch einen Pastor, und zwar Tomberg, bis auch sie von dannen gingen, da es schon dunkel wurde. Nachdem die Kirche einige Monate verschlossen gewesen, ernannte das Konsistorium von sich aus den Pastor von Haller zum Prediger von Marien-Magdalenen, gegen dessen Person die Gemeinde nichts einzuwenden habe, dem man aber das Leben doch sehr bitter machen soll. Doch darauf will ich nicht weiter eingehen, obgleich ich charakteristische Beispiele bei der Hand habe.

In demselben Jahre (1892) kam es in Eckß bei Surjew (Dorpat) zu so bedauerlichen Ausschreitungen, daß trotz Polizeimacht die Introdution des neuen Pastors nicht stattfinden konnte. Zuverlässige nähere Nachrichten fehlen mir über diesen Kirchenkravall.

Über den Kirchenstreit in Oberpahlen bei Fellin schreibt mir ein Augenzeuge vom 6. Mai 1896 wie folgt: Auch die gestrige Introdution des neuen Pastors Wittrock wurde von Seiten der Gemeinde gewaltsam verhindert. Schon am 4. Mai ließ der Herr Generalsuperintendent Fr. Hollmann den Altarraum mit vielen starken Stricken von der Kirche absperren. Außen wurden zwei Zugänge mit doppelten Ketten gesperrt. Eine Kirchenthür wurde für die Herren reservirt gehalten. Die Kirche wurde die ganze Nacht bewacht. Der Gottesdienst sollte, wie angefangt und gewöhnlich, um 10 Uhr beginnen, begann aber schon um 9, wo noch wenig Volks

da war. Die Schutzmannschaft der ganzen Umgebung einschließlich der Schutzleute der Stadt Fellin waren mit ihrer Obrigkeit erschienen und fuhren mit dem örtlichen Adel und vier Pastoren zur Kirche. Der Zug wird mit wildem Geschrei empfangen, der Weg verperrt und gerufen: *N. in den Teich!* (Das galt für einen Gutsbesitzer, dem man die Hauptschuld zumiß.) Die Ketten werden im Nu gebrochen und die Kirchenthüren besetzt. Die Polizei will den Weg frei machen, wird aber an die Mauer gedrückt. Angeblich habe ein Schutzmann ein Weib geschlagen, worauf er von einem Manne mit der Faust einen Schlag bekommt, so daß er hinfällt, worauf ein Höllenlärm sich erhebt. „Zurück! *N. in den Teich!*“ schallt es von allen Seiten. Die Schutzleute geben nach und werden von der Kirche weiter gedrängt, mit ihnen die Herren und die Pastoren. Zwei Pastoren schützen sich zwischen der Mauer und ihrem Wagen. Einer von den Pastoren will einige Worte an die Menge richten und ein alter Mann, der zufällig vor ihm steht, entblößt sein Haupt. Was *T...*, das ist kein Gotteswort! ruft ein anderer und stülpt ihm den Hut tief in den Nacken. Unterdes ist die Volksmasse mächtig angewachsen und nun drängt man die Herren sämmtlich weit weg von der Kirche. Sie setzen sich in die Kaleschen und fahren zurück. Da kommt Herr von *S.* herangefahren, der sich verspätet hat. Zufällig fährt hinter ihm ein Fuder Heu. Die Leute machen sich lustig und schreien: „Zurück! Auch im Heufuder lassen wir den jungen Pastor nicht in die Kirche!“ Um 12 soll ein deutscher Gottesdienst abgehalten werden, aber man läßt niemand in die Kirche, weil man fürchtet, man würde den jungen Pastor einsetzen. Bis 3 wird die Kirche besetzt gehalten, worauf die Leute nach Hause gehen. Das war der zweite Kravall in Oberpahlen. Der erste fand in der Kirche statt, den ich aus naheliegenden Gründen nicht schildern mag. Nur soviel sei berichtet, daß auch diese Kirche ohne Umstände geschlossen wurde. Die Sache wurde so peinlich, daß der Gouvernementschef hinausfuhr, um die Leute zu beruhigen. Daß schließlich Wittrock doch ruhig eingeführt werden konnte, wird nicht zum kleinsten Teil meinem Blatt zugeschrieben, das den Leuten klar machte, daß sie jetzt gegen ihre eignen Interessen handeln, falls sie sich nicht völlig ruhig verhalten, denn jetzt hatten sie es nicht mehr mit der örtlichen Kirchenverwaltung zu thun, sondern mit der Staatsregierung. Die Leute traten sofort zu einem Komitee zusammen, um nötigenfalls selbst die Ruhe aufrecht zu erhalten.

Daß das den kirchlichen Sinn zerstört, braucht nicht erst gesagt zu werden. Darüber liegen mir aus Oberpahlen die traurigsten Nachrichten vor. Und wie man mit dem Pastor umgeht, läßt sich nicht gut erzählen. Eines Sonntags *z. B.* hat man ihm in der Kirche

am Talar drei Strömlinge angehängt und ein zweites mal den Kirchenrock förmlich in Fetzen zerrissen, worüber der Prozeß noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Und der Grund zu alle dem? Der Patron, Fürst Gagarin, griechisch-orthodox, ist in seinem Leben nur ein paar mal zum Besuch in Oberpahlen gewesen, lebt in Baden-Baden und ernennt nach seinem Ermessen der estnischen Gemeinde einen Seelsorger, während diese einen andern wünscht, den sie kennt und liebt. Man mache mit uns was man will, auf der alten Grundlage ist ein gemeinsames kirchliches Leben völlig unmöglich. Nicht ohne Grund heißt es bei uns: Der Deutsche hat uns den Glauben aufgezwungen, der Deutsche wird uns den Glauben mit Gewalt wieder nehmen.

Aus dem lettischen Teil Livlands mag hier nur der Oppelalsche Kirchenkravall erwähnt werden, an dem wir sehen, daß es in Lettland nicht besser bestellt ist als bei uns. In Oppelaln hatte Pastor Treu ein ganzes Menschenalter gearbeitet und viel Liebe gefunden. Seinen Sohn wollte die Gemeinde jedoch nicht zu ihrem Pastor, wenigstens ein großer Teil derselben nicht. Die Herren wählten den Sohn, aber seine Einführung wurde durch Gewalt verhindert. Am 3. Mai 1898 sollte er unter Polizeihilfe eingeführt werden. Es waren, wie mir aus dem estnischen Teile aus der Nähe geschrieben wird, zwei Ehrenpforten errichtet. Als der feierliche Zug bei der ersten anlangte, sprangen zwei Menschen vor, hielten die Pferde des ersten Wagens an und riefen Halt! Herr von K. sprang vom Wagen und faßte den Ruhestörer am Kragen. Dieser versetzte ihm einen solchen Hieb, daß er unter Hurrahgeschrei der Menge zu Boden fiel. Auf polizeiliche Aufforderung, den Weg frei zu geben, wurde geantwortet, daß solches nicht geschehen werde. Als auch die Nebenwege nicht frei gefunden wurden, kehrte der Zug um und ging zurück, wobei die Menge Hurrah rief. Die Sache kam vor das Bezirksgericht, wo aber nach Zeitungsnachrichten vom Schlagen und Hurrahrufen keine Rede war. Auch das ist mir dunkel geblieben, warum die polizeiliche Untersuchung am Thortorte plötzlich abgebrochen wurde, was mein Gewährsmann mir erzählt. —

Geht die Sache so weiter, so wird in etwa einem Viertelsjahrhundert jede Gemeinde ihren Wahlstreit gehabt haben und dann wolle man zuschauen, wieviel von dem kirchlichen Sinn bei unserm Landvolk noch wird nachgeblieben sein. Schon jetzt muß mit allem Nachdruck konstatiert werden, daß Glaube und Frömmigkeit bei uns augenscheinlich im Niedergang sind. Nur ein zeitiges Eingreifen bis zum Grunde des Übels kann Rettung bringen. Mit Mitteln ist hier nichts auszurichten. Es ist Zeit, dem Seelendrama ein Ende zu machen! „Mach End', o Herr, mach Ende all unsrer Angst und Pein!“

V. Die Herzensfrage.

18. Livländische Treue.

Das menschliche Herz ist ein wunderlich Ding, voller Rätsel und Widersprüche, Himmel und Hölle, Leben und Tod zugleich in sich bergend. Es ist ein geborener Amerikaner und es stammt dem Geschlecht eines mächtigen Alleinherrschers, leider nicht eines Selbstherrschers, ist romantisch angelegt und mit souveräner Macht ausgestattet. Doch wird es oft in den Händen der Großmächte Liebe und Haß zu willenlosem Spielball und geht dann mit dem Kopf durch auf lichte Bergeshöhen oder in Sumpf und Wildnis. Aus Erde gemacht und an die Erde gebunden, tief im tierischen Körper vergraben und dessen Centralorgan bildend, befaßt es sich nichtsdestoweniger mit himmlischen Dingen. Seine „Gedanken“ sind böse von Jugend auf und seine Treue soll für gewöhnlich den allerschlechtesten Baugrund abgeben.

Das Herz Livlands ist dazu bestimmt, den Blutkreislauf zu hemmen und eine interessante Kollektion pathologischer Erscheinungen darzustellen. Seine schwächeren Nerven gehören dem Vagus, seine kräftigeren dem Antipathikus an und es kennt fast nur die Diastole, die Blutauffangung, sehr wenig die Systole, weil die Herzklappen, vom großen Pumpen ermüdet, mehr klappern als klappen. Die Diastole dauert 30—40 mal so lange als die Systole und letztere kommt nur zu stande, wenn ein Druck von unten und oben zugleich erfolgt. Es besteht aus nur zwei Herzenskammern, die nicht organisch, sondern pathologisch zusammengewachsen sind und meist venöses Blut enthalten. Den Herzbeutel hat es bekanntlich mehrere mal gewechselt. Während einer langen, schweren Krisis hatte es den Anschein, als ob die linke Kammer die rechte mit sammt allem Blut völlig auffangen will. Allein durch natürliche Entwicklung und noch mehr durch glückliche operative Eingriffe wurde die Krisis überstanden, es bilden sich jetzt die nötigen Vorhöfe, das ganze Organ wird organisch, der Patient



scheint gerettet und geht einer sicheren Genesung entgegen, freilich nicht ohne heftiges Herzklopfen, das aber mehr äußerlich als innerlich ist. Kalte Umschläge und frische Luft. Während der Krisis hatte man den Kopf verloren und sang anstatt *sursum corda!* *surugem¹ corda*, und das gab Dissonanzen, daß einem Hören und Sehen vergingen.

Unter so bewandten Umständen scheint es wenig verlockend, dieses arme livländische Herz auf seine Neigungen und Abneigungen prüfen zu wollen. Wenn wir es jedoch im Interesse des Patienten selbst nicht umgehen können, so wollen wir mehr hören als kritisieren. Es handelt sich um Erkennen, nicht Nichten.

Bei der Betrachtung der Treue eines Landes, eines Volkes, einer Menschengruppe hat man verschiedene Dinge auseinander zu halten, um Klarheit zu gewinnen. Kaiserstreue ist etwas anders als Vaterlandstreue und die subjektive Treue des Untertanen etwas anders als die objektive Thatsache, seine Treue nie gebrochen zu haben. Es kann Einer sehr wohl seinem Landesvater von ganzem Herzen anhängen, wobei ihm das Vaterland jedoch „zum Ekel“ werden kann, und umgekehrt kann Einer sein Vaterland lieben, ohne dessen Oberhaupt im Herzen zu tragen. Daraus, daß Einer im Herzen untreu ist, folgt noch gar nicht, daß er auch gleich treulos handelt. Das hängt von vielen äußeren Dingen ab, von einer kalten Berechnung, von physischer Möglichkeit und Unmöglichkeit usw. Gelegenheit macht Diebe. Der große Unterschied besteht hier darin, daß ein treues Herz zu einer Treulosigkeit nicht fähig ist, während der Treulose bei gegebener Gelegenheit Verräter wird. Livland kann unter seinen Einwohnern sehr wohl Individuen bergen, die einer unglücklich verheirateten Frau gleichen, die lebenslänglich an ihren Ehemann gebunden ist, deren Herz aber einem andern gehört, ohne daß man deshalb ihr Treubruch vorwerfen kann. Den Unterschied macht nicht immer Treue und Untreue, sondern Liebe und Abneigung. Selbst bei einiger Anhänglichkeit können Eheleute wie Staatsuntertanen eine Stellung einnehmen, die ein gutes Zusammenleben verleidet.

Wir wollen einige hierher gehörige Thatsachen aus verschiedenen Zeiten registrieren.

Ich habe seinerzeit mit großer Neugier nach einer Arbeit gegriffen, die Bienemann *sen.* unter der Überschrift: „Von Baltischer Treue“ geschrieben hat.² Doch von dem versprochenen Gegenstande findet man darin fast nichts. Die Überschrift hätte mit gleichem Rechte wohl auch lauten können: „Von der Quadratur des baltischen Kreises.“ Aber nicht genug damit. Ich wurde zu der Frage gedrängt:

¹ *suruma* = drücken.

² *Aus baltischer Vorzeit*, 1870, p. 127—158.

Spricht der gewiegte Kenner baltischer Geschichte nicht am Ende von der Treue, die der Kolonist seinem Mutterlande etwa beweisen sollte? Das wäre ja auch eine Art historisch-baltischer Treue, aber das Gegenteil davon, was ich unter livländischer Treue verstehen möchte. Was erzählt uns die Geschichte Livlands von der Treue seiner Herren?

Bischof Albert brach gleich bei seinem ersten Erscheinen in Livland den Eingebornen gegenüber seine Treue, indem er seinen geladenen Gästen 30 Kinder raubte. Er brach seine Treue dem deutschen Vaterland gegenüber, als er einen Teil Estlands an Dänemark verschacherte, und die Dänen machten mit ihm nicht viel bessere Erfahrungen. Durch deutsche Übermacht bedrängt, nahmen die Liven die Friedensfahne und sandten Afso als Friedensunterhändler ins deutsche Lager. Die Deutschen „rissen die Fahne mit Schimpf herunter, banden Afso an die Geschosse“ und kämpften weiter. (1212.) In Alberts Abwesenheit verschachteten 1220 die Ritter „aus schnöder Gewinnsucht“ (Seraphim I. p. 74) ganz Estland an den Dänenkönig Waldemar. Das war mindestens eine Art Landesverrat. Albert wiederholte seinerseits dasselbe, als er den Verrat am dänischen Hofe gut hieß, später aber doch wieder diesem gegenüber sein Wort nicht hielt. Riga wurde dem Vaterlande wiederholentlich untreu, indem es die ärgsten Feinde, die Semgallen, ins Land rief und mit ihnen gleiche Sache machte. Der Orden seinerseits schloß mit Nowgorod einen „unnatürlichen Bund“. (Seraphim 131.) Estland konspirierte oft mit Schweden und 1343 wurde in Weissenstein der arge Treubruch gegen die estnischen „Könige“ verübt. Bischof Damerow machte gegen den Orden „wilde Seeräuberscharen“ mobil, dachte selbst an König Richard II. von England und schloß mit Russen und Litauern „hochverräterische Verbindungen“ (Ser. 159). Bischof Johann von Wallenrode, selbst ein Glied des Ordens, knüpfte gegen denselben Verbindungen an, die „von Landesverrat herzlich wenig zu unterscheiden“ waren (Ser. 233). Die berühmte Entscheidungsschlacht von Tannenberg 1410 haben die Deutschen nach ihrer eignen Behauptung durch Verrat verloren, worauf sie alle auch ihrem Deutschtum untreu wurden. 1435 verloren livl. Ritter an der Swienta eine blutige Schlacht, weil die Westfälinger Verrat geübt hatten. 1428 wurde offen gelehrt: Versprecht und schwört alles. Wenn die Zeit gekommen, haltet davon, was euch recht ist, worauf dann „unschädliche“ Eide geleistet wurden. Seraphim (270) nennt alle livl. Städte „verräterisch“, da sie durch „brutalen Eigenmut“ sich selbst, Adel, Bürger und Bauern ins Elend stürzten. Bei Niederlagen entschuldigten sich alle damit, sie seien „jämmerlich verraten“ worden. Von Sylvester heißt es, er halte sein Versprechen nur drei Tage und er soll selbst gesagt haben: Wäre ich

auch dem Orden Briefe, so weit und breit wie die Stadt Riga und daran ein Siegel als der Dom, so dächte ich sie doch nicht zu halten. Die Ordensritter schossen 1481 den städtischen Gesandten Wolke wider alles Recht im Treubruch nieder. 1485 hatte Riga mit Schweden „landesverrätherisch“ abgeschlossen. (Ser. 281.) Als 1502 der estländische Adel sich an Dänemark wandte, war alles so zerfallen, daß noch kaum etwas zum Verraten da war. „Die Kolonie stand allein auf der Wacht nach Osten.“ (Ser. 306.) Ruffow klagt (p. 107), wie die Livländer den russ. Großfürsten Eide schwören, aber sie nie halten. Die Treubrüche, die die Hofleute sich zu schulden kommen ließen, sind nicht zu zählen. Sie hielten ihre Gesinnung für Geld feil. Ruffow beschwert sich darüber, daß die Deutschen Landesfeinden allerlei Munition verkauft haben und so Landesverräther wurden. Nach langem Streit reichen sich Erzbischof und Herrmeister die Hände, um gemeinsam „das Vaterland zu verkaufen“ (Rückbl. p. 107).

Ich breche hier das Register ab und will der unschönen Rolle, welche die Herren bei den verschiedenen Wechselln der Landesoberhoheit gespielt, gar nicht gedenken. „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels!“ Wir wenden uns unseren Tagen zu und wollen uns noch mehr nur auf Citate beschränken.

„Thatsächlich wollen wir nicht assimilirt werden dem Reiche: wir wollen etwas Separates, etwas Apartes bleiben.“ (Rückblicke 77.) Dr. Harleß sendet in dem bekannten, oft citirten Buch in einem Sonett einen Gruß an seine „Brüder in Livland,“ die „in Thränen fremdem Herrscher deutsche Treue“ wahren.

E. Schirren, ehemaliger Professor in Dorpat, schrieb 1869 eine „Livl. Antwort an J. Samarin,“ ein Buch, das fast Seite für Seite hierher gehört. Der Ton, den er selbst gegen das Staatsoberhaupt anschlägt, macht es unmöglich, die Hauptpartien hier zu wiederholen. Mit den ausgesuchtesten Feinessen verteidigt er den ominösen Gedanken, Livland gehöre keinem andern in der ganzen Welt als ausschließlich der livl. deutschen Kolonie. Daß ihm dabei genug Fürchterliches passirt, thut nichts zur Sache. Im Grunde basirt er nämlich sein Recht auf nichts anders als auf einen großen Treubruch, den die Herren 1710 begingen. Wenn diese seine Auffassung die richtige ist, so sollte er für die betr. Herren doch den Galgen fordern, nicht den Besitz des Landes. Aber wir wollen ja nur einige Stilproben geben. „Das Gefühl realer Feinigungen ist unerträglich.“ (52.) „Die russische Sphäre belebt nicht: sie lähmt und zerstückelt; sie verwaltert nicht: sie tödtet.“ (63.) „So lange das Land (!) noch ein Recht hat, kommt es nicht zur Ruhe; man will es ihm nehmen und es wehrt sich; wo Angriff und Vertheidigung ist, da ist Krieg. So lange das Land noch auf seine Art (sic!)

lebt und schafft, hat die Regierung nicht Ruhe: sie soll verwalten, was sie nicht begreift; schützen, was sie nicht liebt" (das Mittelalter kann doch nur von menschlichen Kummerformen geliebt werden!) „fördern, was ihrer Bequemlichkeit im Wege steht.“ . . . „So ist überall, in der Provinz, in der Regierung, im Reiche: Unruhe, Unbehagen, Feindschaft“ (66), ganz besonders bei dem Herrn Prof. Schirren. „Der Generalgouverneur selbst befindet es noch (in den 50-er Jahren) zweckentsprechend, zwei luth. Consistorien mit russischen Rescripten zu beunruhigen und dann stimmt er dem Magistrate zu Reval an, ein russisches Schreiben entgegenzunehmen“ (73). „Die Universität Dorpat ist auf Grund von Traktaten eine deutsche und „der Zar Peter hat nur als Ausnahme eigens ausbedungen, einen russischen Sprachmeister anstellen zu dürfen“ (82). Seite 88 wird der Regierung in der ausländischen Presse „ein Schimpf“ angedroht. „Ein Land, das durch Recht (!) gebaut ist, kann sich nicht dem Instinkt unterwerfen“ (96). „Für Finnern und Schweden, für Esten und Letten und für uns, so treu wir zum Reich stehen, liegt die geistige Heimat im Westen“. „Sie dürfen nicht, wenn sie die Macht haben, einem slavischen Vorposten draußen auf die Weine helfen und einen deutschen Vorposten daheim zu Boden schlagen; die Macht ist wechselnd“ (107). „Die baltische Frage konnte sich für, sie konnte sich auch gegen das Reich wenden. Ganz verschwinden kann sie nie“ (?). . . . „Schweden fühlt sich halbwegs durch Finnland gedeckt. . . . Livland ist zur Zeit kein russisches Gouvernement; es ist ein abendländisch-protestantisches Land. . . . Sie werden die baltische Frage nicht allein zu lösen haben“ (108, 109). Auf Seite 113 und 114 wird in gewundener Rede ein Krieg in Aussicht gestellt und vom Untergang des Reichs geredet, wenn Baltien keine Ruhe bekommt. Der Herr Professor ist so weitsichtig, daß er den Unruheherd unter seiner Nase am Embach nicht sieht und nur an die Nawa denkt. „Der Kaiser hat sich selbst beschränkt“ durch den Nyssstädter Frieden (157), natürlich dem Unterthan Carl Schirren gegenüber. Das klingt aber lustig, Herr Professor. „Durch das Meer von natürlichen Freunden getrennt, vor unnatürlichen Feinden durch kein Gebirge geschützt . . . stehen wir und harren“ (161). Kein rührend. „Feststehen, das wird unsre Action; ausharren, das soll die Summe unsrer Politik sein“ (174). „Es ist kein so eitles Verdienst, wenn unter Barbaren (!) ein kleiner lebensfähiger (?) Staat sich aufbaut, ihr Wütthen beschwört und sie an sich bindet; wenn er zuerst im Norden eine Brücke von Westen nach Osten schlägt, die dann nicht wieder einbricht“ (179). Und wie nicht! „Wir wünschen keinen Wechsel der Herrschaft, aber wir erwehren uns eines Wechsels des Rechtes und der Kultur. . . . Unsere großen Privilegien tra-

gen wir im Blut und Gewissen... Durch Unrecht und Pein und etwas Angst sind wir geworden, wozu man uns hat machen wollen: „Heloten der herrschenden Rasse“ (184). Fast alles auffallend richtig. „Auch für loyale Willfährigkeit gibt es eine Grenze“ (185). Aber gleich wieder maßlos im fürchterlichen Drohen. Livland „bleibt eine deutsche Provinz des russischen Reiches durch Kultur, Vertrag und Name“ (192). „Wir stehen noch heute so, wie wir zum Reiche kamen: die Stirn nach Osten“ (193). „Die deutsche Nation und deren Nachkommen in diesen Landen und diese Lande für die deutsche Nation und deren Nachkommen, das ist die Summe aller Kapitulationen. Erfinden Sie einen deutlicheren Ausdruck für ein großes Recht!“ (194.)

Mitten im eifrigen Citiren drin, fällt mir aus einem Liedchen das Wort ein: „Du bist verrückt, mein Kind.“

Aus Fr. Bienemanns „Aus baltischer Vorzeit“ (1869) nur einiges, wobei ich bemerke, daß, wie immer, auch hier unter „Land“ die deutsche Kolonie Livlands, unter Umständen nur die hiesigen Ritterschaften zu verstehen sind. Wir lesen u. a.: „Äußere Not lastet auf dem Lande; böse Übel, die im Keime vielleicht noch heilbar gewesen, brechen auf; bittere Feindschaft verfolgt uns und tastet an unser Leben — und wir finden keine Hilfe, keine Abwehr, kein Recht“ (p. 3). „Wir laufen Gefahr, in Sorge für unsre leibliche Notdurft kleinmütig unsere idealen und wahrlich auch sehr realen (sic!) Güter hinzuwerfen in die geöffneten Riesennarme, deren wuchtige Liebkosung uns bald erdrücken würde“ (4). „Livland ist eine deutsche Kolonie“ (5). „Die deutsche Kolonie... ist treu dem Volke, dem sie entstammt“ (6). „Livland ist eine „deutsche Landschaft“ (7). Der deutsche Leser livländischer Geschichte müßte „zur Gewißheit gebracht werden, daß er ein welthistorisches Recht an sein Land habe, dem die Pflicht entspricht, mit der selbstlosen Hingabe an dasselbe dessen Rettung zu erkaufen“ (9). Wir sagen welthistorisches Unrecht. Die Aufgabe der deutschen Kolonie in Livland ist: „Vorposten deutscher Macht am baltischen Meer, Missionsplatz europäischer Bildung (!) für den Osten zu sein“ (33). „Unsere Burg hat die Probe schon bestanden. Die Besatzung harre aber aus und warte des anvertrauten Postens!“ (34). „Wir kennen den Verrat und nur zu gut jene naive Arglosigkeit, die mit jedem gut Freund ist. Die Wächter mögen wachen!“ (42). „Wir sagen: Vaterland — und wir verstehen uns nicht“ (45). Das kommt wohl von der Vaterlandslosigkeit. Seite 4 spricht Bienemann von einer „Durchgangssphase unsers Landes“ und Seite 123 von der „Phase, in der wir stehen“. Also noch immer auf der Wanderung begriffen. „Diese Provinzen sind keine Eroberungen, — sie sind das Vermächtnis, das Patkull seinem Freunde

und Bundesgenossen zur treuen Pflege übergeben hat" (180). „Seinen deutschen Namen verleugnet Livland so wenig, wie seine Pflicht" (181).

Als in den siebziger Jahren eine heftige Polemik zwischen den konservativen und liberalen Adligen Livlands im Gang war, erschien, wenn ich nicht irre, aus der Feder eines livl. Barons, der bei der Ritterschaft eine Vertrauensstellung inne hat, eine Broschüre unter dem Titel „Offene Worte über baltische Landespolitik.“ Da heißt es: „Glauben die Esten wirklich, daß sie sich dann dem übermütigen Feinde (Russen) gegenüber, wenn es demselben gelingen sein wird, mit dem zähen Deutschtume, das seine Wurzeln durch die ganze weite Welt erstreckt, fertig zu werden — werden intact erhalten können, nachdem sie in unverzeihlichem Übermut mit dazu beigetragen, den einzigen Schutzwall auch für ihre Eigenart zu zerstören?“ (p. 42). War nicht Eure Sache! Auf Seite 71 läßt sich Verfasser dazu herab, zwischen Baltien und — Rußland von einer „Waffenbrüderschaft“ zu reden, um, wenn diese da ist, den Feind „tüchtig in die Pfanne zu hauen“. Das Wichtigste in dieser Broschüre ist ein vollständiges Programm, das für das staatliche Leben Livlands entworfen wird. Indem der Herr Baron sich an die russischen Staatsmänner wendet, kleidet er seine Staatsweisheit in folgende Worte: „Und wenn es nun Ihrer Fürsprache glückte, vollständige Abstellung fernern Sprachzwanges und Restitution der durch denselben schon alterirten Verhältnisse zu erlangen; wenn es Ihnen daneben glückte, uns etwa einen obersten Justizhof, ein sog. ‚baltisches Obertribunal‘ mit seinem Sitz in Riga zu erbitten; ferner statt des viel Ärgernis gebenden — zu unbestimmt gestellten — Ostsee-Comités ein für sich abgeschlossenes Institut, einen vollständig selbstständigen, nur unter unserm Erhabenen Schirmherrn stehenden ‚baltischen Senat‘ mit seinem Sitz in der Residenz als Gesetzgebungs- und letzte Revisions-Instanz; — — und wenn Sie die Wohlthat dieser Einrichtungen dadurch für uns noch besonders wertvoll und gesichert machen, daß Sie uns bei der Besetzung der obersten Richterposten und Senatorenstühle eine verhältnismäßige, durch Wahlrechte bedingte, Beteiligung erwirkten, und wenn Sie noch weiter aus rein öconomischen Rücksichten für eine Generalverpachtung der hiesigen Kronsdomainen an die entsprechenden Ritter- und Landschaften plaidirten — und Ihre uneigenmütigen Bemühungen krönte Erfolg! Was meinen Sie wohl, welche Folgen dieser Erfolg haben würde?.... Können Sie übersehen, welchen monumentalen, wahrhaft Achtung gebietenden Effect dieser glänzende Beweis wahrer Humanität, die so einfache, nach keiner Seite hin verstoßende Lösung dieser kleinen, aber ewig zähen baltischen Frage auf den Völker-Areopag Europas hervorbringen müßte? Empfinden Sie nicht,

wie mit diesem durch Gerechtigkeit gebotenen, Ihre eigenen Interessen wesentlich fördernden Schritte Rußlands ganze Stellung Europa gegenüber mit einem Male eine wesentlich veränderte, eine unvergleichlich hervorragende werden würde?" (77—80.) Baltiens „Zugehörigkeitswille“ wird hievon abhängig gemacht (81). Also ein Elsaß-Lothringen am Embach, geschaffen von einer Drohnenklasse, die nur ein paar Prozent der Bewohnerschaft ausmacht. Nein, das ist wohl *mania grandiosa*.

Liest man die Masse der Gratulationen, welche die Jurjewer Korporationen zu ihren Festen erhalten, so denkt man, daß die Herren unverzüglich dreinschlagen werden und sich die fürchterlichen Feinde einmal vom Halse jagen. „Heil dem Bund alle Stund! Wie sich auch die Schrecken thürmen, trogen Wettern wir und Stürmen!“ „Und von der schlummernden Nacht bedeckt, glüht der Gedanke, der ewige, fort!“ Und dergl. mehr.

Wer in der einschlägigen Litteratur orientirt ist, weiß, daß ich nur einen Tropfen aus dem Meer genommen. Die „besten“ Sachen sind mir an Ort und Stelle überhaupt nicht zugänglich. Von W. von Bock, Eckardt, Erwin Bauer usw. gebe ich kein Citat, von der Hochflut anonymen Broschüren und Zeitungsartikel gar nicht zu reden, die ohne Zweifel baltischen Ursprungs sind.

Zur dürftigen Ausfüllung dieser großen Lücke gebe ich hier „einem Deutschen“ das Wort, aus dessen Feder 1891 in Erlangen eine Broschüre unter dem Titel „Aus den russ. Ostsee-Provinzen“ erschien und in welcher der Verfasser gegen die wilde Wut kämpft, wie sie in baltischen Pamphleten zum Ausdruck kommt. Die Deutschen schicken aus Livland für Deutschlands Zeitungen Berichte und diese sind „zum größten Teil erfüllt von Ausbrüchen wildesten Hasses gegen Rußland, voll Ausbrüche grellster Entstellungen, grober Lügenhaftigkeit, giftiger Verleumdung. Das ganze russische Volk, seine obersten Beamten, alles ist in gleicher Weise der ungezügelten Laune und dem verwahrlosten Willen des tollen Skribenten verfallen (p. 12), alles ist entstellte Tendenzwaare und enthält unlautere, betrügerische, verleumderische Dinge“ (13). „Gehen diese Herren auf Losreißung der Provinzen aus? Es könnte so scheinen. Aber wir haben Ursache, auch hieran zu zweifeln. Sie gehen vor allem auf ihren eigenen Vorteil aus. Deutschland, an das sie sich wenden, soll ihnen nur das Mittel abgeben, ihre eignen Vorteile durchzusetzen und vor weiterem Schaden zu bewahren. Um dies zu erreichen, würden sie sich indessen — dies geht unzweideutig aus ihren Berichten hervor — keinen Augenblick besinnen, einen Weltbrand hervorzurufen und Deutschland auf Rußland zu stürzen... Sie sind nicht ungefährlich, richten viel Unheil an, sowohl in Deutschland wie in ihren

eigenen Provinzen, und müssen darum Beachtung finden.“ (15). „Das Merkwürdigste an allem bleibt, daß sich jene Wenigen in ausgesprochener Weise mit ihrem deutschen Ursprung brüsten, auf denselben pochen und in den Berichten viel von Liebe zu Deutschland sprechen... Ihre Handlungsweise ist verräterisch an ihrer neuen Heimat (d. h. Pöland) und am Mutterlande zugleich... Man kann ihnen nur den Charakter vaterlandsloser, verwahrloster Personen zusprechen, die ihr nunmehriges Heimatland, Rußland, beleidigen, verleunden und in verräterischer Weise behandeln. So pflegen sich Deutsche nicht zu betragen... Für solche Kundschaft und Kindschaft muß sich Deutschland aufs Schönste bedanken“ (16). Verfasser versucht die Frage zu beantworten, wer diese Leute eigentlich sind, und glaubt sie jedenfalls unter den Deutschen unsrer Heimat zu finden, vielleicht nur wenige, die aber durchaus systematisch arbeiten. Bekanntlich haben die „Hamburger Nachrichten“ vor etwa zehn Jahren baltische Barone und Geistliche für diese Umtriebe verantwortlich machen wollen. Verfasser gibt ferner eine Probe aus der № 521 der „Neuen preussischen Ztg.“ v. 1890, in der es u. a. heißt: „Die Schule ist funditus ruiniert, das gesammte Justizwesen verdorben und durch russ. Gerichtssprache und russ. Formalismus ein Zustand der Rechtlosigkeit begründet worden, der jeder Beschreibung spottet. Die evangelische Kirche wird unter dem Damoklesschwert der barbarischen Bestimmungen des Strafgesetzbuches inmitten eines Kerns evangelischer Bevölkerung nur noch notdürftig geduldet und jeder Monat bringt uns neue Nachrichten von Pastorenverfolgungen. Der Wohlstand des gesammten Bürgerstandes ist gebrochen, der Adel seiner politischen Rechte beraubt, die Landesverfassung beseitigt — was will man noch mehr?“ (22). —

Fragen wir nach den Herzensneigungen der eigentlichen Bevölkerung des Landes, der Esten, so will es mir nicht zusagen, das Lob der eignen Stammesgenossen zu verkünden. Für den Fernstehenden muß zur Orientirung jedoch auf einiges hingewiesen werden.

Der Este hat seine Treue in der Geschichte fleckenlos erhalten und die Geschichte ist seine große Lehrmeisterin der Treue gewesen. Der Treulose stellte sich und die Heimat unter polnische und schwedische Oberhoheit in der Erwartung, seine Paschawirtschaft nach alter Art fortführen zu können. Der Este wäre verloren gewesen, wenn die Regierung das gestattet hätte. Aber was sah er? Er fand unerwartet seinen Beschützer in der Regierung, und bis auf den heutigen Tag lebt unter dem Estenvolk ein warmes Gefühl für die schwedische Herrschaft im Lande. Was Rußland angeht, so gehen erst in letzter Zeit dem Volke die Augen darüber auf, daß

Rußland an ihm ein großes Rettungswerk vollbracht hat und daß der Landesvater, an der Spitze dieses Rettungswerkes stehend, ein warmfühlendes Herz für sein Volk hat und daß die künftige Ausgestaltung unseres Lebens in seiner Vaterhand ruht. Seit 1819 lehrt man dem Esten überall, der baltische Adel habe ihm die Freiheit geschenkt und der Esten ist nie in der Lage gewesen, einen Einblick in die Akten zu nehmen, um widersprechen zu können. Doch glaubt nicht ein Esten daran, sondern alle sind davon überzeugt, daß alles, was dem Esten ein menschenwürdiges Dasein ermöglichte, allein und ausschließlich vom Kaiser kommt. Das ist nun einmal so und so ist es einmal auch verblüffend richtig. Gewähren wir erst der estnischen Volksmasse einen Einblick in die historischen Akten seiner lieben Heimat, lassen wir sie erfahren, was alles der eine gegen ihn und der andere für ihn im Schilde geführt und erfochten und lassen wir die letzten Reste unseres Mittelalters vor unseren Augen in Trümmer fallen, und wir werden einen furor estonicus erleben, der den Esten auf Adlersflügeln zu dem trägt, den er vergöttert, zu seinem Retter und Wohltäter, zu seinem Kaiser und Herrn, für den er heiße Gebete zum Himmel sendet. Bei uns ist die Treue „kein leerer Wahn“, keine konventionelle Gepflogenheit, sondern eine Sache des innersten Herzensgrundes, der tiefsten Überzeugung, unbestechlich rein, heilig, unantastbar.

19. Eine Parallele.

Man kann die deutschen Kolonisten Livlands mit den Ultramontanen vergleichen und dabei etwa folgende Ähnlichkeiten aufstellen.

1. Beide haben eine historische Grundlage, die in jene ferne Zeit zurückreicht, wo die Kirche die Oberherrschaft über den Staat inne hatte.

2. Beide wurzeln nicht im Vaterlande, sondern in der Fremde, beide sind also eigentlich vaterlandslos, wobei der hiesige Deutsch-Balte gleichsam zwei Seelen hat, eine, die konservative, für Rußland, die andere, die liberale, für Deutschland.

3. Der Werdegang weist bei beiden ähnliche Momente auf: Die päpstliche Allmacht hat seinerzeit beiden ein festes Fundament gelegt und wechselnde politische Verhältnisse haben beiden die Möglichkeit gewährt, in den Aufbau sozialer Lebensformen hineinzuwachsen und Stürme zu überdauern.

4. Beide haben eine ähnliche Struktur: Weltliche wie geistliche Herren stehen hier wie dort an der Spitze der Bewegung und erhalten Verstärkung aus fremden Elementen, dort von den Polen, hier von Esten und Letten.

5. Beide sind von dem Schatz ihres Herzens staatlich wie geographisch getrennt, wodurch sie alle beide in ihrer Wirksamkeit geschwächt werden.

6. Beide sind fossil.

7. Die Ultramontanen besitzen in der katholischen Kirche eine großartige Organisation; unsere Kolonisten fühlen sich mit dem Protestantismus der ganzen Welt verbunden und tragen ihre Anliegen durch die Evangelische Alliance vor den Völkerareopag der ganzen gebildeten Welt.

8. Die Leitung der Ultramontanen liegt nicht in der Hauptstadt Deutschlands. Der geistige Mittelpunkt unseres Deutschtums liegt nicht bei uns.

9. Beider Hauptzweck ist die Beherrschung und Ausbeutung des Menschen, der für seine Entbehrungen aller Art im Himmel Ersatz finden soll. Eifrig bestrebt, sich hier auf Erden ein Gottesländchen einzurichten, kommen die Herren selbst weniger dazu, für ihr jenseitiges Leben zu sorgen.

10. Das ultramontane Centrum entspricht unserm Landtage. Jenes ist im deutschen Reich „das Zünglein an der Wage,“ dieser war in Livland bis vor kurzem die Wage selbst.

11. Beiden dient eine einheitlich geleitete und einflussreiche Presse. Was bei uns durch die fehlende Pressfreiheit abgeht, wird durch die Einstimmigkeit der deutschen Blätter ersetzt.

12. Beide wenden sich als Träger und Vertreter einer höheren Kultur, als Repräsentanten des „wahren“ Humanismus an das Volk, ohne ihre Selbstsucht ganz verdecken zu können.

13. Die kirchliche Gläubigkeit und die soziale Langsamkeit der Masse dient beiden als Waffe im Kampf für ihre Interessen.

14. Um die Masse zu fördern, war jedes zweite Wort Windthorst's Sparsamkeit. Bei uns treten die Herren als Beschützer des Volkes, seiner Sprache, Schule u. vor das Volk.

15. Um den Einfluß auf das Volk zu erhalten, befassen sich beide mit Volksangelegenheiten sozialer und politischer Natur, wobei sich beide zum Volk herabzulassen genötigt sind. Kommt der Berg nicht zu Mohammed, so geht dieser zum Berge.

16. Beide wachen ängstlich darüber, daß die Volksbildung ja nicht ihre eigenen Wege geht. Daß ihre Bildungsrichtung aber nicht im Stande ist, das Allerschlimmste zu verhüten, zeigt Italien mit seinen Mordgesellen.

17. Beide wollen inmitten des Volkes herrlich leben und zu diesem Zweck alle alten sozialen und kirchlichen Zustände konservativ erhalten. Das Volk hat „nur künstlich großgezogene Wünsche“.

18. Daher bewachen beide jede Regung der Volksseele, um sie nötigenfalls im Keim niederzukämpfen.

19. Beide gründen ihre Sache auf die Ohnmacht und Unwissenheit des Volkes und beide werden an der Sonne der Aufklärung des Volkes verdorren.

20. Beide bilden einen schweren Hemmschuh für die Entwicklung des Volkslebens.

21. Die Ultramontanen beherrschen das Volk durch das Wort. Hier schiebt man sich an, dieses Mittel zu verstärken, weil die weltliche Macht den Händen der Herren entglitten ist.

22. Bei beiden ist die Macht über das Herz des Volkes im Abnehmen begriffen.

23. „Der Ultramontanismus, der keine Zugeständnisse mehr an die Bildungs- und Freiheitsideale der Gegenwart kennt, ist der konfessionelle, herrschbegierige, unbulbsame Katholizismus, welcher aufs neue die volle Unterwerfung des Individuums, der Welt unter die höchste Autorität der Kirche fordert.“¹ Und unser Deutschtum, das keine Zugeständnisse an russisch-staatliche oder estnisch-volkliche Ideale machen möchte, ist das junkerhafte, selbstsüchtige, dünnelhafte Patriciertum, welches durch die Aufrechterhaltung seiner im Rüstädter Frieden „beschworenen Rechte“ die Heimat um Jahrhunderte zurückschrauben will.

24. Beide vertreten ihre Sache im Namen der Religion, wobei sie sich den Anschein geben wollen, als sei das Seelenheil des Volkes ihre höchste Sorge.

25. Das zügellose Demagogentum im katholischen Gewande wie das Politisieren unsrer deutschen Geistlichkeit scheint dazu angethan, das Christentum aus dem Volke auszutreiben.

26. Gegen Andersgläubige sind sie beide gleich intolerant.

27. Den Gegenstand des bittersten Hasses der Ultramontanen trotz aller Versicherungen bilden nicht die destruktiven Ideen der Zeit, sondern vor allem das Regertum akatolischer Kirchen, die aus sich selbst emporblühende Wissenschaft und die daraus resultierende Weltanschauung. Etwa dasselbe kann auch von unseren Kolonisten gesagt werden; nur ist anstatt „akatolisch“ eine bekannte Kirche zu setzen.

28. Aus taktischen Gründen streben die Ultramontanen nach Parlamentsherrschaft, unsere Herren nach Kirchenherrschaft, die sie beide thatsächlich inne haben.

29. Beide besitzen eine Herrenkirche, deren Verfassung jener ferneren Zeit angehört, in der ein Volk eigentlich noch gar nicht existierte, wo nur die oberen Zehntausend das Volk waren.

¹ Sohm, Kirchengeschichte, p. 199.

30. Die Geistlichkeit beider haßt die „liberale Theologie“ mit gleicher Innigkeit, nicht, weil das religiöse Leben des Volkes daran Schaden nimmt, sondern weil sie von dieser Seite für ihre irdischen Güter Gefahren voraussieht.

31. Beide erheben Klage darüber, daß sich die Kirchen nicht füllen wollen. Bei uns bleibt die Gemeinde zuweilen draußen, um auch den Pastor nicht hineinzulassen.

32. Wie der Ultramontane durch die katholische Kirche an Rom, so ist unser Kolonist durch die luth. Kirche an Deutschland gefesselt, wo Luthers Wiege stand und der ganze Protestantismus sich ausbildete. Luthers Heimat will bei einigen unserer Ultras fast die Stelle Palästinas einnehmen.

33. Die Papstkirche ist vor allem eine politische Macht. Wer ihr dient, wie die Ultramontanen, leistet vor allem politische Dienste, die Deutschland durchaus nicht willkommen sind. Die politische Rolle, welche die deutsche Kolonie Livlands bisher gespielt, ist für den russischen Staat nichts weniger als angenehm. Durch ihre ablige Leitung kommt auch die luth. Kirche in eine schiefe Stellung.

34. Fürst Bismarck hat im deutschen Reichstag am 28. November 1885 u. a. gesagt: „Ich habe das gelernt, daß mit den Grundsätzen der Politik des Centrums weder das deutsche Reich, noch der preussische Staat auf die Dauer existiren können. Ich habe gelernt, daß ein Bund mit den Herren nicht zu flechten ist, ohne die Existenzbedingungen der preussischen Monarchie aufzuheben.“ Ganz dasselbe gilt für Rußland von den Grundsätzen der baltischen Politiker, wie solche durch deren praktisches Verhalten und ihre politischen Schriften zu Tage treten.

35. „Unter den klerikalen Demagogen fehlen die Elemente nicht, die heute wie vordem jede Stunde bereit sind, mit fliehenden Fahnen zum Landesfeind überzugehen.“¹ Um ihre egoistischen Zwecke zu erreichen, würden manche unsrer Kolonisten „sich keinen Augenblick besinnen, einen Weltbrand hervorzurufen und Deutschland auf Rußland zu stürzen.“²

36. „Eine übermäßige Kräftigung des Staates will ich nicht,“ hat Windthorst seinerzeit bekannt. Über Livland und seine deutsche Kolonie möchte diese überhaupt keine Macht sehen: „Das Gefindel der russischen Verwaltungs-Nihilisten!“³

37. Bei beiden gilt der Satz: Und der König absolut, wenn er unsern Willen thut.

¹ D. Mittelsädt, Vor der Fut, 1897, p. 44.

² Aus den russ. Ostseeprovinzen, p. 15.

³ Aus den russ. Ostseeprovinzen, p. 24.

38. Beide streben eine möglichst große Unabhängigkeit vom Staate an.

39. Beide haben ihre Jesuiten, die bei beiden außer Landes weilen, um gegen das Vaterland mündlich und schriftlich zu hetzen.

40. Die Geistlichkeit beider huldigt dem Grundsätze, Gott mehr gehorchen zu müssen als Menschen und gerät dabei mit dem Gesetz in Konflikt. Dort straft man die Herren meist durch Entziehung staatlicher Diäten, hier stellt man sie vor den Richter. In den 70-er Jahren standen von den 105 livl. Predigern nicht weniger als 93 unter Gericht.

41. Wegen Mißbrauches der Kanzel wurde in Deutschland 1871 ein Kanzelparagraph erlassen. Bei uns drängen die Herren Prediger auf einen solchen hin, indem sie von der Kanzel aus mißliebige Schulmeister mit ihren Schulen an den Prangen stellen und, wie noch kürzlich in Jewe, die ministeriellen Schulen so maßlos angreifen, daß die Leute die Kirche verlassen und behördliche Untersuchungen nötig machen.

42. Die Lehre, daß die Obrigkeit von Gott sei und daß man dem Kaiser geben soll, was des Kaisers, und Gott, was Gottes sei, wird zwar von beiden mit Nachdruck vertreten; allein als die höchste von Gott eingesezte Autorität gilt dort der Papst und bei uns waren ja bis vor kurzem unsere eignen Herren fast die alleinigen Autoritäten des Volkes im Lande.

43. Das ultramontane Centrum besitzt eigentlich kein wirtschaftliches Programm. Es wendet sich ohne Unterschied von Beruf und Stand an alle, von welchen Wahlstimmen zu haben sind. Ebenso ist unsrer Kolonie jeder willkommen, der ihr Gefinnungsgenosse sein will. Ihre stärkste Stütze finden jedoch beide an dem städtischen Handwerker.

44. Die Ultramontanen besitzen an den Polen treue Gefinnungsgenossen. Eine gleiche Staatsverfassung vorausgesetzt, würde der Deutsche auch bei uns sich nicht vergeblich nach Freunden umschauen und im Staatskörper, wenn auch nicht „die Zunge an der Wage“, so doch einen kleinen Klotz am Fuße bilden.

45. Die polnisch-ultramontane Bewegung ist wesentlich eine Adelsbewegung. Vom polnischen Arbeiter hat der deutsche Staat nichts zu fürchten. Die Gefahr liegt nach Bismarcks Ansicht im polnischen Adel. Die ganze deutsche Kolonie Livlands von oben bis unten wird in deutsch-nationaler Hinsicht vom deutschen Adel geleitet, und wohin gestrebt wird, ist nicht unbekannt, wie an anderen Stellen des näheren ausgeführt wird.

46. Die pathologische Behandlung beider verlangt operative Eingriffe seitens der Staatsgewalt.

47. In polnischen Landsteilen strebt der preussische Staat durch Auskaufung polnischer Güter eine Gesundung der Verhältnisse an. Wie wäre es damit bei uns?

48. Beide haben nicht wenig erreicht. In Deutschland mußte man in dem Kulturkampf das Ungeheuerliche erleben, daß der Staat, ein Bismarck an der Spitze der Aktion, den Ultramontanen unterlag, und jetzt majorisirt das Centrum den deutschen Reichstag. Daß es bei uns einer verschwindend kleinen Minorität im Lande gelungen ist, ihre mittelalterliche Herrschaft in der Heimat so lange aufrecht zu erhalten, ist nicht minder auffallend.

49. In ihrer Wirksamkeit ignoriren beide die Erkenntnis, daß es völlig aussichtslos ist, moderne Staaten und Menschen zu mittelalterlichen Zuständen jemals noch zurückzuführen. Der General Vorwärts wird sie besiegen.

50. Um auch in der äußeren Bezeichnung beider einige Ähnlichkeit zu haben, könnte man, wie dort von Ultramontanen, so hier von Ultramarinen reden.

In einigen wenigen Stücken weisen beide eine gewisse Unähnlichkeit auf.

1. Rußland kann aus staatlicher Machtvollkommenheit durch zeitgemäße Gesetzgebung ohne große Schwierigkeit staatliche Interessen in seinen baltischen Provinzen wahrnehmen und „alles zum besten kehren“, womit schon ein guter Anfang gemacht ist. In Deutschland ist ein ähnlicher Versuch bei dem Kulturkampf gescheitert. Der Staat hatte nicht die nötige Macht und mußte nach Canossa.

2. Die katholische Bevölkerung Deutschlands steht unter dem Bann der römischen Kirche, die über ihr Herz herrscht. Die Herrschaft der luth. Kirche Livlands über die Herzen des Volkes ist nicht so tief begründet. Unsere Geistlichkeit lebt hier in Illusionen.

In diesen zwei Punkten erscheinen unsre Kolonisten, mit den Ultramontanen verglichen, in einer geschwächten Position, während sie in den folgenden Punkten Überlegenheit zeigen. Diese sind:

3. die Nationalität,

4. die Sprache,

5. die gleiche Bildungsgrundlage und

6. das Mutterland.

Durch seine deutsche Nationalität wird der hiesige Deutsche mit seinem deutschen Mutterlande verbunden, während der deutsche Ultramontane in nationaler Hinsicht seinem römischen Centrum gegenüber fremd dasteht. Dasselbe gilt von der Sprache und mithin auch von der Literatur, was nicht zu unterschätzen ist. Dann besitzt unser Kolonist bis heute eine deutsche Bildung, die ihn innerlich zu einem Gliede der deutschen Nation macht und ihn teil haben läßt an allen

Errungenschaften dieser mächtigen Nation. Das gibt seiner deutschen Kolonistenstellung eine große Stärke, während der deutsche Ultramontane dem gegenüber sich wesentlich geschwächt sieht, indem dieselben Momente ihn nicht mit Rom, sondern mit Deutschland verbinden. Fast noch mehr gilt das vom Mutterlande unsers Kolonisten, das ihn an Deutschland fesselt, wo aber der Ultramontane kein italienisches Mutterland kennt.

7. Außerdem bindet eine ansehnliche katholische Litteratur, in deutscher Sprache geschrieben, den Ultramontanen nicht an Rom, sondern an Deutschland, schwächt ihn also in seinem Ultramontanismus, während unser Deutscher in Glaubenssachen nicht eine Zeile in russischer Sprache besitzt.

8. Endlich ist anzuführen, daß einige unsrer Kolonisten über ihr russisches Vaterland stärker schimpfen als die Ultramontanen auf ihr deutsches Vaterland. In Italien machen sie selten ihren ultramontanen Mund auf, während sich einige eifrige Ultramarinen an dem Geschimpf, das sie über unser Vaterland ausgießen, aufrichten. Der Ultramontane hängt viel mehr an Berlin als der Ultramarine an Petersburg.



VI. Die estnisch-nationale Bewegung.

20. Die nationale Bewegung unter den Esten.

Es geht ein Gespenst im Lande umher, mehr Sage und Dichtung als greifbare Gestalt. Obgleich es durchaus nicht im stande ist, Erwachsene bange zu machen, kann ich doch nicht umhin, einen Augenblick bei ihm zu verweilen, um es bei Tageslicht zu betrachten. Ich meine die estnisch-nationale Bewegung in ihrer harmlosen Erscheinung, die aber Beachtung verdient, weil sie unter Umständen den Versuch machen könnte, zu etwas Unmöglichem und Unerwünschten auszuwachsen. Die Beteiligten würden dabei ungefähr dieselben Erfahrungen zu machen haben, wie jene Herren, die da meinten, in Baltien, also unter den Thoren der Welthauptstadt Rußlands, wäre ein deutscher Kolonialstaat möglich. Aus Livland kann man kein perpetuum mobile machen. Livland ist nolens volens eine russische Provinz, und dabei bleibt es. Ohne die Anerkennung dieses Faktums erscheint jede Diskussion über unsere Heimat fruchtlos.

Es handelt sich bei der vorliegenden Frage nicht etwa um die Sorge, die der Staat sich um unsere Provinz in nationaler Hinsicht zu machen jemals in die Lage käme, sondern nur um unser subjektives Empfinden, vor dessen Irreleitung wir uns zu bewahren haben, um die Gemütslichkeit unvernünftiger Weise nicht zu stören. Kein Tropfen Herzblut für phantastische Pläne! Will sich Jemand trotzdem zum Narren machen, so mag er nach dem Monde greifen. Er kriegt ihn nicht. Und schließlich ist das für ihn und die Seinen durchaus gut.

Die Geschichte kennt eine ganze Reihe estnischer Volksbewegungen. In der sog. angestammten Periode, d. h. in der Periode der ungeführten Willfür der Fremden von 1159—1561, waren es

Volksaufstände, verzweifelte Versuche, den Volksstamm vor sicherem Untergang zu retten, wie z. B. der große Aufstand von 1343. Da stand der Erste zu seinem Unterdrücker in keinem staatlichen Verhältnis, weil bei uns kein Rechtsstaat herrschte, sondern das Faustrecht. Es fehlte ein Landesvater, es fehlten Unterthanen, es fehlte ein Verhältnis die Treue. Es waren nur Ausbeuter und Ausgebeutete da, bei welchen die nackte Gewalt maßgebend war.

Als Livland später an Polen, Schweden und endlich an Rußland eine Oberhoheit bekam, hörte diese rohe Art der Volksbewegung auf, ohne jedoch, daß völlige Ruhe in die Estländorfer eingefeiert wäre. Die Bewegung nahm eine andere, aber, wie die angestammten Herren im Lande meinten, nicht minder hochgefährliche Richtung und drohte alles über den Haufen zu werfen: Die Leute, die ihre traurige Lage übersahen, konspirirten im Stillen und wollten nichts Geringeres als — vor ihrem Kaiser einen Kniefall machen und von ihm Hilfe ersuchen. Nein, das mußte doch verhütet werden! So viel muß Livland an seinen von Gott verordneten Vertretern Autorität besitzen, daß so was nicht passirt. Es mag hier ein Beispiel angeführt werden von der Art und Weise, wie die Herren solche Dinge behandelten. Wir nehmen das Beispiel aus Kurland, das bis Ende des vorigen Jahrhunderts noch unter Polen stand.

Mitauer Kleinbürger, die meist noch Deutsche waren oder für solche galten, hatten die Stirn gehabt, 1790 im polnischen Ministerium eine Petition einzureichen, in welcher sie um Abstellung mancher Ungerechtigkeiten baten. Als dieser verräterische Schritt der Mitterschaft bekannt wurde, schickte sie schleunigst eine Deputation nach Warschau, die in ihrem Namen durch folgendes Schreiben die Gefahr abzuwenden suchte. Sie schrieb: ¹

„Da Endes unterzeichnete erfuhren, daß gewisse einzelne Bürger die Unverschämtheit so weit trieben, sich in dieser Residenz für Deputirten der vereinigten Staade und glieder des Bürgerstandes in Curland und Semgallen auszugeben, so eilen Sie, Einen Erlauchte Ministerio hier — durch unterthänigst anzuzeigen, daß diese Kühnheit desto strafbarer sey, jemehr sie dahin strebt, Se. Koenigl. Majestät, und die allerdurchlauchtigste Republic, Durch eine Recke herausnehmung, zu überlisten und zu hintergehen.

Die hiebeugefügte Actenstücke thun dar!

1) Das dieser sogenannte Bürgerverein nichts anders als ein künstlicher Plan, der in der Finsterniß entworfenen, und in seinen Grundsätzen eben so widerrechtlich als gefährlich in seine Folge ist.

¹ Rigasche Rundschau № 41, 1898.

2) Das diese Zusammenrottung, durch den größten und nützlichsten Theil der Bürgererschaft gemisbilliget, wie solches aus der hier in extenso beigefügten Protestation zu ersehen.

3) Ist es klar das nur ein Schwindel Geist die unschließliche, den 12. July 1790, in der Fürstl. Kanzeley eingereichte Reclamation, hat ein geben können.

Hierinnen behaupten die Anführer dieser Kabale, unter andern das Frankreich alle seine Bürger, nur durch den Umsturz seiner alten mangelhaften Constitution glücklich gemacht hätte; Eine schreckliche Behauptung, die über die abscheulichen absichten weiter keine Zweifel übrig läßt, — nemlich — Curlands Adel zu vernichten, — den Staade zu beunruhigen, — das glück seiner Einwohner zu zerriten — die gegenwärtige Staats verfassung umzustößen — und auf deren Ruinen einige Bürger hinzustellen, deren Stolz weder Ziel noch Grenzen kent.

Betroffen über diese schädliche entwürffe, Schreien der friedliche Künstler und der Tugendhafte Gewercker über Ueberraschung, in dem sie den Abgrund sahn, in welchen einige unbekante, aber fühne — Menschen, sie stürzen wolten. Diese Ehrlichen und Rechtshaffenen Männer, trennten sich unmittelbar von ihnen, und machten die gerechte und einfache Bemerkung, das wan man um die abschaffung etwaiger Mißbräuche ansuchen wolte, dieser dunckele und unregelmäßige Gang unnütz sey, und selbst die ersten grundsätze jeder Gesellschaft beleidigen, die solche heimliche Verbindungen verbiete.

Endes unterzeichnete ohne in den Grund und geheimen Entzweck der so genannten Bürgerlichen Deputation ein zu gehn, bitten das Erlauchte Ministerium diese vermeinten deputirten abzuweisen, mit dem warnenden Befehle, den gesetzten des Staats mit mehrerer Ehrfurcht zu begegnen — auf dem gewöhnlichen, und durch den Gebrauch geheiligten Wege, ihre etwaigen Bitten und Beschwerden gehörigst umzubringen (!), und fernerhin keinesweges den auffruhr zu nähren und zu begünstigen.

Sie erinnern sich nicht, diese unruhigen Geister, das der größte Theil von ihnen ausländier sind und als Fremdlinge in Curlands Freystadt Brodt gesucht und gefunden haben, — das die unmäßigen Reichthümer, die sie auf Kosten des Adels zusamen gebracht, ihnen nicht vergessen lassen solten, was sie ihren Wohlthättern schuldig sind — und das sie vorzüglich die Rechtshaffenheit ihrer ruhigen und Ehrlichen Mitbrüder, nicht beslecken solten, denen sie diejenige Undankbarkeit zumuthen, welche doch nur in ihren Herzen allein Sitz hat.

Zufolge dieser Prämissen protestiren endes unterzeichneten feyerlichst, im Namen E. Hochwohlgebohrenen Ritter und Landschafft der

Herzogthümer Curland und Semgallen, wieder diese vermeinte deputation, welche sich auf eine ungültige und den gesetzen aller gegitteten Völker entgegen laufende weise, selbst erschaffen hat.

Warschau, 8. März 1791.

Heyking, Lüdinghausen-Wolff, Grotthuß,
der Curischen und Semgalleschen
Ritterschafft Deputirte."

Die Komik dieses geharnischten Protestes mag uns ein Lächeln abzwingen, mag uns das Bild des edlen Herrn Ritters Don Quijote vor die Seele zaubern, eines Ritters, der anstatt gegen Windmühlen gegen Mücken kämpft und dabei grammatischen und orthographischen Tücken seiner Muttersprache erliegt; allein es liegt System darin, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat und kürzlich noch vom ev.-luth. Generalkonfistorium in einer Eingabe an das Ministerium in Anwendung kam. Die Herren hatten sich darüber zu äußern, was sie über eine estnische Professur der praktischen Theologie wohl dächten. O, meinten die frommen Herren, dahinter stecken — staatsgefährliche Untriebe der Jungesten! Das Weltreich Rußland mag nur auf seiner Hut sein und es nicht zulassen, daß staatliche Grundlagen dadurch erschüttert werden, daß man den Esten die Religion — in ihrer Muttersprache lehre, denn darüber handelt es sich bei der betr. Professur. — Wie nervös zuckte der Telegraph 1881 zwischen Petersburg und Riga, als es unerwartet bekannt wurde, die Esten hätten eine Deputation nach Petersburg gesandt, um am Grabe ihres Befreiers Alexander II. ein Gebet zu verrichten! Wie dürfen sie sich unterstehen, ohne ritterschaftliche Erlaubnis zu beten! — Als in den 60-er Jahren auf eine andere estnische Deputation Jagd gemacht wurde, war die Situation immer und wieder dieselbe wie 1791 in Kurland, wo die Herren ihre Landesgespenster los ließen.

Ganz dasselbe System wird bei der estnisch-nationalen Frage befolgt, um sie als ein wahres Gott sei bei uns darzustellen. Was alles hat man da von „Massenwahnsinn“, von estnischen Großpolitikern des Hinterdörflens oder gar, um das Maß aller Schrecken voll zu machen, von estnisch-finnischer Freundschaft zusammengefabelt! Doch wie schrecklich auch ein Gespenst sein mag, das Schrecklichste bleibt an ihm, daß man es nie zu Gesichte bekommt. Das an die Wand gemalte Gespenst rührt sich nicht, aber da kein Ersatz ausgedacht werden kann, kändelt man mit ihm weiter.

So lange das ackerbauende Estenvolk nur sein Stückchen Erde von seinem Großherrscher in Pacht hatte, bildete es gewissermaßen noch

ein Nomadenvolk, bei dem vom nationalen Leben nicht die Rede sein kann. Erst als 1865 jede Frohne verboten wurde und die Auskaufung des bäuerlichen Grund und Bodens in Fluß kam, trat man in eine Zeit, in welcher man eventuell nach dem Geburtstage einer estnisch-nationalen Bewegung suchen könnte. Vor dieser Zeit lassen sich nicht einmal rein literarische Anzeichen derselben wahrnehmen. Kreuzwald, der Herausgeber des Kalewipoeg, hat in seinem langen Leben 50—60 estnische Bücher geschrieben, ohne die estnisch-nationale Seite Baltiens zu berühren. Und F. W. Jannsens Schriften sind meist belletristischen oder gar religiösen Inhaltes. Als zu Anfang der 70-er Jahre E. K. Jakobson im Jannsen'schen Blatt „Eesti Postimees“ einige baltisch-politische Fragen zur Sprache brachte, namentlich das mangelhafte Volksschulwesen tadelte, wurden ihm die Spalten des Blattes durch eine geheime Abmachung geschlossen. In seinen „Drei vaterländischen Reden“ sprach Jakobson schon 1868 zwar von baltischer dunklen Vergangenheit, ohne aber aus dieser historischen Sache eine nationale zu machen.

Erst mit dem Jahre 1869 beginnt unter den Esten eine neue Zeit, ein neues Leben. Ob dieses national genannt werden kann, werden wir sehen, indem wir das erwachende Leben in seinen einzelnen Erscheinungen kurz überblicken wollen.

Die Esten feierten 1869 das 50-jährige Jubiläum ihrer Freilassung durch ein allgemeines Gesangsfest in Dorpat. Das Fest gelang über Erwarten gut und flößte vielen etwas Selbstvertrauen ein. In der Folge erschallte überall in den Dörfern und Schulhäusern vierstimmiger Chorgesang und zeitigte noch eine lange Reihe allgemeiner Gesangsfeste. Wille und Fähigkeit war im Volk unverkennbar; allein die Leitung war unfähigen Händen zugefallen, alles wurde flach, ja trivial, so daß in unsern Tagen diese Gesangesperiode so ziemlich als abgeschlossen zu betrachten ist.

Das erste Fest war ein Dankesfest zur Erinnerung an den Zar-Befreier und die meisten folgenden Feste knüpften auch an irgend ein staatliches Fest an. Die Texte der meisten Festlieder trugen daher auch den Charakter vaterländischer Gefühle. Erst in letzter Zeit zeigte sich eine andere Tendenz, die den Festen einen deutschen oder luth.-kirchlichen Anstrich geben wollte, doch ohne bemerkenswerten Erfolg.

Liedertexte sind vorzüglich geeignet, großen Massen gewisse Gedanken und Gefühle hineinzufügen. Hätte man hier irgend welche Principien befolgt, hätte man einiges erreichen können. Allein daran wurde nicht gedacht. Ein jeder suchte sich Lieder aus, die ihm gefielen oder denen sein Chor gewachsen war, suchte sich einen passenden Text dazu oder übersetzte den fremden und sang drauf los.

So kamen Lieder wie „Freiheit, die ich meine“, „Eftland, Eftland über alles“, „Die Wacht am Embach“ und dergleichen mehr unter das Volk, wurden mit Begeisterung gefungen und, da sie fo schön waren, auch inhaltlich für paffend gehalten. Daß die Freiheit schon lange da war, daran dachte man weniger. Worin Eftland über alles in der Welt fein follte, das war eine Frage, die nicht gestellt wurde. Und nach welcher Himmelsrichtung die tapfere Wacht am Embach ihre Stirn richten follte — wozu foll ein froher Sänger darnach fragen? Man kommt ganz einfach zufammen und fingt und kehrt dann zum Pfluge wieder zurück. Doch haben fich unter den Sängern fehr viele gefunden, die aus den Liedertexten einen allgemeinen Kern herausfchalteten und nach demfelben irgend welche Zuneigung zu irgend einer Tendenz faßten. Diefes ift aber fo buntscheckig, daß von einer einheitlichen Ideenrichtung keine Rede fein kann. Aus Liedertexten ein nationales Leben aufzubauen zu wollen, wird wohl niemand einfallen. Einzelne Momente, manche Anfae, ja, aber keine nationale Bewegung. Das verlangt mehr.

Das Jubeljahr brachte außer der Gefangseligkeit noch zwei andere, ernftere Dinge — die Gründung einer eftnifchen Knabenschule und eines litterarifchen Vereins. Die Schule follte zum Andenken an die Freilaffung den Namen Alexanderfchule führen und den Unterricht dort fortfeßen, wo die Parochialschule fchließt. Man wollte einigen Volkselementen eine beffere Schulbildung geben, was aber den Herren des Landes durchaus nicht recht war. Daher konnten die Gründer die Schule nicht unter die Ortsschulobrigkeit ftellen, fondern wollten fie dem Ministerium der Volksaufklärung unterftellen. Das aber gerade war es, was die Herren befonders herausforderte. Sie wollten es unter keinen Umftänden zugeben, daß in ihre Gewalt auf diefe Weiße ein Loch gefchlagen werde. Es kam zwischen D. v. Samfon und Pastor Hurt zu einem hitzigen Federkrieg, der mit einem völligen Fiasko Samfons endete und unter den Eften eine fo lebhaftes Teilnahme für die Schule erweckte, daß felbft Bettler ihr Scherflein für die Schule beitrugen und im ganzen ein Kapital von etwa 100,000 Rbl. zufammenkamen. Diefes Kollekte hat viel mehr Leben ins Volk gebracht als das Singen. Diefes war mehr oder minder ein angenehmer, gemutbildender, veredelnder Zeitvertreib; die Kollekte diente einer Idee, die dem Leben Richtung gibt. Nun bin ich aber nicht im ftande, zu denken, eine einzige Elementarfchule mit dem Programm etwa der gegenwärtigen Stadtschule fei der erße und vielleicht wichtigste Grundpfeiler des nationalen Lebens eines Volkes. Vor einem wirklich nationalen Leben habe ich viel mehr Refpekt. Das ift etwas ganz was anderes, als was man durch eine Elementarfchule zu erreichen je im ftande fein wird. Wenn auch im kindlichen Spiel zuweilen ein hoßer

Sinn liegen soll, so kann man dieses Spiel doch nicht mit dem Ernst des Lebens verwechseln.

Was die Thätigkeit des estnisch-litterarischen Vereins anlangt, so war sie in den ersten zehn Jahren (1872—82) unter Hurts Leitung eine fruchtbare. Sie war auch eine estnische, da nur estnische Bücher geschrieben wurden; aber durchaus keine estnisch-nationale. Man hat im Verein nicht einmal über nationale Dinge geredet, geschweige denn einen estnisch-nationalen Chauvinismus gepredigt. Als litterarischer Verein, befaßte er sich meist mit litterarischen und vor allem sprachlichen Fragen und gab unter seiner Chiffre eine Reihe Bücher heraus, darunter viele gute Schulbücher, auch für die Erlernung der russischen Sprache. Daher wurde seine Schließung, die leider wegen innerer Zwistigkeiten erfolgen mußte, schmerzlich empfunden.

Was man mit den Gesangfesten, der Alexanderschule und dem litterarischen Verein wollte, war keineswegs ein estnisch-nationales Leben, sondern Aufklärung des Volkes auf allgemeiner Grundlage. Will man in ein nationales Leben eintreten, so thut man das vernünftigerweise doch nach einem Programm. Dies aber fehlte bei uns und hat uns bis auf den heutigen Tag gefehlt. Aber noch mehr. Uns fehlte nicht allein ein nationales Programm, sondern unsere Patrioten haben ein Programm entworfen, das für ein nationales Leben absolut nicht taugt.

Ende 1878 haben 18 bekannte estnische Patrioten, von denen jetzt schon fast die Hälfte mit dem Tode abgegangen, in einer vertraulichen Zusammenkunft eine Art Programm aufgestellt, das in 15 Punkten ihre Bestrebungen darlegt. Jakobson ist nicht zugegen gewesen, wohl aber seine Freunde Kreuzwald und Weste. Von den 15 Punkten sind nicht weniger als 9 der Sprache gewidmet. 2 berühren die Politik (Kaisertreue und Landtagsberechtigung der Bauerschaft) und die übrigen 4 die Volksschule, die Hochschule, die Kirche und endlich ein Punkt das nationale Leben — der Erste soll nicht zu den Deutschen hinüberlaufen. Das ist alles, und ich glaube, daß selbst dieses den betr. noch lebenden Herren kaum mehr bekannt sein dürfte, da sie das einzige Exemplar der Niederschrift seit langem nicht mehr in der Hand haben.

Man war also programmlos und programmlos arbeitete auch die estnische Presse, die diesen Namen nicht verdiente, da sie nur durch 2 Wochenblätter kleinen Formats vertreten war, die in nationalen und politischen Dingen nichts leisteten. Die Gründung neuer Blätter wurde, wie man wohl mit Recht annimmt, von Riga aus verhindert. Jakobson mußte 10 Jahre auf die Konzession seiner Sakala warten. Erst als diese 1878 erschien, kam Leben in die Presse, die einige Jahre darauf 14 Blätter zählte, deren Zahl aber dann wieder sank.

Aber auch Jakobsons *Sakala* machte bei seinem ersten Erscheinen den Eindruck der Programmlosigkeit. Und nicht allein das. Jakobson strebte ausgesprochenermaßen nichts anders an als die deutsch-estnische Freundschaft, für die man in unsren Tagen nur ein Lächeln hat. Das hatte Jakobson in der „Neuen Dörptschen Ztg.“ (Nr. 205 v. J. 1876 und Nr. 5 und 6 v. J. 1877) dargelegt. 1878 hielt er in Bernau eine Rede auf der Ausstellung und schloß sie mit dem Satz: „Ich wünsche, daß die Zeit nicht mehr fern sein möge, wo alle drei Stände unsers Landes gemeinschaftlich in schönster Harmonie zum Wohl unsrer teuren Heimat arbeiten. Ein Hoch dieser neuen Zeit der gegenseitigen Achtung und der wahren Brüderlichkeit!“ Und noch 1879 verteidigte er diesen Standpunkt in einer Broschüre „Df-fene Antwort“ recht energisch und versicherte ausdrücklich: „Das ist mein politischer Standpunkt; einen andern habe ich nie vertreten.“

Dieser Standpunkt enthält nichts, was nach estnischem Nationalismus röcke. Daß Jakobson ihn so nachdrücklich vertrat, kam wohl davon, daß er sich an die liberale Adelspartei anlehnen wollte, um mit deren Hilfe die Landtagsberechtigung der Bauerschaft zu erwirken. Erst als er sich in dieser Hoffnung getäuscht sah, zog er andre Saiten auf. Aber kaum hatte er, nachdem sein Blatt auf Vorstellungen örtlicher Autoritäten 8 Monate sistirt gewesen, den Kampf gegen die Alleinherrschaft unsrer Herren aufgenommen, als er schon Anfang 1882 starb, ohne auf dem Felde nationaler Arbeit Wandel geschafft zu haben.

Samenförner freilich hatte er gestreut, die später aufgingen und, ohne seine Kontrolle, manche gute wie schlechte Früchte trugen. Die Sache war um so mißlicher, da im Sturm der Leidenschaft gesäet wurde.

Obgleich die *Sakala* bei ihrem ersten Erscheinen auffällig zahm auftrat, war man in deutschen Kreisen dennoch davon überzeugt, daß diese Zahmheit nicht bleibend und daß die alte gute Zeit vorüber sei. Der Streit zwischen den Herren v. Samson und Hurt hatte gezeigt, wie mißlich es sei, deutscherseits gegen estnische Dinge offen aufzutreten. Selbst wenn das Recht auf deutscher Seite stände, würde das Volk doch seinen eignen Söhnen Recht geben. Hier aber stand das Recht auf Seiten der Esten, die in ihrer Presse zum Worte kommen wollten. Wollte man doch den Leuten ein Bein stellen, so mußte das Bein den Leuten selbst angehören, wenn es zu etwas führen und nicht gebrochen werden sollte. Aber wie das anfangen?

Wir kennen die Avantgarde des livl. Deutschtums. Die hat den Willen, vorzutreten, und die Disciplinarmittel, den Einzelnen vorzuschicken.

Die Schickung hatte es gewollt, daß unter den wenigen offiziellen Mitarbeitern der *Sakala* auch Pastor Hurts Name stand. Eine

ähnliche Unvorsichtigkeit wurde dadurch begangen, daß in der Sakala einige mißliebige Bemerkungen über Geistliche gefallen waren. Nachdem im Frühjahr 1878 auf der Pastorenkonferenz in Werro dieses Gebahren der Sakala zur Sprache gebracht worden, zeigte Pastor Hurt darauf öffentlich seinen Austritt aus dem Verbande der Mitarbeiter der Sakala an. Die Motivirung dieses Schrittes enthielt aber eine Anklage gegen das Blatt, nämlich die, dasselbe untergrabe die Mauern der Kirche. Daraus machte Jakobson eine Hauptaffaire, die darauf ausging, die Geistlichen aus der leitenden Stellung des litterarischen Vereins und der Alexanderschule zurückzudrängen, was ihm auch gelang. Was von einer gewissen Seite herbeigewünscht wurde, war da: Ein hitziger Kampf unter den Esten selbst.

Große Volkskreise, die sich in den Hilfskomitees der Alexanderschule zusammengethan hatten oder die Glieder des litterarischen Vereins waren, hatten durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, ob die „Partei der Sakala“ oder die „Pastorenpartei“ siegen sollte. Die erstere war sehr rührig, während die letztere sich im Recht fühlte, ihre Popularität im Volk überschätzte und wenig that. Es gab stürmische Sitzungen und heftige Zeitungspolemiken und erst hier wurden Keime estnisch-nationalen Chauvinismus in die Volksmasse geworfen, zwar ohne Absicht, aber doch reichlich.

Aus der Alexanderschule sollte, wie gesagt, eine Knabenschule mit dem Programm etwa einer Kreis- oder Stadtschule werden. Höher konnte man nicht greifen, weil dann die nötige Vorbereitungsschule gefehlt hätte. Daher Anschluß an die Parochialschule. — Das ist rein nichts, das ist lächerlich! hieß es da von seiten der Sakala. Wir wollen viel höher hinauf, dicht vor das Thor der Universität. Ja, und was wollen wir denn eigentlich? Ein Gymnasium? Das ist uns zu abstrakt! Eine Realschule? Zu prosaisch! Nein, wir wollen das Beste von beiden, wir wollen ein Realgymnasium. Dann haben wir etwas, dann lohnt es, Geld zu kollektiren, und verstehen wir Geld zu geben, werden wir auch verstehen, ein Realgymnasium loszulassen und es zu leiten. Natürlich hatte das viel mehr werbende Kraft als eine kleine Elementarschule. Daß dabei aber die reale Welt übersehen wurde und die liebe Logik in die Brüche ging, war nicht zu beweisen. Carpe diem! dachten die Deutschen und rückten mit dem Plan einer niederen Ackerbauschule hervor, spalteten die alte Partei noch in zwei Teile, und das Realgymnasium zog mit allen seinen Herrlichkeiten bei uns als Sieger ein. Die Pastorenpartei mußte das Feld räumen und andern Männern Platz machen. Von der Siegesfreude berauscht, schlug man nun allerlei nationale Kapriolen, ohne auch nur einen Augenblick Zeit zur Besinnung zu gewinnen. Der Sieger hat Recht, und was er sagt, ist richtig.

21. Höhepunkt und Umschlag der Stimmung.

In diese Zeit hoher Erregung fiel ein Lichtstrahl von seltener Wärme und lebenspendender Kraft. Alexander III. hatte den Thron bestiegen und seine Völker wanderten an das Grab des unter erschütternden Umständen dahingegangenen Wohltäters Alexanders II., um bei seinen irdischen Überresten zu beten. Auf meine Anregung sandten auch die estnischen Vereine eine Deputation nach Petersburg, die in der Grabeskirche ein Gebet verrichtete, einen Kranz aufs Grab niederlegte und sogar das hohe Glück hatte, vor den jungen Kaiser treten zu dürfen. Man muß es selbst mit erlebt haben, um beurteilen zu können, wie hoch die Wogen der Freude bei den Esten gingen, als sie das sahen. Ihr unvergesslicher Wohltäter stand in seinem Sohne wieder da, man übertrug alle Dankbarkeit und Hoffnung auf ihn und dieses Gefühl, dem man sich willig und völlig überließ, hat nicht getäuscht: Alexander III. hat die estnische Heimat mittelalterlichen Einrichtungen entrisen und sie einer neuen Entwicklung zugeführt. Wie mit einem Zauberschlage erschien auf estnischen Bauernhäusern die flatternde Reichsfahne und wohl nie ist die Kaiserhymne bei uns mit größerer Begeisterung gesungen worden als in diesen Tagen vaterländischer Freude.

Das hätte genügen können, den innern Hader zwischen Brüdern zu vergessen und gemeinsam die Arbeit zum Wohle der Stammesgenossen wieder aufzunehmen. Das was uns leider nicht beschieden. Die Gegensätze waren zu groß und die Erfahrungen zu klein, um das möglich zu machen. Dazu kam noch der plötzliche Tod Jakobsons, der keinen fähigen, aber sehr viele unfähige Nachfolger fand, die sich gegenseitig in estnischen Dingen überboten. Es waren das Redakteure und Herausgeber estnischer Blätter, deren Vorbildung meist nur in einem Dorfschulmeisterexamen bestand, das sie unter der alten Ära in irgend einem Pastorat abgelegt hatten. Was ihnen an Einsicht abging, wurde durch die Phrase reichlich ersetzt. Es wurde da viel von Jakobsons Politik, von „rein estnischem Geiste“, von der erstaunlich hohen Bildung der Esten, von ihrer großen Litteratur und dergl. mehr geschrieben. Einer meinte sogar, die Esten hätten vollen Grund, „auf ihre Kunst und Wissenschaft stolz zu sein“. Würde man ihn aber fragen, was Kunst und Wissenschaft sei, so würde er die Antwort schuldig bleiben. Es handelte sich eben gar nicht um die Sache, sondern um etwas anders. Zeitungsmenschen haben ihre eigenen Bedürfnisse. Diese haben Strohfeuer gemacht und den nationalen Ofen überheizt, so daß dieser Risse bekam, Dunst gab und greuliche Kopfschmerzen bei manchen verursachte. Aber nur die Fenster aufgemacht, und alles ist

wieder vorbei. Sie haben die estnisch-nationale Sache nicht gefördert, sondern kompromittirt, soweit man von einer solchen überhaupt reden kann.

Was man in ernstern estnischen Kreisen wünscht, mit denen z. B. auch Professor Köler in Petersburg sympathisirt, ist etwas ganz anders. Das sehen wir u. a. aus einem Memorandum, das einige Esten 1881 einem hohen Staatsbeamten übergeben haben. Darin werden folgende Sachen zur Sprache gebracht: Die Normirung der Preise der Bauerländereien; eine Revision der Verkaufskontrakte, die manches Gesetzwidrige enthalten; die Verteilung der Reallasten auf alle Ländereien; die Einführung der Semstwo; die Unterstellung der Volksschule unter das Ministerium der Volksaufklärung, was bereits schon geschehen; die Aufhebung des Kirchenpatronatsrechts; die Einführung der Friedensrichterinstitution, wobei in der ersten Zeit die Regierung die Beamten zu ernennen hätte, was auch schon geschehen ist; eine Neugestaltung der Polizei, auch bereits geschehen; die Einteilung der drei baltischen Gouvernements in zwei; an der Hochschule ein Examen für die, welche später unter dem Volke wirken wollen, wie Pastoren, Ärzte, Advokaten. — Im laufenden Jahr habe ich ein vollständiges Arbeitsprogramm für die Esten aufgestellt und veröffentlicht nach den Grundsätzen, wie sie weiter unten dargelegt werden. Die Etablierung eines eigenen estnisch-nationalen Lebens ist völlig bei Seite gelassen. Nach dem ersten Hauch ist überhaupt eine gründliche Ernüchterung eingetreten, so daß ich nicht wüßte, wer eigentlich in unseren Tagen von den Esten nationalen Götzen noch opfert. Bei einer richtigen Leitung der Dinge würde der ganze nationale Zeitungsrummel ein für allemal vorbei sein.

Unter unseren akademisch Gebildeten gibt es freilich eine kleine Gruppe Esten, die glauben, wohlhabende, gebildete Esten würden allmählig in die dominirende Stellung der Deutschen einrücken und eine Art estnischer Aristokratie bilden. Nach dem Gang der Dinge zu urteilen, dürfte das ein frommer Wunsch bleiben. Im Hinblick auf unsere deutsche Aristokratie findet dieser Gedanke beim Volk keinen Anklang. Die Letzten sind darin weiter, aber ich glaube, die Zeiten der Bildung neuer Aristokratien dürften überhaupt vorüber sein. Selbst die Erhaltung alter will schwierig werden.

Was die patriotische Stimmung des Volkes in den 80-er Jahren anlangt, so erfuhr sie einen Umschlag. Eine ganze Reihe von verschiedenen Umständen wirkte dabei mit, so daß manche ebenso weit nach links gingen wie zuvor andere nach rechts gestürzt waren. Es fehlte dem Volke und nicht minder vielen seiner „Leiter“ die nötige Reife, um sich über die vorliegenden Fragen ein richtiges

Urteil zu bilden. Viele Patrioten zogen sich vom öffentlichen Leben zurück und hinterließen bei manchen das Gefühl der Verlassenheit. Man sah ein, daß man naiven Illusionen gehuldigt hatte und daß das exträumte Paradies dem wirklichen, prosaischen Leben verzweifelt ähnlich sah, sobald man es nur hätte betreten können. Es war ein Plus von Arbeitskraft da, aber man wußte nichts anzufangen. So mancher Chauvinist entpuppte sich vor aller Augen als ein geriebener Geschäftsmacher und mit Widerwillen nahm man wahr, wie der nationale Markt dort am meisten von unlauteren Elementen occupirt war, wo am lautesten geschrien wurde. Nun ja, hieß es dann, wenn es nicht ehrlich gemeint ist, dann ist es Schwindel. Da bin ich nicht dabei. Dann traten wir in die Zeit der Reformen, durch welche viele ohne persönliches Verschulden arbeits- und brotlos wurden. Diese theilten ihre Mißstimmung anderen mit. Die Früchte der Neuerungen konnte man nicht so bald sehen. Das estnische Vereinsleben ging rückwärts und machte einen deprimirenden Eindruck. Besonders schmerzlich wurde die Schließung des litterarischen Vereins empfunden und die Alexanderhsule wurde nicht das, was man erwartete. Das Gesangsfest von 1891 sollte als Freudenfest der 10-jährigen glücklichen Regierung Alexander III. gefeiert werden, gab aber Veranlassung zu Fragen, was man darüber eigentlich denken sollte. Propst Westrèn-Doll erklärte öffentlich, er müsse trauern wegen der schweren „Verfolgungen“ seiner Amtsbrüder. Die estnischen Blätter, deren Zahl bis auf 14 angewachsen war, beobachteten mit Ausnahme meines Blattes „Olewik“ ein beredtes Stillschweigen, das als Verurteilung der Reformen ausgelegt wurde. Die sog. „Russenfreunde“, die im Parteikampf siegten, hatten seinerzeit dem Volk goldene Berge versprochen, aber nichts gehalten. „Wir sind selbst am meisten enttäuscht!“ riefen nun manche, als man sie zur Rede stellte, und wälzten damit die Schuld nach oben ab. Sie hatten viel niedergelassen, aber wenig aufgebaut. Etwa eine halbe Million hatte das Volk für verschiedene Zwecke freiwillig geopfert; aber das Meiste ging verloren. Da erschien der Deutsche, schob die ganze Schuld, nicht einmal die landwirtschaftliche Krisis ausgenommen, den Reformen zc. in die Schuhe und übernahm die Rolle eines Retters in der Not. Über die vielen Pastorenprozesse hörte das Volk nur die Erklärungen der deutschen Seite und machte sich darnach ganz falsche Urteile über die Angelegenheit. Das Gespenst der Russifikation wurde überall an die Wand gemalt. In manchen russischen Blättern wurden die Esten zu hart mitgenommen, besonders auch verdienstvolle Lehrer der alten Ara gehässig behandelt. Kurz, alles war darnach angethan, einen Umschlag in der Stimmung des Volkes herbeizuführen, was im großen Maße auch geschah.

Doch auch diese Periode ist jetzt wiederum vorüber. Erfahrungen machen klug. Man ist darüber gar nicht mehr im Zweifel, daß der lebenswürdige „Retter“ nur an seine eigene „Rettung“ denkt und dabei jeden andern preiszugeben willens ist. Man merkt seine Absicht und wird lustig. —

Als Frucht dieser ganzen verworrenen Zeitperiode kann doch eine gewisse Reife für öffentliche Dinge konstatiert werden, die dem Volke in den Schoß gefallen ist. Trotz alles Bedauernswerten hat es augenscheinlich Fortschritte gemacht. Wo wir hier aber ernste Anfänge eines separaten estnisch-nationalen Lebens suchen und finden sollen, vermag ich nicht anzugeben. Das hat bis hiezu auch kein anderer gethan. Warum schreiben denn aber deutsche Blätter so viel von sogar staatsgefährlichen estnisch-nationalen Dingen? Das ist leicht zu sagen. Sie malen das Gespenst an die Wand und wollen dann die Rolle des Staatsretters übernehmen. Das hindert sie aber nicht, zu gleicher Zeit uns von der Russifizierung retten zu wollen. Ich glaube nicht, daß es auf dieser Trüdelmarktbühne für sie irgend welche Rettungsmedaillen gibt.

22. Theoretisches.

Obgleich das nationale Leben Millionen in Atem hält, hat es sonderbarerweise noch keine gründliche theoretische Untersuchung gefunden. Diese Arbeit könnte freilich erst gemacht werden, wenn das nötige Material beisammen sein wird. Wir müßten von möglichst vielen Völkerschaften Monographien über ihre nationale Bewegung haben, und dann aus diesen allgemeingiltige Sätze ableiten, die als Richtschnur in dieser wichtigen Frage dienen könnten. Um diesem Gegenstande näher zu treten, habe ich die meisten Staaten Europas und einen Teil Kleinasiens bereist, habe aber die Arbeit noch zu keinem Abschluß bringen können, weil die nötige Zeit mir gefehlt hat. Es scheint notwendig, auf diesem Gebiete Klarheit zu schaffen, und hat man diese, so zweifle ich nicht daran, daß im Interesse der Kultur der Kleinvölker die Devise gelten wird: Anschluß der Kleinen an die Großen! Die Großen brauchen die Kleinen weniger als die Kleinen die Großen.

Das Wesentliche und Unveräußerliche ist der Mensch selbst, sein Körper und sein Geist. Die gleiche Abstammung, übrigens ein sehr relativer Begriff, einer Menschengruppe gibt die natürliche und wesentliche Grundlage einer Nation ab. Die Sprache ist nicht so wichtig. Diese ist eine äußere Form, ein Instrument für den Geist, ein Kommunikationsmittel für den geistigen Verkehr zwischen den Individuen. Ein Volk kann seine Sprache durch eine andere aus-

tauschen, ohne anthropologisch ein anderes Volk zu werden. Der Sprache eines Volkes wird eine überaus wichtige Rolle meist deshalb zugewiesen, weil sie bei der Zusammenschmelzung verschiedener Völkerschaften großen Einfluß übt und als bequemes Kennzeichen eines Volksstammes dient.

Die nationale Bewegung ist nie und nirgends Selbstzweck oder Endzweck. Endzweck ist das Wohlergehen der Nation. Das Nationale ist nur ein Mittel zum Zweck, eine Brücke, und zwar nicht einmal die einzige Brücke zum Ziel. Die nationale Bewegung hat dem Volke zu dienen, nicht das Volk ihr. Letzteres erscheint nur zeitweilig berechtigt, wenn es gilt, große, fernliegende Zwecke zu erreichen. Wo die nationale Bewegung verschiedener Völker aneinanderprallt und dadurch Massenkampf wird, bedeutet dieser einen kollektiven Kampf ums Dasein, der seinen Grund darin hat, daß die Unterhaltungsmittel für die Menschen nur im beschränkten Maße vorhanden sind. Große geistige Bewegungen dagegen, wie die Renaissance und die Reformation, die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts und die soziale Bewegung unserer Tage, haben immer einen internationalen Charakter angenommen, einerlei, von welchem Volke sie ausgegangen sind. Also der Magen trennt, der Kopf vereinigt.

Um das Volkstum richtig zu bewerten, muß man einen Unterschied machen zwischen Großvölkern und Kleinvölkern und zwischen Völkern mit einem eigenen Staatswesen und solchen ohne dasselbe. Was das eine mächtig fördert, kann das andere lahmlegen. Zu einem komplett eingerichteten nationalen Leben gehört ein eigenes Staatswesen, wie zur Dreschmaschine die Lokomotive. Dreschgarnituren sind aber Sachen der Großgrundbesitzer. Eisenbahnen sind jedenfalls eine große Kulturerrungenschaft unsrer Zeit. Wollten sich aber zwei Dörfer durch eine Eisenbahn verbinden, um aufzublühen, so würden sie sich ruinieren. Das ganze Kulturleben ist wesentlich auf Massenbeteiligung angewiesen. Diese fehlt den Kleinvölkern und macht sie zu Stiefkindern der Kultur. Sie sind an eine fremde Brust angewiesen. Und selbst diese zu erreichen, kostet ihnen große Opfer. Die paar tausend Iiven am furländischen Strande würden große Verschwender wertvoller Güter sein, wenn sie sich eine livische Litteratur schaffen wollten. Würden sie das nötige Geld dazu geschenkt bekommen, so müßten ihre Männer sämtlich Litteraten werden, um ihre Litteratur wenigstens auf dem Laufenden zu erhalten. Die einen müßten schreiben, die andern setzen und drucken und die dritten, die sich daran bilden, würden bis auf den letzten Mann fehlen. Der kulturelle Wert der Arbeit würde also wenig über Null stehen und wir hätten am furländischen Strande eine sonderbare kulturelle Kuriosität, aber keine Kultur. So lange der Iive nur seine livische Muttersprache

kennt, ist er von der Kulturwelt fast hermetisch abgeschlossen. Einen patentirten Kochtopf neuester Erfindung kann er sich freilich anlegen; allein selbst beim Kauf desselben wird er den Mangel eines Polapüt empfinden. Er kann sich aus seiner brutalen Lage nur retten, wenn er sich einer großen Kulturnation anschließt, und wohl ihm, wenn diese ihm bei der Hand zu haben ist. Daß die Herren Ethnographen und Sprachforscher das nicht zulassen möchten, ist sehr begreiflich; aber ich wüßte nicht, wer willens sein wollte, sich auf unabsehbare Zeit hin zu einem Experimentirkaninchen machen zu lassen. Bleib mir hübsch ruhig, Live, bis ich Zeit gewinne und dich ordentlich untersuche! Ja, lieber Herr, ich möchte aber auch leben und an der Kultur etwas naschen. Ich soll nicht einmal ein gedrucktes 1 × 1 haben. Das ist barbarisch! Und wissen Sie Eins: Ich bezweifle die Wichtigkeit Ihrer Methode, mich als Liven zu erhalten dadurch, daß Sie mich von der Kultur abschließen. Ja, wenn Sie mich auf St. Helena bringen, dann geht es. In Europa siegt die Kultur über die Unkultur und unkultivirte Völkerschaften werden über kurz oder lang den kultivirten weichen müssen. Das bedingt der Kampf ums Dasein, dem Geseze zu diktiren wir nie in der Lage sein werden. Nehmen wir also an der Kultur teil, werden Sie uns wenigstens den anthropologischen Theil der Liven auf lange hin als Forschungsobjekt lebensdig vor sich haben. Wollen Sie aber uns durch Unkultur kontervirieren, werden Sie ohne Schaufel auch das nicht lange haben können.

Ein jeder kann zwar sein Volkstum gleich innig lieben, aber der kulturelle Wert desselben ist doch ein sehr verschiedener. Dieser Wert wächst mit der Größe des Volkes. Es ist nicht grade als Glück zu betrachten, daß die Welt mit so vielen kleinen Völkchen gesegnet ist. Wer darunter leidet, sind diese selbst. Nur diejenigen Nationen, die ihre Mitglieder nach Zehnmillionen zählen, sind berufen, eine selbständige Kultur aufzubauen und fortzuführen.

Wie die Sachen gegenwärtig liegen, gilt es als verächtlich, seine Nationalität wechseln zu wollen. Nicht einmal der isolirte Tatare möchte Kirgise werden. Es liegt aber durchaus im Bereich der Möglichkeit, daß dieses Ideal wie jedes andere auch Wandlungen unterliegt und daß es einmal heißt: An die Großen schließ dich an, mit den Großen himmelan! Nur mit Großen hier auf Erden kannst du groß und glücklich werden. Schon jetzt ist eine solche Tendenz da, denn die Großen werden immer größer und die Kleinen kleiner. Für immer klein und schwach bleiben, kann jedenfalls kein Ideal sein, und wenn das Volkstum hinreichen würde, die Menschen glücklich zu machen, müßte doch alle Welt längst glücklich sein.

Mit dem Verschwinden des Volkstums verschwindet ja das Volk selbst nicht. Der Mensch bleibt, und das ist wohl die Haupt-



sache. Anstatt Entnationalisierung würde man richtiger Unnationalisierung sagen, da es dabei nicht um eine Entäußerung, sondern um einen Umtausch handelt, und dieser Umtausch bezieht sich vor allem nur auf die Sprache. Alle körperlichen Eigenschaften und geistigen Fähigkeiten bleiben zumeist die alten. Könnte man die fremde Sprache in wenigen Wochen erlernen, würde die Nationalitätsfrage kaum aufkommen sein.

Was die staatliche Selbständigkeit kleiner Völker betrifft, so wissen wir ja, daß dieselbe nichts Begehrtestwertes ist. Wie so manch Kleinvolk ist tief zu beklagen, daß es seine eigene Staatswirtschaft zu führen hat! Die große deutsche Nation wollte durch Kleinstaaterei herunterkommen.

Es scheint also wohl in jeder Hinsicht thöricht, daß kleine Völker die großen nachahmen wollen. Wer ihnen Gutes wünscht, wird ihnen andere Aufgaben zuweisen. Nationaler Ruhm ist ihnen einmal versagt; aber der ist ja durchaus nicht der einzige, nicht einmal der höchste menschliche Ruhm. Will sich ein Kleinvolk durchaus in seiner Eigenart hervorthun, so kann das nur geschehen, wenn es in irgend einer Hinsicht ganz besonders hervorragend begabt ist. Diese Begabung mag es dann besonders pflegen und damit glänzen und der Menschheit nützen. Aber auch das hat seine Schwierigkeit. Wer geistig etwas Bedeutendes schaffen will, muß mit allen vieren in die Weltbildung hinein, muß also unendlich viel mehr besitzen, als sein kleiner Volksstamm ihm zu bieten im stande ist. Aber körperlich gesund und geistig frisch, tapfer und charakterfest, arbeitsam und strebsam, edel und gerecht, tugendhaft und ehrenfest sein und darnach streben, ist auch eine schöne und ideale Aufgabe für den Menschen, an deren Lösung die Kleinvölker mit bestem Erfolg mitarbeiten können. Leisten sie darin was, werden sie sich selbst und anderen Freude bereiten und Anerkennung finden. Das sind Schätze, deren Wert sich gleich bleibt, auch wenn der Mensch in die Lage kommt, seine Nationalität zu ändern.

23. Das praktische Leben.

Das Estenvolk gehört zu den kleinsten in Europa. Es zählt vielleicht eine Million Köpfe. Geschichte und Geographie haben ihm eine staatliche Stellung zugewiesen, die als bleibend zu betrachten ist. In dem Weltreich Rußlands macht es kaum 1% aus. Die Oberhoheit des Staates hat über seine Völker einige unbedingte Rechte, die auszuüben seine Pflicht ist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Staat voll berechtigt ist, in seinen Institutionen die Staatssprache zu benutzen. Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel,

daß der Staat sich dadurch stärkt und somit der Gesamtheit seiner Untertanen nützt. Es wird auch jedem Kinde klar sein, daß Rußland seine baltischen Grenzprovinzen den einmal vorgezeichneten und staatlicherseits als richtig anerkannten Weg führen wird. Was gibt es da eigentlich für uns noch zu philosophiren und zu politisiren? Wir haben uns ganz einfach, wenn wir vernünftig sein wollen, mit diesen Thatfachen zu befreunden.

Diese Thatfachen sind aber für den Esten gar nicht so übel. Er segelt nicht wie in einer Eierschale auf dem Ocean, jeden Augenblick einer Katastrophe gewärtig, sondern sein Schifflein ist an ein Riesenkoloß gebunden, dem Weltsturme kaum was anhaben dürften. Diese Sicherheit ist die allererste Bedingung für die Entwicklung unserer Heimat. Was die staatliche Ausgestaltung der Provinz anlangt, so haben zwar die 23 Bände Privilegien und 900 Bogen Digesten sie ungebührlich lange in einem fossilen Zustande erhalten. Allein diese Zeit liegt jetzt ein- für allemal hinter uns und wir gehen einer neuen Periode der Entwicklung entgegen. Der Geist der Gesetzgebung ist so fortschrittlich, daß wir Esten beschämt bekennen müssen, wegen Mangels an eigener Tüchtigkeit nicht alle Vortheile, die das Gesetz uns gewährt, ausnutzen zu können. In den Städten z. B. hinken wir der Gesetzgebung nach. Ebenso wenig werden wir im stande sein, all die großen Freiheiten voll ausnutzen zu können, die das neue Normalstatut für landwirtschaftliche Vereine uns einräumt. Die Reformen im Polizei-, Schul- und Gerichtswesen leiden nicht an Halbheit, sondern sind genügend gründlich gewesen und haben sich schon gut eingelebt. Eine zeitgemäße Reform der ev.-luth. Kirchenverfassung steht noch aus, wird aber auf keine ernstern Schwierigkeiten stoßen und ebenfalls von der Bevölkerung mit größter Freude begrüßt werden. Dasselbe kann man wohl auch von der Einführung der Landschaftsverfassung (*Semstwo*) sagen. Ernste, zum Teil sehr schwer zu beseitigende Übelstände bilden unsere agraren Verhältnisse, deren allmähliche Ausgleichung wohl den Schultern des Ackermanns selbst wird überlassen werden müssen. Aber auch diesen Dingen wird in Regierungskreisen ernste Aufmerksamkeit geschenkt. Im Gegensatz zu früher, wo unser Leben wie abgeforckt schien, befinden wir uns jetzt fast auf der ganzen Linie in schneller Entwicklung. Wenn das zu viel dünken sollte, der will eben keine gesunde, frische Entwicklung, und wenn das noch nicht genügt, der mag nach Amerika auswandern, wo man ihn aber in seiner baltischen Unbeholfenheit sicherlich auslachen wird.

Die Erlernung der Staatsprache verlangt von uns freilich eine gewaltige Arbeit; aber wir wollen und werden sie nach und nach bewältigen. Die Vortheile, die sie uns gewähren wird, werden

die Mühe vielfältig belohnen. Mit der Aneignung der russischen Sprache wird auch die Leistung unserer Volksschule steigen, die augenblicklich nicht wenig darunter leidet, daß wir zwei Schulverwaltungen haben, die alte und die neue, die nicht Hand in Hand gehen können. Hoffentlich wird diese Anomalie bald beseitigt werden.

Es gilt also für den Esten, sich in die neugeschaffene, hoffnungsvolle Lage hineinzufinden und frisch vorwärts zu streben. Es gilt, das Volk zu fördern, nicht das Volkstum. Es gilt, die innere Tüchtigkeit des Menschen zu pflegen, nicht einen äußeren Glanz zu entfalten. Es gilt, nach der Dorfschule rüstig an der Fortbildung weiter zu arbeiten und sozial-wirtschaftliche Verhältnisse nach langer Stagnation auszugestalten. Es gilt, mit dem herrschenden russischen Volke in ein nahes, familiäres Verhältnis zu treten und allen baltischen Allüren zu entsagen. Die Frage, was aus dem Estentum schließlich werden soll, ob der Este Russe werden oder Este bleiben soll — du lieber Himmel, sollen wir denn alle Fragen beantworten, alle Probleme lösen, alles fix und fertig unseren Nachkommen hinterlassen? Was sollen diese armen Menschen dann noch zu thun haben? Nein, wir werden uns doch etwas schonen und Fragen, die erst nur die Zukunft lösen kann, auch getrost der Zukunft überlassen, und unter diesen Fragen ist die Nationalitätenfrage nicht einmal die größte und brennendste. Was der Este auch segnen oder verfluchen mag, seine Geschichte hängt nicht davon ab, sondern geht ihren sicheren Gang, und dieser Gang führt ihn vorwärts und aufwärts zu höheren Kulturstufen. Gottes Segen mit ihm und mit dem, der ihn diesen Gang an seiner mächtigen Hand führt!



VII. Vorschläge.

24. Ablösung des Vorpostens.

Der deutsche Vorposten in Livland ist abzulösen. Er hat sich überlebt, und zwar mehr als irgend etwas anders in ganz Europa. Die Soldateska scheint permanent zu werden, Freiwillige lassen sich nicht mehr anwerben und die Offiziere sind müde und mutlos. Nun noch die Generale, die dabei ihre persönliche Rechnung finden, möchten aussharren, „die Stirn nach Osten“ gewandt. Im Hauptlager hat man vernünftigerweise den Posten längst für verloren gehalten und, soviel bekannt, hat der auch hier vergötterte Generalissimus Fürst Bismarck unzweideutig abgewinkt; allein es ist möglich, daß von demselben insgeheim eine Legende existirt, die zum Aussharren anspornt. Ich weiß es nicht. Wohl weiß ich aber, mit wie tiefer Aufregung die Herren Schirrens und Bienemanns, Erwin Bauers und viele Namenlose namenlos poltern und zum Aussharren auffordern, ja wie einige ohne weiteres zum frivolen Angriff reizen. Ich höre sogar von der Kanzel aus von dem „weit vorgeschobenen Posten“ predigen. Die schwierige und wichtige Stellung desselben soll uns einigen und begeistern für eine große und herrliche Sache, in der wir uns mit Millionen der Allerbesten einig wissen. „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, „das Feld muß uns doch bleiben!“

Die Sache ist tragisch, um nicht zu sagen komisch. Der Erste, der von dem Deutschen das bitterste Unrecht, die herzloseste Knechtung, ganz unsägliche leibliche und seelische Leiden erfahren, soll nun wahrscheinlich aus reiner Dummheit mit ihm doch gleiche Sache machen, Utopien nachjagen, seine Unterdrücker kräftigen und sich selbst Gott weiß in welche Abenteuer stürzen. Wo denkt man doch hin! Was hat die Herren so berauscht, daß sie die reale Welt so völlig verkennen? Erklären Sie doch den Ersten die Sache so, wie sie thatsächlich ist, und fragen sie dann, ob Sie einen finden, der es mit Ihnen halten will, und wenn Sie dann wirklich einen solchen auffindig machen, dann schicken Sie ihn in das Berliner Panoptikum als eine seltene Kuriosität. Die übrigen werden ihnen im Chor zurufen: Nein und nimmermehr!

Von Eurem Vorposten und dessen Diensten wollen wir Esten nichts wissen. Wir kennen Euch nur zu gut, um Euch auch nur einen Augenblick unser Vertrauen zu schenken. Was in aller Welt haben wir Esten mit germanischen Vorposten zu thun! Wir werden Gott danken, wenn unsere Heimat von Euren „Aufgaben“ einmal allendlich befreit wird. Eure Vorpostenpredigten erbauen uns durchaus nicht, nicht einmal Euch selbst. Eure Kirchen sind schon so leer, daß Eure Zeitungen darüber Lärm schlagen.¹ Wir Christen wollen in der Kirche beten, aber keine Vorpostenpolitik treiben. Und wenn wir sehen, daß man uns einen Offizier aufhalsen will, der uns zu diesen Diensten anhalten soll, so machen wir in der Notwehr Oberpahlen und Doppelkahn. Die neutrale Welt wird mit uns sympathisiren, nicht mit Euch. Des sind wir sicher. Warum?

Weil, wie gesagt, der Vorposten ein verlorenere ist. Für politische Abenteuer und Experimente hat die Gegenwart keinen Sinn mehr. Was die Sache aber bedenklich und für die Heimat unerträglich macht, ist die Erfahrung, daß verlorene Posten, die mit dem Hauptheer den Zusammenhang verloren haben, leicht in Marodeure ausarten. Was diese dann noch von großen Kriegszwecken reden mögen, ist eitel Schwindel. Sie denken nur noch an sich und beschönigen ihre selbstüchtigen Bestrebungen mit schönen Phrasen. Die ganze Vorpostenwirtschaft ist höchstens ein Marionettentheater, dem jeglicher Einfluß auf das wirkliche Leben zu entziehen ist. Das ganze Land hat sich ihm abgewandt mit Ausnahme von einem einzigen Punkte — Riga. Also Schluß!

Man sollte meinen, die bisherigen Reformen hätten die Frage schon erledigt. Dem ist jedoch nicht so. Ein Schirren braucht nur Eins, nämlich die sog. Gewissensfreiheit, „um es zu machen“, und wir sehen thatsächlich, daß die Herren alle Hoffnung auf die Kirche legen, die in Folge dessen in eine peinliche Situation gerät. Die Kirche wird in einer bekannten Richtung geleitet, und wenn die Esten und Letten damit nicht einverstanden sind, so heißt es gleich, sie sollen ihren Nationalitätsschwindel in die Kirche bringen wollen. Was hier gemacht werden kann und wohl gemacht werden muß, ist nichts anders als eine reinliche Scheidung. Mögen wir in politischen und sozialen und andern profanen Dingen immerhin kämpfen und streiten, den Tempel Gottes wollen wir davon isoliren, uns Himmels willen aber nicht, wie es jetzt geschieht, zum Mittelpunkt von Vorpostengeplänkel machen.

Zu diesem Ziel gelangen wir nur auf einem Wege. Jedem das Seine. Wir trennen uns kirchlich. Der Deutsche hat seine

¹ Džana-Žtg. № 235 v. 15. 10. 98.

Kirche, der Erste seine, der Letzte seine. Niemand darf die Möglichkeit haben, die Andacht des andern zu stören. Das erreichen wir leicht und vollkommen dadurch, daß die Leitung der ev.-luth. Kirche nach diesen drei Gruppen geteilt und daß die Vorbildung der Geistlichen ebenso gesondert bewerkstelligt wird, wie wir das unten des weiteren ausführen werden. Hier wollen wir die rechtliche Seite einer solchen Trennung ins Auge fassen.

Das Recht entwickelt sich und das Gesetz hat dieser Entwicklung zu folgen und bei uns hat die souveräne Gewalt der Krone zu entscheiden, wann und in wiefern ein neues Gesetz ein altes abzulösen habe. Trotz der vielen Privilegien, die solchen Veränderungen hemmend im Wege stehen, hat unsere Kirche das seltene Glück, abseits von diesen Privilegien zu stehen. Es wäre auch unerhört, privilegierte weltliche Vorteile an das Gotteshaus binden zu wollen. Die Sache steht noch viel besser. In den Konfirmationsurkunden der Privilegien wird das, was wir in Vorschlag bringen, principiell gewährleistet.

Die betr. Stelle im Privilegium Sigismundi Augusti vom 3. 1561 besagt u. a.: „Erstlich und vor Allem, ersuchen Ihrer Königl. Majest. unsern Allergnädigsten Herrn, und so wol Erhaltern unser Freyheit, als Erlöser.... wir in schuldbigster Unterthänigkeit in unserm und der ganzen Kiefländischen Ritterschafft Nahmen demütigt, daß wir bey der Heiligen Religion ungeenget, und ungehindert mögen gelassen werden, und daß wir keines wegcs zu ewigen Zeiten durch einige Geist- oder Weltliche praescripta, censuren und Menschenfakung beschweret, oder auff einige weise darinnen turbiret werden mögen. So auch überverhoffen sich was begeben solte, wir dennoch nach der Nichtschwur oder Regul der Heil. Schrift, worinnen geboten wird, daß man Gott mehr denn Menschen gehorchen solle, unsere Religion und gewöhnliche Kirchen-Ceremonien behalten, und uns in keine Wege davon abwendig machen lassen sollen....“¹

Hier wird also mit keiner Silbe von einer deutschen Verwaltung unsrer Kirche geredet, wohl aber ausdrücklich die Kirche vor weltlichen Turbirungen gewahrt.

Die schwedische Kapitulation v. 1678 brachte hierin keine Veränderung und Peter der Große bestätigte 1710 und 1721 ausdrücklich das Privilegium Sigismunds. Doch erfuhr der Wortlaut im Speciellen hier einige Veränderungen. Im Punkt 1 wird da die „Evangelische Religion“ aufgeführt und dann ausbedungen, daß die Kirche „bey der administration so wohl internorum als Externorum Ecclesiae von Alters her gewöhnlichen Consistorien und Competiren-

¹ G. Schirren, Die Capitulationen... Dorpat, 1865, p. 5.

den *jurium Patronatus* sonder Veränderung ewiglich conservieret werde“. Punkt 3 wird festgesetzt, daß der Adel bei Besetzung von Pfarrstellen „jedemal 2 tüchtige *subjecta* vorzuschlagen“ das Recht haben soll.

Auch hier ist vor allem die Religion geschützt worden. Was die Verwaltung der Kirche anlangt, so soll diese durch Konsistorien ausgeübt werden; allein es ist mit keinem Worte davon die Rede, daß die Glieder dieser Konsistorien irgend einer bestimmten Nation oder einem Stande anzuhören haben. Es haben ja auch an der höchsten Spitze unsrer Kirche zwei Eften nacheinander gestanden, ohne daß es irgend einem in der Welt auch nur im Traum eingefallen wäre, zu denken, dadurch würde der Rysstädter Friede verletzt werden.

Nun aber wird von den Deutschen selbst zugegeben, daß die ev.-luth. Kirche Livlands ein Schutzwall des Deutschtums ist, wie es auch bekannt ist, daß diese Kirche deutsche Vorpostendienste leisten soll. Darin liegt eine Verletzung des Friedenstraktates v. 1721 und die staatliche Macht hat die Pflicht, die Kirche von weltlichen Turbungen zu befreien. Der Deutsche, der diese Urkunde über alles heilig hält, wird damit *nolens volens* zufrieden sein. Hat er doch selber mit den allerhöchsten Worten das Nationale in der Kirche verurteilt. In seiner eigenen Kirche mag er es damit halten, wie er will und kann, aber mit ihm soll und wird der estnischen Kirche alle Nationalität fern bleiben. Wenn der Staat die Scheidung vornehmen soll, ist seinem Ermessen überlassen. Wir alle drei haben ihn darum schon vernehmlich genug gebeten — die Deutschen, als sie nach der Polizei riefen, und die Eften und Letten, als sie vor ihrem Gotteshause Hurrah schriehen. Alles das wird aber der Vergessenheit anheimfallen, sobald ein Machtsspruch von oben uns von dem Vorpostenübel erlöst haben wird.

25. Unhaltbarkeit des *status quo*.

Nur ein Hinweis auf das alles, was wir schon gesehen und gesagt, dürfte vollauf genügen, um die Unhaltbarkeit unserer veralteten kirchlichen Einrichtungen zu beweisen. Wir können jedoch nicht umhin, auf einiges noch ergänzend hinzuweisen.

Da ist vor allem zu konstatiren, daß das „Gesetz für die ev.-luth. Kirche in Rußland“ dringend einer gründlichen Revision bedarf. Dasselbe ist 1832 emanirt, also nur 13 Jahre nach der Aufhebung der Leibeigenschaft. Das allermeiste reicht aber direkt in die alte Sklavenezeit zurück. In dem Gesetz wird so häufig ausdrücklich gesagt, daß dies und das auf der alten Grundlage bestehen bleibt. Thatsächlich wird es in vielen Stücken auch längst nicht

mehr erfüllt, weil das nicht mehr angeht. Davon sind nicht einmal tiefeingreifende Bestimmungen ausgenommen, wie z. B. kirchliche Zahlungen und das Studium der Theologie an der Landesuniversität. Der § 82 (749) verlangt z. B., daß der Predigamtscandidat vor dem Konsistorium das Examen *pro venia concionandi* „in der exegetischen, historischen und dogmatischen Theologie in lateinischer Sprache“ machen soll. Ich weiß aber nicht, welche von den Herren Examinatoren so weit das Latein beherrschen, daß sie lateinisch examinieren könnten. § 85 (752) verlangt von dem Examinanden, daß er fließend lateinisch sprechen, jede Stelle des alten Testaments aus dem hebräischen Grundtext übersetzen und grammatisch analysieren und endlich das neue Testament aus dem griechischen Grundtext übersetzen und erklären könne, d. h. also, daß er die drei Sprachen beherrsche. So weit reichen die Leistungen unserer Studenten der Theologie lange nicht. Wird auch nicht verlangt. Wozu dann ein Gesetz haben, das nicht erfüllt wird? Wollte die Obrigkeit hier eingreifen, würde alles ins Stocken geraten. Nicht weniger schlimm ist es, wenn die Herren Examinatoren aus irgend welchen, beispielsweise nationalen Rücksichten, den einen oder anderen Kandidaten durchfallen lassen wollen. Auf Grund dieser §§ könnten sie das wohl immer thun.

Da haben wir das kirchliche Patronatsrecht, das unserer Kirche offene Wunden geschlagen. Dieses Recht soll wie alle livl. Privilegien wohl erworben sein. Daß dem nicht so ist, daß in Livland in alten Zeiten eigentlich nichts wohl erworben, sondern vielmehr ganz einfach alles genommen wurde, wenn es irgend einen Wert hatte, wissen wir ja zur Genüge. Hat der Patron in früheren Jahrhunderten das Grundstück zum Aufbau der Kirche und der Pastoratsgebäude unentgeltlich hergegeben, so hat er dasselbe doch den Eingeborenen abgenommen. Dasselbe gilt von den Pastoratsländereien, die er ev. der Kirche „geschenkt“ haben kann, um Patron derselben zu werden. Oder hat er eine Kirche „auf eigene Kosten“ erbauen oder von neuem in stand setzen lassen, so sind es wiederum die armen Leute gewesen, die mit ihrer Kraft alles herbeigeschafft und aufgebaut haben. Selbst das Geld, das er etwa fürs Fensterglas hergegeben haben mag, kam ausschließlich aus derer Tasche. An einem so erworbenen Rechte für immer festhalten zu wollen, heißt, alte Wunden aufreißen. Man bedenke doch, wie ungeheuerlich das ist: Die Herren kommen ins Land, um, wie sie vorgeben, das Christentum auszubreiten. Sie nehmen den Eingeborenen alles, auch das letzte Stück Land, weg. Und dann haben sie für die Kirche kein Fleckchen Erde mehr übrig. Geben sie dazu etwas Land her, dann handeln sie dafür für sich und ihre Nachkommen für ewige

Zeiten Rechte ein, die mit dem Christentum überhaupt schlecht zu vereinigen sind. Wir sind doch nicht etwa in Persien. Wäre wohl ein einziger Herr zu finden, der in unseren Tagen eine Kirche auf eigne Kosten erbauen wollte, um Patron derselben zu werden? Davon ist gar nicht zu denken, und zwar darum nicht, weil es Opfer verlangt, während man in früheren Zeiten hier von einem persönlichen Opfer kaum reden konnte.

Aber nicht genug damit. Man frage nur, ob auch ein einziger Herr Patron im Stande sei, sein „wohlerworbenes“ Patronatsrecht nachzuweisen, und man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß die wenigsten in der Lage sein werden, das zu thun. Von dem Tarwastischen und Raugeschen wurde dieser Nachweis verlangt, und sie mußten erklären, daß sie nicht einmal wußten, seit wann sie im Besitze dieses Rechtes seien. Wer soll uns nun die Sicherheit geben, daß hier jemals auch nur ein Schein des Rechtes existirt hat? Ein, sagen wir schneidiger Herr setzte mal einen Pastor, der ihm grade recht war, ein, und das Patronat war „wohlerworben“. Es ist sehr zu bedauern, daß solche Erbschaften keiner Erbschaftsteuer unterliegen. Diese würde Wandel schaffen.

Küster und Organisten stehen im Dienste der Gemeinde und werden von dieser unterhalten. Ihre Anstellung und Entlassung steht jedoch in den Händen des Pastors und des Kirchenvorstandes, d. h. des abligen Kirchenvormundes, und wenn diese zwei sich nicht einigen können, entscheidet das Konsistorium. Die Gemeinde hat nur zu zahlen. Da die Küster früher zugleich Parochiallehrer waren und es auch noch jetzt vielfach sind, besitzen sie soviel Bildung, daß sie nicht alles, was der Pastor ihnen aufzuerlegen beliebt, verrichten wollen, und das gibt Ursache zu sehr bedauernswerten Streitigkeiten unter ihnen.

Unsere landischen Pfarren haben nebst Land noch gewisse Abgaben, die sie in Form von Korn, Arbeitsleistung usw. von der Bauerschaft wie von den Höfen beziehen. Das Kirchengesetz von 1832 bestimmt, daß diese Abgaben für eine jede Kirche besonders festzustellen und vom Generalgouverneur zu bestätigen sind. Nach 11-jähriger Arbeit wurde diese Ergänzung des Gesetzes unter dem Namen „Regulativ“ im J. 1843 bestätigt. Aber auch dieses brachte durchaus keine neue, gerechte Verteilung der Zahlungen, sondern nur eine Fixirung des Althergebrachten. Das Ganze ist so veraltet, daß es nicht erfüllt werden kann, thatsächlich auch nicht erfüllt wird, obgleich es Gesetz ist. Nur einige Beispiele mögen das klarstellen.

In dem Regulativ von Ecks wird ausdrücklich gesagt, daß es strittig sei, ob der Pastor von den 50 Gefinden (Bauernhöfen) des Falkenauschen Gebietes Hühner und Flachs fordern kann oder nicht.

Ob der Pastor von Talkhof „den Wald als sein Eigentum betrachten und ob er ihn benutzen darf“, ist strittig. Der betr. Wald ist nicht einmal näher bezeichnet, wo er zu finden ist. In manchen Kirchspielen haben die Gefinden je eine „Haake“ (связка) Flachs zu zahlen. Doch weiß kein Mensch, wieviel das sein soll. Ebenso spricht das Regulativ von einem „Fuder Holz“, ohne die Größe desselben und die Gattung des Holzes anzugeben. In manchen Gegenden haben die Konfirmanden Lichte zu stellen. Aus welchem Material diese sein sollen, bleibt ungesagt. Auch Hühner und Eier, Handschuhe und viele ähnliche Sachen gehören zu Zahlungsobjekten, wobei es vorkommt, daß auf manche Gefinden nur ein Brauchteil von einem Huhn fällt und auch dadurch die Zahlung erschwert. In einem Gebiete hatte man einige Jahre die Hühner nicht gestellt, hauptsächlich, weil die Bruchrechnung Schwierigkeiten machte. Um den Rückstand zu reguliren, wurden die Hühner des ganzen Gebietes regelrecht gezählt, aber weniger vorgefunden, als zur Begleichung der Vogelrestanzen nötig war. Es gab mehr Spott als die Sache wert war. In Bartholomäi haben alle Güter den Sommer über je eine — Wächerin zu stellen, die wöchentlich im Pastorat einen Tag wäscht. Am Peipusstrande haben 4 Gefinden zusammen 2000 Heise (rääbus, *Coregonus Muraenula* L.) ihrem Pastor zu zahlen. Dieser edle Fisch ist jetzt sehr selten geworden, so daß die Leute ihn zufällig auf dem Markte von Jurjew aufstreiben können. Sie wollten die Abgabe in Geld entrichten und 10 Rbl. zahlen. Der Pastor verlangte 20 Rbl. Die betr. Behörde, vor welche die Sache ging, entschied, daß die Bauern 6 Rbl. zu zahlen haben. Das nämliche Pastorat bekommt von einem Gut, welches 4 Bauernhöfe eingezogen hat, alljährlich „einen Anker Spiritus“. Der Pastor von Torma hat das Recht, im Walde Holz zu hauen und sein Vieh in seiner Nähe im Kirchspiel zu weiden, sowie im Fluß und im Peipus zu fischen. Peipus gehört zum Teil andern Gouvernements an, wo man ihm kaum dieses Recht wird zustehen wollen. Wieviel Holz er hauen und ob er es auch verkaufen darf, wird nicht gesagt. In einigen Kirchspielen wird „per Rauch“ gezahlt. Wie soll man nun den Begriff von „Rauch“ feststellen? Ein Gutsbesitzer hatte einige Gefinden mit seinen Hofsfeldern zusammen selbst bewirtschaftet und zahlte dem Pastor für die Gefinden nichts, weil dieselben keinen „Rauch“ hatten. Doch wurde er behördlich zur Zahlung verurteilt. Nach dem Regulativ haben Pastoratsbauern noch Frohne zu leisten, die aber seit 1865 gesetzlich verboten ist. Deren Gefinden können gar nicht verkauft werden. Fast alles ist im Regulativ nach Banko-Währung angegeben. Wie soll man nun hier sich helfen? Manche vereinigte Gemeinden müssen ihre Kirchenabgaben getrennt leisten, wenngleich sie alles übrige ge-

meinsam reguliren. Ihr Thalerwert ist nämlich verschieden taxirt. Der Pastor von Talthof bekommt für die Proklamtion eines Brautpaares zwei „Waldbögel“ oder ein Paar Hühner. Für dieselbe Amtshandlung bekommt der Lais'sche Pastor zwei Stück Wild oder ein Pfund Flach. Nun ist das Jagen zeitweilig durch das neue Jagdgesetz verboten, so daß, wenn der Pastor auf Wild bestehen will, das Heiraten an das Jagdgesetz gebunden ist. Aber es ist schlimmer, denn der Bauer besitzt überhaupt kein Jagdrecht. Wie soll er da Nimrod werden und zu seinem schönen Ziel kommen? Auch kostet der Jagdschein 3 Rbl. In Eck's darf der Pastor für die Proklamtion eines Brautpaares Braten empfangen oder aber 40 Kop. Banko nehmen. Die Beerdigung „eines verstorbenen Wirtes“ kostet 80 Kop. Banko. Es dürfen doch nur Verstorbene beerdigt werden. Das Korn wird als „Gerechtigkeit“ zur Hälfte von den Bauern, zur andern Hälfte von den Gütern gezahlt. Im Kirchspiel Jurjew hatte man es aber von je her beliebt, das ganze Quantum von den Bauern einzufordern. Erst in letzter Zeit beschränkten sie sich nur auf die Hälfte. Das, was sie von 1843 an für die Güter gezahlt, macht etwa 35000 Rbl. aus.

Überhaupt steht die amtliche Arbeitsleistung eines Pastors in gar keinem normirten Verhältnis zu seinen Einnahmen. Es gibt sehr kleine Kirchspiele mit großen, und wieder große Kirchspiele mit sehr kleinen Einnahmen. Häufig muß der Pastor seinem Vorgänger ein drittel abtragen und sich notdürftig durchschlagen.

Das Kirchengesetz legt mit Recht ein besonderes Gewicht auf die Beherrschung der Volkssprache seitens des Predigers und hebt ausdrücklich hervor, daß die Predigt einen Hauptteil des ev.-luth. Gottesdienstes ausmacht. Hier liegt die Achillesferse unsrer Prediger deutscher Herkunft. Bei uns gilt es in deutschen Kreisen als nobel, die estnische Sprache zu radebrechen. Kommt nun ein Prediger aus diesen Kreisen, so muß er sprachlich besonders beanlagt sein, wenn er im Amt diese Sprache schließlich gut sprechen soll. Überhaupt steht die luth. Geistlichkeit der estnischen Schriftsprache, wie sie sich ausgebildet, ablehnend gegenüber, was ihnen die Erlernung der Sprache nur erschweren kann. Wir wissen, wie europäische Missionare sich in China lächerlich machen, wenn sie die chinesische Sprache schlecht aussprechen und durch Kleinigkeiten tolle Fehler begehen. Das gilt auch bei uns. Sich in den dreifachen Längen der estnischen Laute zurechtzufinden, ist nicht leicht. „Sprache“ z. B. heißt keel. Spricht jemand das Wort aber nicht mit der gehörigen Länge aus, sagt er was Fürchterliches. Einer will am Sarge vom „letzten Ende“ reden, sagt aber etwas, was sich nicht wiedergeben läßt. Der Laut ö wird von Deutschen durch e ersetzt, so daß sie anstatt taewa söawäeb (Himmliche Heer-

scharen) seawäed sagen; sea heißt Schweine. Sidus, band die Wunden zu, gibt einen ganz andern Sinn, wenn das d in der Aussprache dem t sich nähert. In einer Kirche stand auf der Altardecke jahrelang der Spruch: Tulge, tiil on walmis (kommt, es ist alles bereit). Dialektisch heißt tiil alles, in der Schriftsprache heißt aber tiif Schaufel. Aber nicht allein unglückliche Sprachfehler geben Anstoß, sondern auch überhaupt der Ton, in welchem die Herren zu reden belieben. Sie verwechseln das Populäre mit dem Ordinären. Nach Luthers Anleitung hören sie zwar „aufs Maul der Leute“, sind aber nicht immer in der Lage, zu unterscheiden, was kirchenfähig ist. Je platter sie sich ausdrücken, desto besser. So sagt ein Pastor, der zu den allertüchtigsten im Lande zu rechnen ist, vor dem Altar bei der Taufe zu dem Taufpaten, der zufällig das Kind nicht richtig hält, Papsel teine ots (das Kind hat das andere Ende). Ein junger Pastor, der nicht gerade bei dem ruhigsten Wetter eingeführt worden, will sich in der Gemeinde liebenswürdig zeigen und veranstaltet zu diesem Zweck ein Kinderfest im Freien. Aber was soll man da den Bauerkindern bieten? Da gilt's, aus seinen Höhen herabsteigen. Es wird ein Satteldach gezimmert und über dem First werden Krinkel aufgehängt, welche die Kinder mit dem Munde fangen und verzehren sollen, ein so widerwärtiger Anblick, daß viele Eltern ihre Kinder dazu gar nicht hergaben. Dann stellt man die Kinder paarweise auf einen Balken und läßt sie sich gegenseitig mit Strohsäcken herunter schlagen. Darauf tritt jemand vor und erzählt eine banale Geschichte von einem Tölpel, der auf die — Freie geht, das Mädchen beschwagt, darauf der Schwiegermutter eine Teertonne über den Kopf praktisirt und dann doch die Tochter heimführt. Geschehen 1897. Von dieser Teertonne wird nun viel erzählt, aber wer sie über den Kopf bekommt, ist nicht die Schwiegermutter. Die Herren sollten lieber gar nicht heruntersteigen, wenn sie nicht die Absicht oder Möglichkeit haben, die da unten nach oben zu ziehen. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn ein Mann von Bildung und Stellung von hoher Stelle aus alte gebrechliche Mütterchen imitirt. Aber aus diesem Schwanken zwischen zu hoch und zu tief kommt einer nicht heraus, dessen ganze Erziehung und Tradition ihn als einen Fremdling in die Dorfbevölkerung hineinsetzt.

Es liegt uns hier eine principielle Frage nahe, welche die ganze theologische Vorbildung unserer Geistlichkeit betrifft. Von wem kann man auf dem „weit vorgeschobenen Vorposten“ bessere Dienste erwarten, von einem zur Frömmigkeit erzogenen Pastor oder von einem, von dem man das weniger sagen kann? Und hat man hierauf die richtige Antwort, soll und kann die Vorbereitung auf der Hochschule darauf nicht Rücksicht nehmen? Der Leser mag sich diese Frage selbst

beantworten. Ich möchte nur nochmals betonen, daß eine radikale Neugestaltung unseres ev.-luth. Kirchenwesens im höchsten Grade eine unabwiesbare Forderung der Zeit ist. Es dürfte sich kaum etwas Stichthaltiges aussindig machen lassen, was für eine Aufschübung derselben sprechen könnte.

26. Projekt.

Ich habe das lebhafteste Empfinden, daß die ev.-luth. Kirche in Rußland um so besser fährt, je bescheidener sie auftritt. Immer laut von sich und seiner Gewissensfreiheit reden, seine gerechte Sache vor Gott den Herrn tragen, zugleich aber auch vor Europa die Rolle eines Glaubensdulders spielen — vom Vorposten ganz zu schweigen — ich wüßte nicht, wem das eigentlich gefallen, wenn das nützen soll. Unserem Glaubensleben gewiß nicht, unserer Kirche vielleicht noch weniger. Es ist hohe Zeit, still in sich einzukehren und gegen äußeren Glanz mehr inneres Christentum, gegen hohe Gelehrsamkeit mehr gläubige Frömmigkeit einzutauschen. Auch dieses Ziel könnte durch eine Neugestaltung, wie ich sie im folgenden skizziren will, wohl erreicht werden.

Die Verwaltung der ev.-luth. Kirche der Deutschen, Esten und Letten ist zu trennen, das Generalkonsistorium aufzulassen und das Studium der Theologie dieser drei Gruppen gesondert zu bewerkstelligen. Zugleich ist das Kirchenvermögen nach diesen Gruppen drei allgemeinen Kirchenkassen zuzuweisen, welche die kirchlichen Bedürfnisse befriedigen. Dam sind alle Reibungen ausgeschlossen und unser Gotteshaus hat Frieden und gibt Frieden.

Für die Vorbereitung der Prediger wären drei theologische Akademien zu errichten, für die Esten in Turjew, für die Letten in Riga und für die Deutschen in Petersburg. In Turjew und Petersburg können die betr. Akademien an die Universitäten leicht angelehnt werden; in Riga wäre sie selbständig zu errichten, die auch die Bedürfnisse der Litauer zu befriedigen hätte. Als Unterrichtssprache würde dienen bei den Deutschen russisch und deutsch, bei den Esten russisch und estnisch, bei den Letten russisch und lettisch. Die deutsche Sprache würde bei Esten und Letten etwa die Stellung des Lateinischen einnehmen. Daß man luth. Theologie sehr wohl auch in anderen Sprachen als nur in der deutschen dociren kann, beweisen alle nichtdeutschen luth. Völker. Sind die Finnen damit fertig geworden, kann man es den Esten auch zumuten. Welche Gegenstände im Russischen gelehrt und gelernt werden sollen, ist im einzelnen festzusetzen. Ohne weiteres gehören hierher die Spra-

chen, Geschichte der Philosophie, Pädagogik, Kenntniss des Kirchengesetzes, Kirchengeschichte. Die meisten dieser Gegenstände können an der betr. Universität getrieben werden.

Mit den drei Akademien wären die betr. drei Konsistorien verbunden, deren Glieder theils Professoren, theils andere wären. An anderen wichtigen Orten wären Generalsuperintendenten oder Superintendenten anzustellen. Die Konsistorien wären direkt dem Minister des Innern unterstellt. Das Arbeitsquantum des jetzigen Generalkonsistoriums ist kein großes. Die viel zahlreicheren Katholiken haben kein Generalkonsistorium.

In den drei baltischen Provinzen würde man auf dem flachen Lande nur estnische, resp. lettische Kirchengemeinden haben. Die Deutschen, die in verschwindend kleiner Anzahl auf landischen Gütern leben und alle Estnisch resp. Lettisch verstehen, hätten sich an die betr. Landgemeinde oder aber an eine städtische deutsche Gemeinde nach freier Wahl anzuschließen. Im Jurjewischen Kreise zählte man 1881 nur 1,37%, Deutsche, unter diesen noch viele estnischer Herkunft. Wegen nur ein paar Deutsche im Kirchspiel eine besondere deutsche Gemeinde mit gesonderten Kirchenbüchern und Gottesdiensten zu haben, ist ein Luxus, der ohne Frage entbehrt werden kann. Wollen landische Deutsche in einer landischen Kirche mal einen deutschen Gottesdienst haben, so wäre das ihre private Sache, für die sie selbst privatim zu sorgen hätten. Ohne eine höhere Erlaubnis dürfte kein Prediger zwei Gemeinden, die verschiedenen Sprachen angehören, bedienen, um eine nationale Propaganda auszuschließen, wie sie jetzt allgemein zu Gunsten der Deutschen stattfindet.

Die Wahl des Seelsorgers wäre einer möglichst großen Zahl der Gemeindeglieder anheimzustellen, die dem Minister des Innern zwei Kandidaten durch das Konsistorium vorzustellen hätte, der den einen von diesen bestätigt. Das Patronat wäre aufzuheben, einerlei, ob die hohe Krone oder eine Privatperson es inne hat.

Wahl und Bestätigung resp. Ernennung der Präpöste, Superintendenten, Glieder der Konsistorien, Professoren wären im Sinne der Neuordnung zu regeln und das ganze Kirchengesetz einer Revision zu unterziehen, um das Überlebte auszumerzen und Zeitgemäßes an die Stelle zu setzen. Hier im einzelnen darüber Andeutungen zu machen, würde zu weit führen.

Was die pekuniäre Seite der Sache anlangt, so wäre man bei einer rationellen Wirtschaftsführung wohl im stande, das ganze Kirchenwesen zu erhalten, ohne die Staatskasse in Anspruch nehmen zu müssen. Wenigstens würden keine neuen Geldforderungen nötig werden.

Es wären sämtliche Kirchenregulative durchzusehen und die Abgaben zeitgemäß und gerecht zu reguliren, wobei, wenn es nötig



erscheinen sollte, eine Mehreinnahme leicht zu erzielen wäre. Pastorsratsländereien wären sämtlich in Pacht zu vergeben, wobei eventuell der Pastor selbst sie in Pacht nehmen könnte, und die Pastorsratsgefunden wären zu verkaufen. All die Einnahmen würden in eine allgemeine Kirchenkasse fließen, die alle Ausgaben zu bestreiten hätte. Jede der drei Volksgruppen würde natürlich ihre allgemeine Kirchenkasse separat führen, deren Einrichtung und Verwaltung zu organisiren wäre. Jeder Pastor bekäme zu seinem Unterhalt ein Minimum und nach der Größe der Amtsarbeit eine Zulage, wozu auch die Accidenzien gezählt werden könnten. Aus derselben Kasse würden auch die Gagen der Professoren und anderer im Kirchendienste Angestellten gezahlt werden. Es würde sich empfehlen, auch die Einnahmen der Küster zu dieser Kasse zu ziehen und deren Gehalte aus derselben zu bestreiten. Ist die Gesamtgemeinde arm, wird sie sich in Kollekten für auswärtige Mission usw. einschränken müssen.

Die ev.-luth. Kirche im baltischen Gebiet ist pekuniär so gut fundirt, daß sie ohne staatliche Hilfe auskommen kann. Sie besitzt große Ländereien und die Leistungen der Gemeinden zum Besten der Kirche sind grade nicht unbedeutend.

Was die Kirchenländereien anlangt, so wird ihr Wert dadurch bedeutend erhöht, daß ihre Bearbeitung durch die Bauern unentgeltlich bewerkstelligt wird. Um eine ungefähre Übersicht zu bekommen, stellen wir nach verschiedenen Quellen, die aber leider nicht immer übereinstimmen, folgende abgerundete Zahlen zusammen und bemerken nur, daß auch das unbrauchbare Land, etwa 10 000 Dess., darin enthalten ist.

	Dess.	Wert, Rbl.	Jährl. Einn.	Kirchsp.	à Kirchsp.
Estland	12 700	635 000	38 000	48	791
Livl.	60 500	4 000 000	240 000	120	2000
Kurl.	24 500	2 000 000	122 000	60	2033
	97 700	6 635 000	400 000	228	

Die regulativmäßigen Einnahmen dürften dieselbe Summe ergeben, so daß die jährliche Einnahme 800 000 Rbl. ausmacht. Städtische Kirchen sind meist nur auf Accidenzien angewiesen und sie sind gewöhnlich besser gestellt als landische.

Durch das Eingehen des Generalkonsistoriums, des öfelschen und kurländischen, vielleicht auch des Moskausehen, deren Etat etwa 18 375 Rbl. beträgt, würden einige 15 000 Rbl. frei werden können.

Baltische Ritterschaften zahlen zum Besten der ev.-luth. Kirche alljährlich fast 40 000 Rbl. Hierzu kommen verschiedene kirchliche Kapitalien, die über 700 000 Rbl. ausmachen. Und dann die verschiedenen Kirchenkollekten! Die Unterstützungskasse hat 1897 nicht weniger als 111 675 Rbl. eingenommen. Sind unsere Gemeinden auf sich selbst angewiesen, herrschen im kirchlichen Leben normale Zustände und heißt es da, daß etwa die eine oder andere geistliche Akademie Unterstützung braucht — ein einziger Sonntag bringt das mit Lieberzetteln ein. Und welch ein christlicher Segen ruht darauf, daß die Gemeinde weiß, ein Scherflein beizutragen zum Aufbau und zum Unterhalt eines Gotteshauses, das ganz und voll ihr zugehört und ihren religiösen Zwecken dient, das frei ist von fremdartiger Tendenz, von weltlichen Untrieben, von sozialer Selbstsucht!

Setzt man für den Prediger als Minimum 1500 und als Maximum 2500, durchschnittlich also 2000 Rbl. zum Unterhalt fest und vergrößert durch Pfarreilung die Zahl der Kirchspiele von 228 auf 250, so macht das 500 000 Rbl. aus, so daß 300 000 Rbl. für allgemeine kirchliche Zwecke nachbleiben, wie für die Akademien usw. Und selbst wenn die Zahlen hier zu hoch gegriffen sein sollten und man für den Pastor eine höhere Summe aussetzt, wird man immerhin auskommen, um so mehr, da man leicht die Gemeinde mehr belasten kann, ohne daß es drückend wird. Wie leicht kann z. B. die reiche deutsche Petrigemeinde in Petersburg helfend eingreifen und wie gut läßt sich die deutsche geistliche Akademie an ihre vorzügliche Schule anschließen!

In unserm Schulsystem besteht die allerseits als gut und richtig anerkannte Einrichtung, bei welcher die Religion in der Muttersprache gelehrt und gelernt wird. Die Rede soll von Herzen kommen und zu Herzen gehen, um es zu veredeln. Wer in unsrer Gesellschaft braucht nun mehr ein religiös veredeltes, warmes Herz als gerade der Seelsorger?! Doch ihm wird der Segen der Muttersprache bei dem jetzigen Studium der Theologie nicht zu theil. Seine zukünftige Gemeinde erwartet von ihm viel weniger eine große Gottesgelahrtheit denn ein gottergebenes Herz. Wie der Arzt nicht seiner eignen Gesundheit wegen Medizin studirt, sondern seiner Patienten wegen, müßte auch der Theolog bei seinem Studium einen Weg gehen, der ihn zu denen führt, die auf ihn warten und durch ihn zu den Wahrheiten der Religion geleitet werden sollen. Vorliegendes Projekt erfüllt diese Forderung und dürfte dieses nicht unwesentlichen Vorzuges wegen auf die Sympathie aller rechnen, die es mit der religiösen Erziehung des Volkes ernst meinen. „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen.“ Jetzt haben unsre luth. Theologen während ihres Studiums mit dem Etmischen nichts zu thun, wogegen sie in der späteren theo-

logischen Thätigkeit das Deutsche wenig brauchen können. Das gibt eine sprachliche Zwitterstellung, die nicht allein der Predigt Abbruch thut, sondern auch ein eifriges Weiterarbeiten in der Theologie erschwert. Das ist offenbar ein Querschnitt, der beseitigt sein will. In der Familie sprechen heutigestags wohl alle estnischen Prediger ausschließlich Deutsch, wodurch die Sprache ihrer Predigt in eine wenig beneidenswerte Stellung hinabsinkt. Es dürfte schwer fallen, das deutsche Vorbild hier je zu erreichen und sich in Haus und Kirche nur der Muttersprache zu bedienen. Wenn der estnische Theolog seine Philosophie und Logik, Geschichte und Moral im Russischen wird getrieben haben, wird wohl Russisch seine Familiensprache sein. Diese Sprache aber, eine Sprache von Hundertmillionen, seine Staatsprache, hat für ihn wie für das Volk, in dessen Diensten er steht, so große, unleugbare Vorteile, daß wir Esten diesen Austausch gegen das Deutsche nur mit Freuden begrüßen können.

Wiewohl dieses Projekt die Kirche nach den betr. drei Sprachen getrennt wissen will, ist es doch durchaus nicht ein nationales. Im Gegenteil. Das Nationale soll ausgeschaltet werden. Wählbar sind nur die Kandidaten, die die betr. Akademie besucht haben. Diese fragt aber bei der Aufnahme gar nicht nach der Nationalität, sondern nur nach der Kenntnis der betr. Sprache. Entschließt sich ein Deutscher, Prediger einer estnischen Gemeinde zu werden, so lernt er bei Zeiten die estnische Sprache ordentlich kennen, macht seine Studien hauptsächlich in dieser Sprache und gehört dann zu den estnischen Theologen, ganz wie in Finnland die Prediger schwedischer Abstammung für Finnen gelten, welche Seelsorger einer finnischen Gemeinde sind. Indem der Deutsche schon von Jugend auf sich den Esten zuwendet und auf eine deutsche Gemeinde von Haus aus verzichtet, wird er mit den Esten in seelsorgerischer Hinsicht gleichwertig.

Ob der Deutsche bei dieser Neugestaltung noch an seine traditionellen Vorpostendienste denkt oder nicht, darüber braucht ein Este nicht nachzudenken. Wohl aber wird dieser alle Energie einsetzen, um seinerseits diese Dienste ein für allemal zu quittiren, und diese Möglichkeit bietet ihm dieses Projekt. Hat der Este, geographisch zwischen West und Ost gestellt und in großer Zahl lutherisch, zu irgend welchen Vorpostendiensten Neigung, wohlan! eine schöne Aufgabe harret seiner: Er gebe ein Beispiel davon, wie Lutheraner und Orthodoxe neben- und untereinander in Frieden und Freundschaft leben, aufrichtig und ohne Hintertgedanken, wie es Christen gebührt.

Schluss.

Wir stehen am Scheidewege. Hinter uns liegt eine Vergangenheit, dunkel wie die Nacht. Wäre sie erst völlig hinter uns! Eine Vergangenheit haben, die ein begeisterungsfähiges Herz nur verdammen kann, welch ein Fluch für Gegenwart und Zukunft! Und was ist das für eine Gegenwart, die sie geboren? Die soziale Selbstsucht, das herzlose Niedertreten des Schwächeren traten ehemals ehrlicher, weil offener auf als heutzutage. Ein Nachgeben aus Humanität, aus christlicher Nächstenliebe — lächerlich! „Es lebe alles, was wir einst besaßen!“ Was wir nur behaupten können, verteidigen wir mit unserm Herzblut. Das ist die traurige Erbschaft, die Rivland aus seiner düsteren Vergangenheit herübergenommen und die auf uns lastet. „Mich jammert des Volkes!“

Wir stehen am Scheidewege. Vor uns liegt eine Zukunft, die Heil wie Unheil in ihrem Schoße birgt. Wählet! Es lastet eine schwere Krisis über dem christlichen Kulturmenschen des Westens, eine Krisis, der wir nicht enttrinnen werden, wenn eine mächtige Hand uns davor nicht schützt. Unsere Hausmeister führen uns ihr mit Volldampf entgegen. Sie wollen alle Welt täuschen, kommen aber selber aus Enttäuschungen nicht mehr heraus. Sie bauen auf Flugsand, indem sie einen konservativen Sinn unserm Landvolk andichten, dessen Stimmungskomplex sie gar nicht kennen. Was im Westen ganze Bibliotheken vermögen, vermag hier eine Broschüre. Das geistige Leben flutet durch tausend Kanäle von Land zu Land, von Volk zu Volk und setzt uns mit der Menschheit und mit deren Herzschlag in Verbindung. Der Gedanke, uns von der Außenwelt etwa durch eine Grenzmauer abzuschließen, ist völlig aussichtslos. Rettung kann nur von innen heraus kommen. Es handelt sich nicht um Sprache und Nationalität, es handelt sich um höhere Güter. Es handelt sich um Glaube oder Unglaube. Will man Rivland, die Grenzmark des

orthodoxen Rußland, in diese Bewegung stürzen, so wird man dafür alles thun, wenn man nichts thut — wenn man Livland mit seinen alten kirchlichen Einrichtungen sich selbst überläßt. Es gehört dazu kein besonderer Scharfblick, um vorauszu sehen, daß die Generalität des Vorpstons dieses willkommen heißen wird, ja es nötigenfalls selbst herbeischafft; denn das erst gibt zwischen Ost und West einen Gegensatz, der die Pionire der neuen Kulturrichtung in die Arena ruft, ihnen neue Aufgaben stellt, neue Kräfte zuführt, neue Siege in Aussicht stellt. Das Ganze spitzt sich in die Alternative zu: Entweder wir lassen alles beim alten und treten in den Kampf zwischen der alten und neuen Weltanschauung ein, oder wir lenken, unter radikalem Bruch mit dem Überlebten, zeitig ab und gründen uns ein christliches Heim, das uns lieb und teuer ist und uns innerlich vor Geisteskämpfen schützt, die wir andern auszukämpfen willig und billig überlassen.

Das ist der Scheideweg, an dem wir stehen! Sollen wir links, so laßt uns nur an dem historischen Gang unsrer protestantischen Kirche in Livland festhalten, und wir werden sicher und bald westeuropäischen kirchlichen Zuständen entgegengehen. Sollen wir aber rechts, so gebt dem Volk das Bewußtsein wieder, daß seine Kirche ihm gehört und daß es selbst berufen ist, an dem Ausbau derselben zu arbeiten. Befreit die Kirche von der Parteiherrschaft und gebt ihr das hohe Ideal der Gerechtigkeit wieder, damit sie im stande sei, hohen Idealen zu dienen. Beseitigt den lautbeklagten „Druck von unten und oben“, indem ihr das Heiligtum erst vom Parteidruck befreit. Gebt her dem Volke das Gotteshaus, wo es darnach ein bräutliches Verlangen hat, damit ihr nicht einmal die Erfahrung macht, zu spät zu kommen. Wir setzen in kindlichem Vertrauen unsere Hoffnung auf Den, der unsere liebe Heimat mit starker Hand leitet: „Wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn!“



Inhalt.

I. Geschichte und Lehre.

1. Volksthümliche Grundlage des Christentums 1
2. Die Herrenkirche Livlands 4

II. Ein historisches Verdienst der Esten.

3. Römisch-deutsche Pläne 10
4. Dem Tode geweiht 12
5. Der Esten Kriegstüchtigkeit 19
6. Der Kampf ums Dasein 23

III. Die Klust.

7. Ein thörichtes Märchen 29
8. Die Grundstimmung 30
9. Gegensätze 33
10. Erweiterung der Klust 38
11. Eine schuldbeladene Erbschaft 40
12. Baltisches Mongolenjoch 59

VI. Ein Seelendrama.

13. Ein Rätsel 77
14. Heidnische Herrlichkeiten 80
15. „Christliche“ Grenel 83
16. Gewissensfreiheit 92
17. Schlimme Früchte 95

V. Die Herzensfrage.

18. Livländische Treue 101
19. Eine Parallele 110

VI. Die estnisch-nationale Bewegung.

20. Die nationale Bewegung unter den Esten 117
21. Höhepunkt und Umschlag der Stimmung 126
22. Theoretisches 129
23. Das praktische Leben 132

VII. V o r s c h l ä g e.

24. Ablösung des Vorpostens 135
25. Unhaltbarkeit des status quo 138
26. Projekt. Schluß 144

